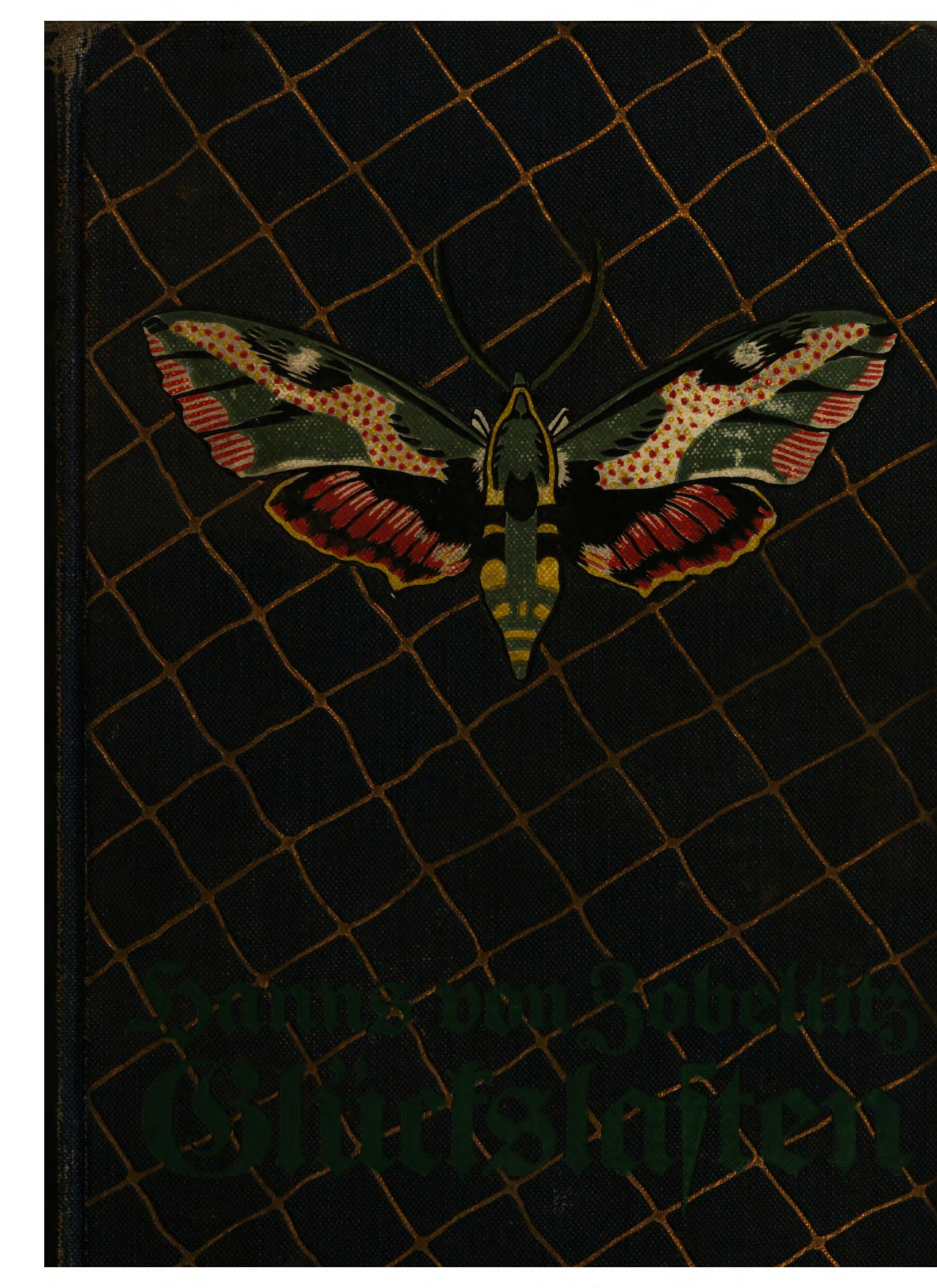
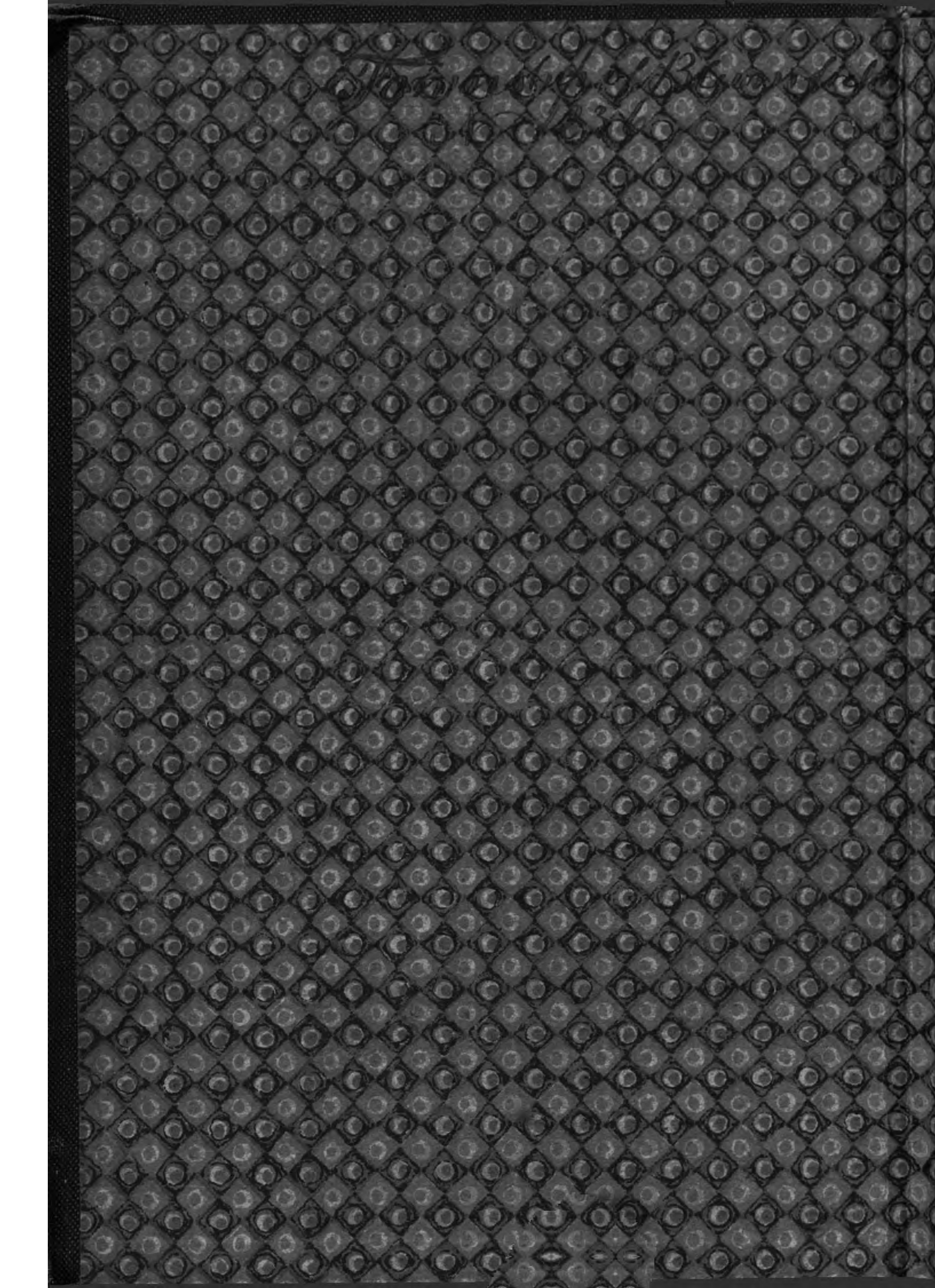
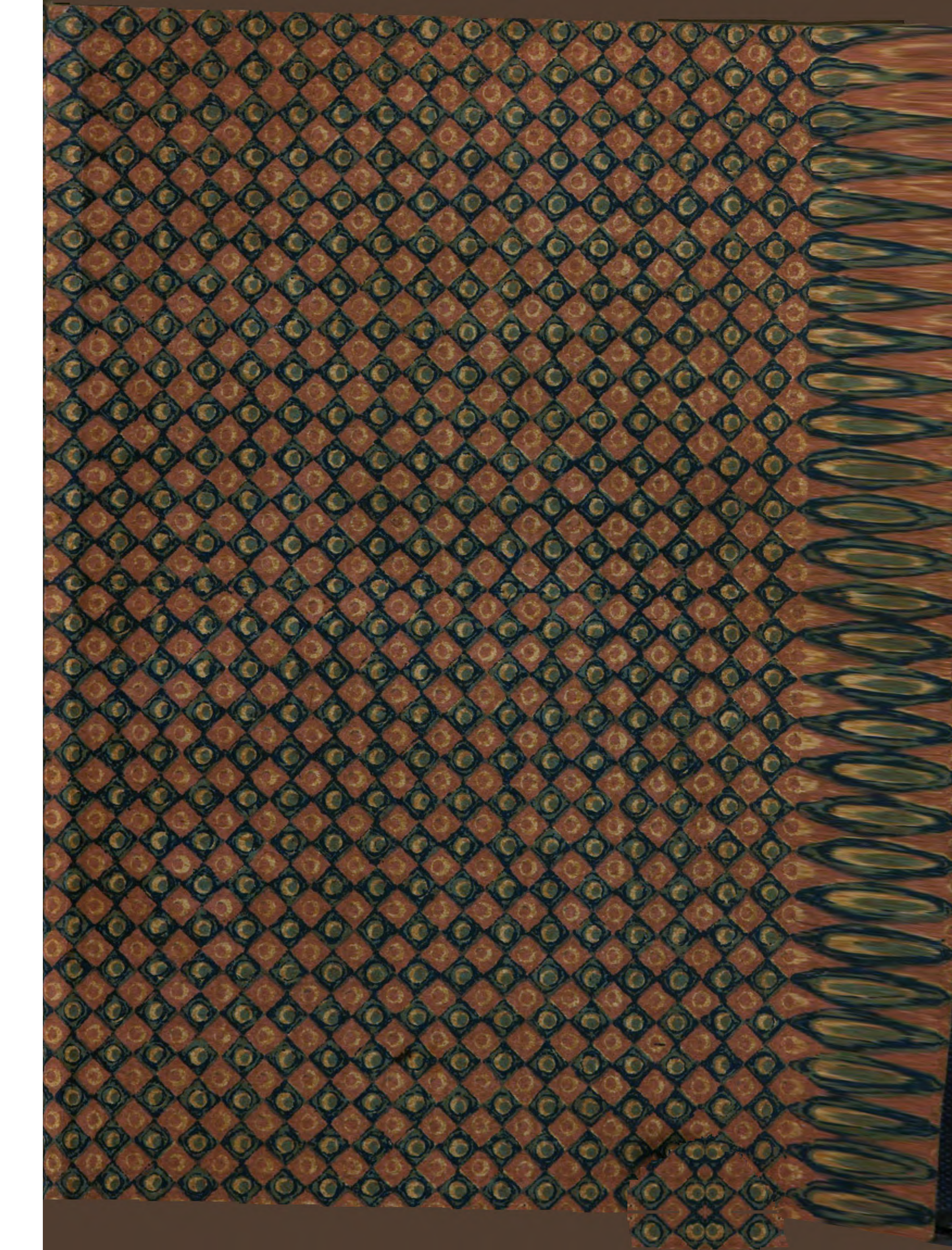

Hanns von Zobeltitz
Glückskasten





Glückslasten

Vierte Auflage

Von Hanns von Zobeltitz ist im gleichen Verlage erschienen:

Der heilige Sebastian. Roman.

Glückskasten

Roman

von

Hanns von Zobeltitz



Egon Fleischel & Co.
Berlin
1909

1

Es ist doch wirklich beinah, als ob Onkel Reinhard einen kleinen niedlichen Schwipps hätte —

Der Major sah durch den dichten Tabaksrauch, der wie eine undurchdringliche Wolke über dem schmalen Kneiptisch lagerte, immer wieder zu dem alten Herrn hinüber, dessen kugelrunder Kopf noch röter als sonst strahlte; rot das lachende Gesicht, rot die wohlgerundete Glatze mit dem gelbweißen Haarkranz. Der hielt sich merkwürdig gut, dieser Haarkranz, grad so wie die paar vereinzelten Haare mitten über der Stirn. Onkel Reinhards Bismarckhaare, wie sie in der Familie hießen und wie er selber sie gern nennen hörte. Überhaupt: der Alte hielt sich famos, war seit zwanzig Jahren so ziemlich unverändert. Und einen Schluck hatte er am Leibe — allerhand Achtung. Eigentlich der lebende Beweis gegen alle Theorien der Abstinenzler . . .

„Jawoll . . . ja . . . sagt Olga . . .“ Der Alte lachte und legte seine dicke Hand, rot wie der Kopf, Exzellenz Fürdinger schwer auf die Schulter. „So was Gemütliches gibt's bei uns in Berolino gar nicht. Da muß man schon in so'n liebes kleines Nest kommen. Ganz mein Genre: vorne der Delikateßladen und hinten, hier, so'n recht verräuchertes Zimmer; etwas für erwachsene

Leute. Und so'n schwarzledernes Sofa, wie das hier. Und 'n guter Tropfen. Na, wie ist's denn, Exzellenz — eine Rôte genehmigen wir uns doch noch?"

Exzellenz Fürdinger wollte eigentlich nach der Uhr sehen, seine gewöhnliche Aufbruchszeit mußte längst gekommen sein. Aber der alte Herr an seiner Seite auf dem Schwarzledernen hatte etwas gar zu Verlockendes, und dem guten Major drüben, dem Gudarcza, tat man gewiß auch einen Gefallen, wenn man die Sitzung noch etwas verlängerte; der arme Kerl kam ja so selten heraus und zu Emke nun schon gar nicht.

„Wenn der Landrat mittut —"

„Aber versteht sich, Exzellenz," kam's von der anderen Seite her, wo Brettenhagen in dem tiefen Lehnstuhl mit den Riesenohrenwangen grade beim Einnicken gewesen war.

„Fritz —," rief der Major. „Noch eine Milon —"

Während der Lehrling mit der pichenden Lederschürze über Brust und Magen die Flasche brachte, während er selber einschenkte, dachte er daran, daß er wohl anstandshalber die Zeche zahlen müßte; er summierte die leeren Flaschen im Kopf zusammen, die auf dem Tische standen — eine ganze Reihe, sieben, leicht zu zählen, denn Exzellenz rangierte sie immer wie ein Glied Rekruten. Und der Major zählte in Gedanken sein Geld im Portemonnaie, ob er auch genug eingesteckt hätte.

„Also es gefällt Ihnen bei uns, Herr Senator! Das freut mich. Prosit!" Exzellenz ließ sein Glas an das des Nachbarn anklingen. „Es ist ja auch nett hier — überhaupt, nicht nur grade in unserer Giftbude. Im Sommer sogar famos. Aber Berlin bleibt doch Berlin."

„Gräßlich!" rief Onkel Reinhard so laut, daß es dem Major ordentlich im Ohre dröhnte. „Gräßlich, sag ich Ihnen, Exzellenz. Eine Häuserwüste, eine Steinsahara. Kein ruhiger Platz, keine ruhige Minute. Wenn man über die Straße geht, ist's der reine Schinderhannesweg zwischen den Droschken und den Elektrischen und den verflixten Fahrrädern und den noch dreimal verflixteren Automoppeln. Nee, meine Herren, mir kann der Wasserkopf des Deutschen Reichs gestohlen bleiben."

„Bravo —" sagte der Landrat und schlug nach einer Fliege, die sich immer wieder den Platz auf seiner Nasenspitze erobern wollte. Grade immer, wenn er die Augen eben geschlossen hatte.

„Ja aber, Herr Senator, dann wäre ich an Ihrer Stelle doch nicht nach Berlin gezogen."

Onkel Reinhard drehte eine Weile am Glase, tat dann einen tiefen Zug, bis auf den Grund. „Schenk mir noch 'n Tropfen ein, Gudarcza. So — danke. Ja, das sagen Sie so, Exzellenz," meinte er. „Und eigentlich haben Sie recht. Aber sehen Sie: als ich nach Berlin zog, hatte ich meine Posemuckler bis hierher! Ich war ja so 'ne Art Stadtvater — daher noch der schöne Titel, mit dem Gudarcza mich immer vorreitet, weil er so 'was Hanseatisch-Patrizierhaftes hat: Senator! Ja also, ich war aber auch 'n moderner Mann, und ich hielt schon von Berufs wegen auf Hygiene, als Apotheker nämlich. Na, und meine Schildaer wollten das Schlachthaus nicht, das ich wollte, und da verkrachten wir uns. Ich verkaufte meinen ‚Goldenen Löwen' an meinen ersten Provisor — und dann saß ich sozusagen auf der Straße mit den Kenntnissen. Nach dem Ärger wieder in 'ne Klein-

stadt ziehen, nicht um die Welt. So kam ich nach Berlin. Was Berlin aber einmal hat, hält es fest —"

„Stimmt —" brummte der Landrat dazwischen.

„Ja. Das war vor dreißig Jahren, und damals war Berlin auch noch nicht solch Ungeheuer wie jetzt. Die Elektrischen von heute waren gemütliche Pferdebahnen, viele gab's überhaupt noch nicht, und das Auto war noch nicht erfunden. An der Stadtbahn bauten sie erst, und an Untergrund- und Hochbahn dachte niemand. Sehen Sie, meine Herren, damals gefiel mir's fein. Man war ja auch jung. Bloß: ich mußte doch meine paar Kröten anlegen. Na, es war grade der große Häuserkrach. Niemand wollte kaufen — und da kaufte ich. Wenn ich's heute recht überlege, muß ich's jugendlichen Leichtsinn nennen, und ein paar Male war's auch nahe dran an dem alten Wort: sieben Häuser und keine Schlafstelle. Ich hatte nämlich vorm Halleschen Tor sieben Mietskasernen, alle mit winzigen Anzahlungen gekauft, und das Bargeld wurde mir schließlich höllisch knapp. Aber dann kam der Aufschwung. In einem Jahre verkaufte ich alle sieben Burgen und legte mir dafür in Charlottenburg Terrains zu, weit draußen, wo sich damals die Füchse gute Nacht sagten —"

Der Major kannte die Geschichte des Reinhardschen Reichtums schon, denn der Onkel erzählte sie nicht ungern. So hörte er nur mit halbem Ohre zu. Die anderen Herren lauschten, sogar der Landrat. ‚Merkwürdig, das Gold und wie es sich zusammen findet, hat doch immer Reiz für den Zuhörer,' dachte Gudarcza. ‚Merkwürdiger noch: für mich eigentlich nicht. Wenn's auch manchmal recht knapp war, wir sind ja immer so leidlich

durchs Leben gekommen. Was will man denn mehr? Höchstens der Kinder wegen. Aber besser ist's vielleicht auch für die, wenn sie sich ihren Weg selber schaufeln müssen.'

Er dachte auch daran: als er sich verheiratete, hatte er sich von Berlin nach der Provinz versetzen lassen müssen, denn für Berlin hätte es nicht gelangt. Grad das Kommißvermögen hatten sie; er die Hälfte, Ida die Hälfte. Das war ihm höllisch schwer geworden, den silbernen Kragen abzulegen, und beim Abschiedsessen im alten Regiment waren ihm die Tränen nahe. Aber es war doch nur ein kleines Opfer für ein großes Glück gewesen.

Onkel Reinhard erzählte immer noch weiter. Von seinen gelungenen Grundstückspekulationen und vom Wachsen und Dehnen Berlins und wie er dann selber seine Grundstücke bebaut hätte, anstatt sie einer Terrain-Gesellschaft in den Rachen zu werfen. Dann und wann trank der alte Herr dazwischen, und dann und wann lachte er sein lautes, etwas auf die Nerven fallendes Lachen.

„Ja — und so, meine Herren! Der Leib gehört nun mal Berlin, aber das Herz . . . sehen Sie, das Herz, das ist wieder zur Kleinstadt, zu meinem Posemuckelchen, zu meinem Schilda-Burtehude zurückgekehrt. Aus Neustadt bin ich, und für Neustadt schwärme ich bis zu meinem seligen Ende. Das heißt, 'ne Weile wollen wir das noch mit ansehen. Wir Alten, Exzellenz — was? Wir sind von gutem Schrot und Korn. Mich schrecken die Achtzig nicht."

„Geschonte Jugend —" warf der Landrat dazwischen.

„Sehr richtig. Und kalt Wasser außen, und Röte

innen. Das ist mein Rezept, und vom Rezeptieren versteh ich immer noch was. Schon so: keinen Doktor an' Leib lassen. Keinen Troppen Medizin, aber 'n andern guten Troppen zur rechten Zeit. Wissen Sie: der Konditor kann keinen Kuchen essen, der Schlächter rührt keine Wurst an. Sie wissen schon weshalb. Ich hab, seit ich den ‚Goldenen Löwen' verkaufte, allen Mixturenfläschchen Valet gesagt. Und es ist mir bekommen — was?"

„Famos, Herr Senator." Exzellenz Fürdinger zog sich den schwarzen Gehrock hinunter. „Nun wird's aber doch Zeit. Was meinen Sie, lieber Gudarcza — wollen wir zahlen? Fritz!"

„Unser Anteil —" sagte der Alte mit Betonung und legte die grünseidene Börse vor sich auf den Tisch. Doch der Major hatte sein Geld schon parat gehalten: „Erlaube, lieber Onkel, du bist selbstverständlich mein Gast."

„Schönchen —." Onkel Reinhard nickte vergnügt, und dann stampfte er, sehr grad aufgerichtet, nach vorn, aus dem halbdunklen Honoratiorenzimmer in den hellen Laden. Hinten konnten sie, durch die halboffene Glastür, deutlich hören, wie er einen kleinen energischen Handel mit Herrn Emke begann: „Also die Wurst, Herr Soundso, und die dicke Braunschweiger da. Wenn sie nämlich garantieren, daß kein Hottehüh drin ist. Dann die große Gänseleberpastete und ein halbes Dutzend Sardinendosen. Alles gleich zu Frau von Gudarcza. Was kost der Kitt?"

Dem Major war's schon wieder peinlich. Er hatte den Kneifer von den kurzsichtigen Augen genommen, wischte an den Gläsern herum, lächelte ein wenig verlegen. Aber Exzellenz Fürdinger, der bereits den Zy-

linder aufhatte — er war einer der wenigen Pensionäre Körlins, die stets im Zylinder gingen — meinte: „Ein prächtiger alter Herr, Gudarcza. Einer von den Originalen, die immer mehr aussterben. Den müssen Sie uns öfter herbringen. Er wird Sie doch sicher noch ein paar Male besuchen, solange er drüben im Seebad ist?"

Da erschien Onkel Reinhard wieder im Rahmen der Tür, die sein mächtiger Körper fast ganz ausfüllte. Er fuchtelte mit seinem spanischen Rohr in das Zimmer hinein: „Wo bleibst du denn, Otto? Es rasselte grade ein Droschkong vorbei — hier rasselt's doch noch wirklich auf eurem Pflaster —, den hat uns der Proprietair angehalten. Komm nur, Gurdarcza, sonst wird deine Ida ungnädig."

Im Laden stand Herr Emke, hatte sein Käppchen in der Hand und machte den Herren vier tiefe Diener; den tiefsten dem letzten der Vorüberschreitenden, dem Landrat. Man konnte ja nie wissen, wozu es gut war. Und dann eilte er hinterdrein und half den Korb mit den Einkäufen in die Droschke verstauen. „Sollte das nicht herausgeschickt werden?" fragte der Major abwehrend. Aber der Alte erklärte: „Laß nur —" winkte den beiden anderen Herren, die noch einen Augenblick vor der Tür stehen geblieben waren, einen Gruß zu, lehnte sich dann, als der Wagen anfuhr, weit zurück und schien sofort einzuschlafen. Die mächtigen Beine hatte er so weit von sich gestreckt, als der enge Raum überhaupt erlaubte, der rote Kopf mit dem Panamahut sank ganz tief auf die Brust herab.

Es war ein ziemlich weiter Weg bis zur Elisenstraße, wo Gudarcza wohnte, seit er den blauen Brief

erhalten hatte und hierher, in das billige Nest, gezogen war. Hart an der Grenze des Städtchens lag sein Haus. Man mußte fast durch die ganze Hauptstraße, und der Major, den alle Welt kannte, sah die vielen verwunderten und so manches amüsierte Gesicht. Es mochte ja auch einen komischen Eindruck machen: er bescheiden in die eine Ecke gedrückt, in der anderen der schlafende Hünengreis und zwischen ihnen der große Korb, der seine Herkunft von Ph. K. Emke & Sohn nur allzudeutlich verriet.

Peinlich war's. Überhaupt, bei aller verwandtschaftlichen Zuneigung, etwas Peinliches hatte solch Besuch immer.

Ob das Exzellenz wohl ganz ehrlich gemeint hatte, das vorhin: ‚Ein prächtiger alter Herr?' Fürdinger war nicht umsonst persönlicher Adjutant des Herzogs von Altenberg gewesen; er hatte immer noch solche Hofluftnote an sich, suchte immer und überall liebenswürdig, verbindlich, konziliant zu sein.

‚Prächtiger alter Herr'. Nun ja — ja doch. Aber ein bissel Protz dazu, oder wenigstens eine ausgesprochene Freude am Besitz, um es gelinder auszudrücken. Und ein Genußmensch von der grobkörnigen Art, ganz aufs Materielle gestellt.

Gudarcza schielte nach rechts auf den schlafenden Riesen.

. . . Gottlob, daß man nicht auf den reichen Onkel angewiesen gewesen war. Gutmütig war er ja; geizig war er auch nicht, sogar gebefroh in seiner Art, immer ein wenig an der unrechten Stelle, mit einem Hundertmarkschein aus der Westentasche für die Kinder: da, mein

Junge — Vater braucht davon nichts zu wissen. Das schlugen der Eberhard oder der Friedel dann auf den Kopf, an einem Tage vielleicht, gewöhnten sich alle möglichen unnützen Bedürfnisse an und vergaßen ganz, daß zu Hause eigentlich immer Schmalhans Küchenmeister war.

... Nein, das doch nicht. Das war übertrieben. Man war bisher mit Anstand durchgekommen. Knapp — ja; aber gelangt hatten die Pension und die paar Zinsen immer noch. Daß man sich manches hatte versagen müssen, sich und den Kindern — nun, das schadete am Ende nichts ...

... Aber komisch war's. Komisch war's doch: wir machen an jedem Ersten vierundzwanzig Kassen und legen in jede die paar Dittchen hinein, und wir müssen manchmal am 20. die eine die andere anpumpen lassen. Und haben dabei einen Onkel, unverheiratet, keinen Verwandten außer uns, mit einem Vermögen, das man auf eine Talermillion schätzt.

... Wenn der einmal die Augen zutut.

Es war nur ein ganz, ganz flüchtiger Gedanke, und Gudarcza schämte sich sofort. Er fühlte förmlich, daß eine feine Röte über sein Gesicht jagte. Daran auch nur zu denken!

Aber er dachte doch weiter daran. Mit leichter Wehmut sogar: etwas fiel ja natürlich Idchen zu. Ein Bruchteil. Mehr kaum. Denn über den Hauptteil seines Vermögens verfügte Onkel zugunsten irgend einer Stiftung. Das hatte er oft genug ausgesprochen, aber das Wie, Wieviel, Wofür hüllte er immer in Dunkel.

Schade — dachte der Major und schämte sich wieder.

Der elende Mammon — als ob der elende Mammon einen glücklicher machen könnte. Pfui Deubel, daß doch jeder Mensch solchen moralischen Schweinehund in sich trägt . . .

Na, gottlob, da war ja die Elisenstraße. Und da guckte auch Dodos Pudelkopf zum Fenster hinaus. Ganz gewiß war Ida ungeduldig geworden und hatte das Kind auf Ausschau postiert.

„Uff!“ machte Onkel Reinhard, als die Droschke hielt, und rieb sich die Augen: „Weiß Knöppchen, Gudarcza, ich hab 'nen kleinen Dormus riskiert. So, und nu woll'n mer noch amal . . .“ Schwer, langsam tastend, streckte er das Bein aus dem Wagen, schob den Körper nach und lachte dabei zum Fenster hinauf: „Na, du schwarze Kröt, ihr wartet wohl mit der Suppe. Ja, euer Vater kann nu mal kein Ende finden, wenn er hinter der Buddel sitzt. Aber nun schick einen dienstbaren Geist herunter. Ich bring euch alle Schätze Indiens mit.“

Quietschvergnügt war der Alte. In heiterster Stimmung nachher auch beim Mittagessen und galant, in seiner Art, gegen beide Damen. Er saß zwischen Mutter und Tochter, schäkerte bald mit der Blonden, in deren reichem Haar nur ganz vereinzelte Silberfäden glänzten, und bald mit der Schwarzen, ließ sich selber ein bißchen den Hof machen, aß für zwei, lobte zu Frau Idas Entzücken von der Suppe bis zur Mehlspeise und sprach dem Möselchen so wacker zu, wie bei Emke dem Rotspon.

Gudarcza schmeckte es nicht. Unmittelbar vor Tisch hatte ihn seine Frau auf einen knappen Augenblick allein gesprochen. Er befürchtete eine kleine Vorlesung wegen der Verspätung, aber er irrte sich. Ida fragte nur: „Ist

Onkel guter Stimmung? Ich möchte nachher wegen Signe mit ihm reden."

„Aber, Mamachen —"

„Ich bitt dich. Das überlasse nur mir. Er kann wirklich einmal etwas für eins von den Kindern tun, und Signe ist sein Patchen."

Mehr nicht. Aber der Major würgte bei jedem Bissen daran und fürchtete bei jeder Wendung des Gesprächs, daß seine Frau von Signe anfangen würde, dem Schmerzenskind.

Manchmal schloß er auf eine Sekunde die Lider, und dann sah er Signe jedesmal vor sich in ihrer stolzen blonden Schönheit, mit dem herben Zug um den Mund, mit den sehnsüchtigen blauen Augen. Fast ein Jahr hatte er sie nicht gesehen, fast ein Jahr war sie nun schon in der Fremde.

Die anderen plauderten von Friedel und von Eberhard. Beide hatte der Onkel noch kurz vor der Abreise in Berlin gesprochen. Er lobte beide: „Tüchtige Jungen! Gewiß — gewiß. Der Eberhard ein bissel flott. Lieber Himmel, das waren wir in seinen Jahren auch. Und Friedel ein bissel gar zu korrekt . . ."

Dann fiel der Name doch: Signes Name.

Onkel hatte gefragt: „Du, Dodochen, wünsch dir mal was. Wenn du mir nachher einen Kuß gibst, sollst du einen Wunsch frei haben. Überleg's immer."

Da hatte Dorothee den Pudelkopf geschüttelt und gelacht. „Den Kuß kriegst du gratis, Onkel Reinhard. Aber einen Wunsch? Ich hab wirklich keinen Wunsch."

Weitab vom Tisch hatte der Alte seinen Stuhl gerückt, um mit beiden Händen auf die Kniee schlagen zu können:

„Mädel, bist du toll! Ein Mensch von siebzehn Jahren, sozusagen wirklich schon ein Mensch — und noch keinen Wunsch! Gibt's ja gar nicht, gibt's ja gar nicht. Na, weißt du, da sind deine Geschwister anders. Die Bengels . . . ja . . . und Signe auch."

Gudarcza blickte zu seiner Frau hinüber. Sie rückte gerade auf der Käseschüssel etwas zurecht, damit sich die dünnen Pumpernickelscheiben besser präsentieren sollten. Er sah es deutlich, ihre Hand zitterte dabei, so erschrocken war sie. Aber sie faßte sich gleich wieder. Sogar lächeln konnte sie, als sie sagte: „Freilich, Onkel Reinhard, Signe war immer groß, auch in ihren Wünschen." Es sollte scherzhaft klingen, aber sie fühlte, der Ton gefiel dem Alten nicht; er zog so eigen seine Augenbrauen hoch. Und so setzte sie ernst hinzu: „Unvernünftig war sie übrigens nie. Ich wollte nachher mit dir grade über Signe sprechen."

„So — wolltest du, Ida?" Er zog den Stuhl wieder mit den Fußspitzen nach vorn, steckte die Serviette energisch in den Westenausschnitt und trank sein Glas aus. „Na, lieber nicht nachher, sondern gleich. Das Mädel hat mir nämlich geschrieben — von da unten her, aus irgend solchem italienischen Nest, wo Ihre Hoheit zu geruhen geruhen. Sechs Seiten oder achte, was aber nicht viel sagen will, denn jeder Buchstabe ist nen halben Meter groß. Inhalt: nicht mehr und nicht weniger, als ich soll ihr das Geld geben, sich zur Konzertsängerin auszubilden. Na, Ida, tu mir die Liebe und mach nicht solch erstauntes Gesicht. Ich seh's dir ja doch an der Nasenspitze an, daß du ganz genau unterrichtet bist. Schad't ja auch nichts, ist sogar ganz natürlich und gut.

Aber weißt du: ich bin wahrhaftig ein moderner Mensch und finde gar nichts darin, wenn eine Freiin von Gudarcza öffentlich auftreten will. Nur daß ich's gerad mit meinen paar Kröten unterstützen sollte — ne, Ida, dafür bin ich nicht zu haben. 's ist mir, ehrlich gestanden, zu phantastisch."

Der Major sah wieder unsicher zu seiner Frau hinüber. Hoffentlich schwieg Ida.

Es schien fast so. Ida saß ein paar Minuten mit gesenkten Augen. Doch dann kamen zwischen ihren Brauen die kleinen feinen Fältchen zum Vorschein, die immer anzeigten, daß sie sich nicht beherrschen konnte.

„Erlaube, lieber Onkel," sagte sie. „Phantastisch ist Signe eigentlich nie gewesen, und phantastisch ist ihr Wunsch nicht. Daß sie sich nicht wohl fühlt in ihrer Stellung bei der kleinen Hoheit, ist auch ganz begreiflich. Dies ewige Umherreisen, das ewige Hotelleben, diese stete Unruhe kann ja auf die Dauer kein Mensch aushalten, und das ewige Unterhalten, das die Fürstin verlangt, erst recht nicht. Solch armes Hofdämchen hat es schwer. Und nun hat Signe doch ihre wundervolle Stimme —"

Onkel Reinhard hatte sich noch eine Birne von Dodo schälen lassen und aß sie behaglich auf, während Frau Ida sprach. Erst als er das letzte Stückchen verspeist hatte, unterbrach er sie: „Glaub ich ja alles. Nur laßt mich aus dem Spiel. Ich bin immer gefällig, ich helfe immer gern. Eure Jungens könnten euch davon auch allerlei erzählen, was ihr nicht wißt. Na, Gudarcza, guck mich nicht so an. Dabei ist gar nichts, wenn ich den Bengels mal mit sechs Dreiern aushelfe. Aber das mit der Signe — ne, damit verschont mich. So — und

wenn's euch nun recht ist, dann stehen wir auf, und ihr gebt mir irgend ein Sofa. Ich schlafe ja sonst nachmittags nie, aber heute fühl ich wirklich solch menschliches Rühren ... Mahlzeit!"

‚Wie peinlich —' dachte Gudarcza wieder, während er dem Alten die Hand schüttelte. ‚Wenn doch Ida geschwiegen hätte ... zu peinlich, an meinem Tisch diese Absage.' Und Frau Ida hatte ein rotes Gesicht bekommen.

Schweren Schrittes ging Reinhard zur Tür. Er hatte die Klinke aber noch nicht in der Hand, da kam Dodo wie ein Wirbelwind, umfaßte ihn: „Du, Onkel, ich hab's mir überlegt. Das gilt doch noch mit dem Wunsch — was? — und dem Kuß. Ein Mann — ein Wort."

Er beugte sich über das lachende Mädchengesicht und lachte mit. „Aber natürlich, du schwarzer Deibel! Ein Mann — ein Wort!" Und sie küßte ihn redlich auf die dicken Lippen. „So ... ein Mann, ein Wort, Onkel! Jetzt wirst du Signe helfen ... denn das ist mein Wunsch."

„Du Schlaufuchs!" Der Alte schien sich köstlich zu amüsieren. Er hielt die zierliche Gestalt fest an beiden Schultern zwischen seinen Riesenhänden. „So willst du mich fangen? Gar nicht so dumm. Gar nicht so dumm. Nur hat die Geschichte einen Haken, Dodochen, du Schäfchen. Denn das Tauschgeschäft Kuß und Wunscherfüllung bestand unter der juristischen Voraussetzung meinerseits, daß du dir was wünschtest. Na — laß gut sein. Wir bringen unser Geschäft schon in Ordnung. Wollen's mal erst beschlafen."

Der Major hatte Onkel Reinhard auf seinem eigenen



Schlafsofa im Herrenzimmer untergebracht, ihm die Reisedecke selber über die Füße gebreitet. Dann blieb er noch einen Augenblick stehen. „Liegst du auch bequem?“ fragte er. Und nach einem Weilchen: „Du bist doch nicht ungehalten, lieber Onkel? Mir war's so fatal ... das mit der Signe. Und erst recht die dumme Bettelei von Dodo. Gut hat sie's ja natürlich gemeint ...“

„Aber nu ja doch —“ Onkel Reinhard hatte das Gesicht schon gegen die Wand gekehrt. Nun wandte er's noch einmal halb zurück. Er sah doch ein bißchen ärgerlich aus, fand Gudarcza. Erhitzt, sehr rot, röter noch als gewöhnlich, und über die Augen hingen die Lider halb herab. Oder er war wohl nur stark schläfrig? Kein Wunder, was hatte der alte Herr heute zusammengetrunken. „Aber nu ja doch, natürlich hat die Dodo es gut gemeint,“ sagte er und gähnte. „Nachher soll sie ihren Kuß mit Zinsen zurückkriegen. Jetzt aber will ich meinen ordentlichen Dormus halten. Nacht, Gudarcza ...“ Er nickte noch einmal und drehte sich wieder der Wand zu. Gleich darauf sägte er los.

* * *

Und noch jetzt drang in regelmäßigen Intervallen das Schnarchen des Alten in den Salon, in dem der Major langsam, leise auf- und abging. Er hatte sich auch ein wenig hinlegen wollen, auf die Chaiselongue hier. Aber es war bei dem Versuch geblieben. Es lag sich unbequem auf dem schmalen, kurzen Ding, und dann hatte es auch erst vor einem Jahre den neuen grünen Plüschüberzug erhalten. Besser wurde der nicht, wenn

solche schwere Person darauf lag. Und Ruhe fand er doch nicht. Es war zu viel aufgerüttelt worden in ihm.

Ruhe . . . ja die Ruhe! Er dachte daran: als er den Abschied genommen hatte — nun ja: man nimmt den Abschied, auch wenn man ihn bekommt —, da hatte er sich eigentlich auf das ruhige, beschauliche Leben in der kleinen Stadt gefreut. Manchmal, anfangs war ihm die Ruhe freilich geworden. Aber nun die Kinder groß waren, erwachsene Menschen, nun hatte er eigentlich noch weniger Ruhe als damals, wo ihr Holterdiepolter das Haus erfüllte.

Nicht daß er sich selber ein Klagelied vorsingen wollte. Bewahre! Dazu lag wahrhaftig kein Grund vor. Die Kinder waren gut eingeschlagen. Gottlob! Wenn man so an andere Eltern dachte — an Exzellenz Fürdinger etwa, dessen einst in alle Himmel gepriesener Einziger drüben, jenseits der großen Ententeichs Stiefel putzen sollte —, dann konnte man wahrlich die Hände falten. Aber aus den Sorgen kam man doch nie recht heraus. Gerade keine erdrückenden Sorgen, gewiß nicht, Sorgen waren es aber doch. Immer mehr müssen wir Alten uns einschnurren, rechnen und wieder rechnen.

Da war das Studium von Friedel, das sich hinzog und hinzog. Und da kam der Eberhard mit kleinen Anliegen. Um große Summen handelte es sich ja nicht, aber er langte doch eigentlich nie mit der Zulage; bald mußte eine Rechnung beim Schneider bezahlt werden, bald galt's einen Tischrest im Kasino auszugleichen —

Nebenan schnarchte der alte Mann aber wirklich wie ein Vollgatter, das einen rechten, derben, festen Eichen-

stamm in Angriff genommen hat. Dann und wann war's, als ob die Sägen einen besonderen Knorren anfaßten.

Ja — Onkel Reinhard hatte das alles wieder aufgerührt. Den hatten die Jungen also auch in Kontribution gesetzt. War ja am Ende ganz natürlich. Die Jugend denkt eben: wozu hat man den Millionenonkel? Wir hätten's wohl auch nicht anders gemacht. Nur peinlich war es. Und der gute Alte streicht es uns doch gelegentlich wieder aufs Butterbrot. Zartsinn gehörte nun mal nicht zu seinen hervorragendsten Eigenschaften. Und wiedergeben? Erstens hätte er's nicht genommen. Zweitens — zweitens —

Gudarcza stand vor einem der Fenster. Er sah die großen Löcher in den Gardinen, die Ida kunstgerecht gestopft hatte. Im vorigen Jahr sollten neue angeschafft werden. Da schrieb Friedel . . . nun, es ging schließlich auch ohne die neuen Vorhänge, aber recht standesgemäß waren die gestopften Dinger wahrhaftig nicht. Und Ida hatte sich im Winter kein neues Kleid anschaffen können, und er selber verzichtete auch auf den Gehrock, trotzdem der alte an den Ellenbogen recht bedenklich aussah.

Langsam, leise ging der Major zurück, vom Fenster zur Korridortür, und von der zur Tür des Herrenzimmers, und überall sah er plötzlich die sorgsam verborgenen kleinen Schäden, die die Zeit der Einrichtung geschlagen hatte. Der Teppich war fadendünn geworden, die Lichterkrone hatte allen Glanz verloren, die Möbel hatten durch die vielen Umzüge während der Dienstzeit gelitten; erneuert war eigentlich nichts worden, bis auf die Bezüge. Mit denen war es wirklich nicht mehr gegangen.

Und doch war das alles eigentlich so gleichgültig.

Denn die Jugend hatte nun einmal das Vorrecht. Für sie bringt man so gern Opfer. Nur, daß man allmählich immer mehr und mehr auf die gleitende Bahn kommt. Und dann, dann — Signe —

Immer wieder kehrten schließlich seine Gedanken zur ältesten Tochter zurück.

Sie war sein Liebling gewesen. Sie war aller Welt Liebling schon als Kind mit ihrem feinen Gesicht, den großen blauen Augen, dem Tizianhaar. So überraschend wirkte ihre Schönheit, daß die Leute auf der Straße stehen blieben. Einmal, als der Kommandierende zur Besichtigung gekommen war, hatte der ihn beim Diner im Kasino gesprochen: „Gudarcza, denken Sie sich — geh ich da vorhin über den Jungfernstieg und seh ein Mädelchen von acht, neun Jahren, so schön, so eigenartig schön, daß ich gar nicht anders kann, als sie anhalten und fragen. Dja, und sie knickst und sagt ganz artig: ‚Signe Gudarcza, Euer Exzellenz!' Wetterchen, zu solch einem Ausbund von Schönheit möcht ich doch gratulieren. Die wird den Männern mal die Herzen heiß machen."

Das war auch ganz Signe gewesen, daß sie mit neun Jahren schon den Kommandierenden gekannt hatte, gar nicht verlegen geworden war, ihm ganz richtig geantwortet hatte! Ganz Signe —

Und dann, fünf oder sechs Jahre später, oben im ostpreußischen Nest, war der kleine bucklige Kirchenorganist, der in der Privat-Mädchenschule von Fräulein Sebenicht den Gesangunterricht gab, zu ihm gekommen. Im schwarzen Gehrock mit zu kurzen Ärmeln, mit einem himmelhohen Zylinder und mit vielen verlegenen Verbeugungen. Eine Wunderstimme, eine Gnade Gottes. Eine

Sünde, wenn diese Stimme nicht geschult, nicht von einem Meister ausgebildet würde. Ein Alt, wie er vielleicht seit Menschengedenken in deutschen Landen nicht dagewesen. Er — Simon Breimann — sei nur ein elender Stümper, er lebe tagaus, tagein in Angst, das kostbare Material zu schädigen. Aber Fräulein Signe müsse, müsse nach Berlin . . .

Gudarcza war vor der Etagere in der Ecke stehen geblieben. Ganz mechanisch nahm er einen der kleinen Porzellanhunde nach dem andern in die Hand, die dort standen, ein Dutzend oder mehr. Das war mal eine kleine Passion von Ida gewesen, vielleicht die einzige, die sie im Leben gehabt hatte. Zu jedem Geburtstag, zu jeder Weihnacht hatte er ihr solch ein winziges Ding schenken müssen; die Bekannten hatten beigesteuert, und der große Wauwau, der in der Mitte stand, ein Bulldogg mit gefletschten Zähnen, der stammte von Onkel Reinhard. — Was schnarchte übrigens der Mann —

Ja, damals, gerade damals hatte Onkel das Ungetüm gekauft, als wir wegen Signe in Berlin waren. In der Leipzigerstraße, als wir von der Lilli Lehmann kamen. Noch zu früh, hatte die entschieden. Wunderbares Material. Aber jetzt nichts als schonen; kein übertriebenes Üben, wie ein rohes Ei behandeln, und in zwei Jahren wiederkommen. Und sie hatte Signe angesehn und angesehn und im Flur heimlich zu ihm gesagt: ‚Eine selten schöne Erscheinung; solch eine Stimme und solch ein Gesicht — es ist zum Staunen. Eine doppelte Gnade — oder ein doppeltes Danaergeschenk.‘ Ja, und die Leute auf der Straße hatten dem langaufgeschossenen Backfisch nachgesehen, der den rotgoldblonden Kopf so stolz trug

— und dann kaufte Onkel Reinhard den Bulldoggen: „Den nimmst du Muttern mit, du rote Hexe . . .“

Ganz vorsichtig stellte er den großen Köter wieder in die Mitte und schob die Horde der Kleinen und Kleinsten um ihn her zurecht.

„. . . Das war kurz, eh ich den blauen Brief bekam. Der sargte so manche Hoffnung ein, und auch die. Es ging ja wirklich nicht, liebe, arme Signe! Zwanzig Mark die Stunde und alles andere, und die Jungens . . .

„. . . Und dann kam diese unselige, aussichtslose Liebe —

„. . . Und die sargtest du selber ein, wie wir so manche Hoffnung, und trugst den Kopf noch höher, noch stolzer und hattest nur den einen Gedanken: Fort! Fort! Und als dir dann Exzellenz Fürdinger die Hofdamenstellung besorgt hatte, da gingst du hinaus in die Fremde. Wir aber wußten nicht einmal, war's mit neuen Hoffnungen in der Brust, war's daß du fortgingst ohne jede Hoffnung. Du verschlossenstes aller Kinder! Arme, liebe Signe . . .‘

Nebenan war es plötzlich still geworden. Der Major sah nach der Uhr: nun mußte er den Alten wohl bald wecken? Um fünf Uhr ging sein Zug, und vorher sollte er noch Kaffee trinken.

Ganz still —

Aber dann plötzlich ein schwerer, dumpfer Fall — ein röchelndes Aufstöhnen —

Mitten im Zimmer lag Onkel Reinhard auf dem Teppich, mit dem Gesicht nach unten, den rechten Arm weit vorgestreckt; in der linken Hand noch die Tischdecke, die er im Fall heruntergerissen hatte, als er sich stützen wollte.

„Onkel . . . Ida . . . Ida . . .“ Und dann kniete Gudarcza neben dem Greise, suchte die schwere, mächtige Gestalt aufzurichten, sah mit Entsetzen in das dunkelrote Gesicht, sah in die verglasten Augen mit den erweiterten verschobenen Pupillen und sah den halboffenen, verzerrten Mund. „Ida! Um Gottes willen! Dodo, lauf zum Sanitätsrat . . . nein, das Mädchen! Wasser, Dodo!“

Sie hoben und schoben den Körper mit Mühe herum, legten ein Kissen unter den Kopf, rissen Weste und Hemd auf, horchten auf der Brust nach dem schnarchenden Atem. Noch schlug das Herz. Arbeitete sogar wild und ganz unregelmäßig. Aber es schlug doch. Nasse Umschläge auf Brust und Kopf —

Gudarcza war völlig fassungslos, Dodo weinte. Am ruhigsten war Frau Ida. Sie hantierte gleich einer gelernten Samariterin. „Noch ein Kissen, Dodo. Hebt den Kopf an. So — so —“

Einmal schien eine Spur von Bewußtsein zurückzukehren. Die Augenlider hoben sich, es war wie ein suchender Blick. Oder schien es nur so, lag nur irgend ein mechanischer Reiz vor?

Dann kam endlich der Arzt. Er zuckte die Achseln. „Schlaganfall —“ flüsterte er. „In dem Alter! Aber wir müssen unser Bestes tun.“

Der Kranke wurde in das Bett des Hausherrn gebracht. Ein Pfleger aus dem städtischen Hospital wurde geholt, trotz des Protestes von Frau Ida.

Bis gegen Abend blieb der Medizinalrat. Dann ging er: „Ich muß fort. Die unmittelbarste Gefahr ist vorüber, hoff' ich, und dem Lohberg können Sie vertrauen. Ich komme noch einmal heran.“

Ganz ruhig lag Onkel Reinhard jetzt, nur bei jedem Heben und Senken der mächtigen Brust drang ein knarrendes Geräusch heraus. Wenn Gudarcza auf leisen Sohlen bis an die Tür kam und horchte, klang es ihm immer wie unheilkündend entgegen. Es schnitt ihm ins Herz. ‚Der arme Reinhard . . . und daß ihm das gerade bei uns zustoßen muß!‘ Leise, vorsichtig tappend, ging er jedesmal durch den halbdunklen Korridor zurück zu seiner Frau. Er hätte so gern mit ihr gesprochen, aber sie hatte alle Hände voll zu tun. Hausfrauensorgen. Schließlich, man mußte ja alles neu ordnen für die Nacht, das nüchterne Leben forderte sein Recht. „Nachher —“ sagte sie immer.

Dann ging er ins Wohnzimmer. Da saß Dodo und weinte still vor sich hin. Er setzte sich zu ihr und streichelte ihr die heißen Wangen. Und bisweilen stieg es in ihm selber empor, als ob er mitweinen möchte.

Gegen neun Uhr kam plötzlich Lohberg nach vorn gehastet: „Schnell, Herr Major. Ich glaube, unser Patient kommt zum Bewußtsein.“

Im Schlafzimmer brannte nur eine Lampe auf dem Waschtisch, mit geblendeter Glocke. Gudarcza konnte das Gesicht von Onkel Reinhard zuerst nur undeutlich erkennen. Aber dann sah er auch die Veränderung. Die Lider hatten sich gehoben, die Pupillen gingen unruhig hin und her. Es war fast, als wollte der Greis sprechen.

Er faßte die schwere, schlaffe Hand. Er bat: „Onkel Reinhard, kann ich dir helfen?“ Kaum herausbringen konnte er es, so nahe waren ihm wieder die Tränen.

Die Lippen bewegten sich, aber sie gehorchten nicht. Nur ein unverständliches Lallen — nicht mehr —

Ganz tief beugte sich Gudarcza zu dem Kranken, als ob er so besser verstehen würde. Vergeblich. Und doch lag in dem Lallen etwas wie ein Wunsch. Gar wie ein Befehl vielleicht. Etwas Hartes, Drohendes.

Alle Sinne strengte der Major an. Ihm war's, als müßte er von den verzerrten Lippen ablesen können, was sie nicht auszusprechen vermochten. Und er sah nun auch die Anspannung, die in den Zügen des Kranken sich ausprägte, die sie noch einmal straffte, als wollte Reinhard den elenden Körper zwingen.

Einmal war's, als reihten sich die gelallten Silben fester an einander. Es konnte klingen wie Neustadt. Neustadt, Onkels Heimatsstadt! Heut früh hatte er sich noch über sie lustig gemacht.

„Neustadt?" fragte er laut, und über das Greisengesicht zuckte es wie bestätigend.

Und wieder horchte er.

Neben ihm am Bett stand der Pfleger, breitbeinig, die Hände auf der weißen Schürze. Mitleidslos, abgestumpft, und hier nun doch interessiert. Auch er lauschte.

Plötzlich sprachen sie beide: „Testament —" Beide hatten so verstanden.

Gudarcza richtete sich auf.

Zum ersten Male durchzuckte ihn der Gedanke: ‚Wer wird Onkels Erbe sein? Hat er kein Testament gemacht? Wenn er kein Testament gemacht hat . . .'

Es überrieselte ihn gleich einem Schauer. Wie im Fluge dachte er weiter: ‚Bedacht hätte er uns ja gewiß. Aber der eigentliche Erbe sollte doch irgend eine Stiftung sein . . . Neustadt . . . warum nannte Onkel eben das Nest?'

Aber gleich schüttelte er die Gedanken ab. Er schämte sich. Und er beugte sich wieder zu dem Kranken und sagte laut: „Ich soll einen Notar holen, Onkel — nicht wahr?"

Vielleicht war alles doch ein Irrtum. Die Spannung in den Zügen des Greises hatte schon wieder nachgelassen. Er gab auch kein Zeichen des Verständnisses. Nur die Lippen bewegten sich und lallten unverständliche Silben.

„Ich will den Justizrat holen —" wiederholte Gudarcza, diesmal zu dem Pfleger gewandt. Er streichelte noch einmal die Hand des Alten, als ob er ihm etwas abzubitten hätte, und dann ging er. An der Tür aber kam ihm Lohberg nach. „Herr Major verzeihen," sagte er leise, „es hat wirklich keinen Zweck. Selbst wenn wir recht verstanden haben — vorhin —, verfügungsfähig ist der Herr auf keinen Fall. Ich kenn das doch."

Einen Moment stutzte Gudarcza. Dann schüttelte er den Kopf, eilte durch den Korridor, riß den Hut vom Haken und stürmte auf die Straße. Nicht einmal Ida hatte er benachrichtigt.

Als er zwanzig Minuten später mit dem alten Justizrat zurückkehrte, trat ihnen im Flur der Arzt entgegen. Mit der feierlich ernsten Miene, die ganz Körlin an Weickhardt in solchen Lagen kannte, und mit hochgezogenen Achseln: „Es ist vorbei, Herr von Gudarcza," sagte er. „Ich kam vor einer Viertelstunde grad noch zum letzten Atemzug. Er ist ganz sanft entschlafen —"

2

Sie waren vom Matthäi-Friedhof zurückgekehrt, von der Beerdigung.

Frau von Gudarcza saß auf dem Sofa des kleinen Hotelsalons, der Major daneben auf dem schmalen Fauteuil; beide recht erschöpft. Die Kinder standen am Fenster. Eberhard in großer Uniform, Friedel im schwarzen Gehrock, Dorothee in dem etwas mühsam zusammengesuchten dürftigen Trauerkleide. Nur Signe fehlte. Aber auf dem Tisch vor den Eltern lag die Depesche, die ihr Kommen meldete. Die Zeit war für ein rechtzeitiges Eintreffen zu kurz gewesen.

Sie sprachen in leisem, gedämpftem Ton. Von dem lieben Verklärten, von der Trauerfeier.

Fast jeder hatte vom Onkel Reinhard einen besonders hübschen Zug zu erzählen. Er war doch ein prächtiger alter Herr gewesen, bei allen seinen Eigenheiten. Die Neffen gestanden erst jetzt, wie oft er ihnen geholfen hatte: manchmal mit Brummen, manchmal unter Beigabe eines Kernfluchs, manchmal aber auch freiwillig — „einfach großartig," meinte Eberhard. Aber als Friedel hinzusetzte: „Na, er hatte es ja auch dazu!" schüttelte der Vater den Kopf: „Das hätte ich lieber nicht gehört. Mancher hat's auch und hält immer die Hand aufs Portemonnaie."

Die Trauerfeier war ganz klein gewesen. Viel Bekannte hatte der Onkel wohl nicht in Berlin gehabt; auch war jetzt, im Hochsommer, alles verreist. Nur sie, die einzigen Verwandten — ja, und dann ein paar ältere Herren. Der eine hatte sich dem Major vorgestellt: ‚Se-

nator Brügge aus Neustadt'. Man hatte einige wenige Worte gewechselt. „Onkel hat immer auf sein Nest geschimpft, Mord und Brand," sagte Friedel, „mal im vorigen Frühjahr ist er drüben gewesen und erzählte mir nachher beim Glase Wein davon. Gelacht hat er über die Kleinstädter, zum Kobolzschießen. Da ist's doch hübsch, daß sie ihn nicht vergessen haben. Na, er wird ihnen eben imponiert haben und — sein Geld."

Der Major hatte aufgesehen, fast als ob er etwas einwerfen wollte. Aber er ließ den Kopf wieder sinken und schwieg. Das Gespräch flaute ab, schlief allmählich ein. Die Eltern waren müde. Es hatte gar zu viel zu überlegen, zu ordnen gegeben. Wenn auch Eberhard ihnen hier in Berlin das Äußerliche abnahm, es blieb doch vielerlei, was man ihm nicht überlassen konnte.

Vielleicht dachte nur Dodo ganz an den Onkel, an ihn allein. Dachte auch nur an ihn, während sie zum Fenster hinausstarrte auf das rasende, rauschende Treiben unten auf dem Potsdamer Platz, das ihr so ganz neu war. Sie war noch niemals in Berlin gewesen.

Einmal sagte der Vater ganz unvermittelt: „Rasch tritt der Tod den Menschen an —"; und ein andermal die Mutter: „Kannst du mir nicht eine Tasse Bouillon besorgen, Eberhard. Mir ist entsetzlich flau." — „Und mir ein Glas Portwein, bitte," ergänzte Friedel.

Eberhard schellte und bestellte etwas Frühstück. Vater schüttelte zwar wieder den Kopf, aber nachher trank er auch ein Glas Wein und aß ein Brötchen. Und las dazwischen immer wieder Signes Telegramm. Ganz kurz und knapp: „Dienstag nachmittag 5,50 Potsdambahn.

Signe." Die Telegrammkürzung Potsdambahn imponierte ihm besonders.

Friedel und Eberhard flüsterten miteinander. Dann kam der Älteste plötzlich an den Mitteltisch, zog sich einen Stuhl heran, setzte sich neben den Vater und sagte: „Wir müssen doch einmal darüber reden, lieber Papa. Ich war natürlich in Onkels Wohnung, um seine Papiere herauszusuchen — wegen der Begräbnisformalitäten. Und war nachher auch bei seinem Rechtsanwalt, Justizrat Lascow, weißt du. Nun, Onkel hat kein Testament hinterlassen —"

„Aber, Eberhard . . ." Vater erhob abwehrend die Hand. „Laß das doch jetzt!" Und auch Mutter meinte: „So unmittelbar nach der Beerdigung . . ."

„Ich sehe wirklich nicht ein, warum wir nicht darüber reden sollen," fuhr Eberhard fort. „Es sind das Dinge, die man gar nicht umgehen kann, und es tut doch unsrer Liebe zu Onkel Reinhard keinen Abbruch, wenn wir davon sprechen. Nicht wahr, Friedel? Also ich war bei dem Rechtsanwalt. Onkel hat ein paar Male mit ihm über sein Testament gesprochen. Vor der Abfassung scheint er aber gradezu eine Abneigung, scheint er Furcht gehabt zu haben. Es gibt ja solchen Aberglauben: machst du dein Testament, so mußt du bald sterben. Der Rechtsanwalt erklärte mir, Onkel habe von einer größeren Stiftung für seine Vaterstadt gesprochen. Merkwürdig genug, wo er doch immer über die Posemuckler, die Schildaer spottete —"

„Onkel hatte trotzdem sehr viel Heimatsliebe," warf der Major ein. Es kam sehr bedrückt heraus. Noch nicht auf eine Minute war er seit dem Tode Reinhards

die Erinnerung an die letzte Viertelstunde vor dem Sterbebett losgeworden, an das ringende Suchen des Kranken nach den paar Worten, an den gequälten Ausdruck in seinen Zügen. Das alles lastete geradezu auf ihm.

„Mag sein, Papa. Wir haben aber nur mit der Tatsache zu rechnen: wir sind die Universalerben. Pardon, liebe Mama, natürlich du! Es wird ein tüchtiges Stück Erbschaftssteuer kosten, aber — nun, warum sollte ich's nicht aussprechen: der Justizrat Lascow meinte, Onkel sei noch viel reicher gewesen, als man angenommen hätte. Etwas Bestimmtes könnte er natürlich nicht sagen, aber er schätze den Besitz auf mindestens sechs bis acht Millionen Mark."

Es war ein tiefes Schweigen im Zimmer. Fast feierlich verklangen die letzten Worte Eberhards im Raum. In den ersten Augenblicken wirkten sie wie lähmend. Die Eltern zumal konnten die Höhe der Summe, die der Sohn genannt, gar nicht fassen. Sie war zunächst für sie nur ein leerer Begriff, hinter dem ihnen aber doch etwas Ungeheuerliches zu stehen schien, etwas Erdrückendes.

Frau Ida hatte die Hände im Schoß unwillkürlich gefaltet. ‚Lieber Gott,' dachte sie, ‚also hat nun wirklich das Darben und Knapsen ein Ende. Daß du das noch einmal erleben solltest, nach all den Entbehrungen des Daseins! Daß dir für den Rest deiner Tage noch ein sorgenfreies, ganz sorgenfreies Alter winkt!'

Tief war das Haupt Gudarczas auf die Brust herabgesunken. Beide Augen hatte er geschlossen. Seine Gedanken wanderten zurück: ‚Wenn du nur ein Bruchteil dieser Millionen damals besessen hättest, als du heiratetest, wie anders würde sich deine Karriere gestaltet haben.

Es ist so traurig, man traut es sich kaum auszusprechen, und doch ist es wahr: was tut nicht das Geld! Du hättest in der Garde bleiben, du hättest ein großes Haus machen können. Und man hätte dir nicht in die Qualifikation geschrieben, daß dein Reiten Schneid vermissen ließe: es gibt ja schließlich für jeden Reiter ein passendes Pferd, man muß es nur bezahlen können.'

Und dann zogen seine Gedanken hinaus in die Zukunft, und Signes lichtes Bild stand plötzlich vor ihm: für die lag nun auch, mit einem Male, das Leben weit und schön offen. Nur zuzugreifen brauchte sie, und alles, was sie sich erträumt, was sie erhofft, wonach sie sich gesehnt, alles war ihr erreichbar.

Nur an sie, an seinen Herzensliebling und sein Schmerzenskind, dachte er in diesen Augenblicken. Er freute sich wohl auch für die anderen dort drüben — gewiß — auch für Ida. Aber das stand alles doch in zweiter Reihe. Weit voran stand Signe. Und ganz merkwürdig mischte sich damit eine gewisse leise Bitterkeit.

Das erste Wort, das fiel, gab dem Ausdruck: „Wenn Onkel Reinhard so reich war, dann hätte er Signe auch ihre Wünsche gewähren können."

„Gewiß!" stimmte Friedel ein. „Auf die paar tausend Emmchen hätte es ihm nicht anzukommen brauchen. Ich will beileibe über den guten Alten nichts Böses sagen. Ich wäre der letzte dazu. Aber ein bissel geizig war er doch. Sonst hätte er freilich seine Millionen nicht zusammenscharren können."

Dodo stand bisher mit dem Gesicht nach dem Fenster zu. Auf sie hatten die Mitteilungen des Bruders eigentlich am wenigsten Eindruck gemacht — Kind, das sie war.

Nur flüchtig hatte auch sie gedacht: ‚Jetzt wird die gute Mama nicht mehr jeden Nickel dreimal umzudrehen brauchen, und Papa mit seinen zwei Dutzend Kassen braucht nicht mehr so ängstlich zu rechnen.‘ Aber jetzt fuhr sie herum, jach und mit roter Stirn, und schrie Friedel an: „Pfui! Pfui sag ich — und nochmals Pfui!“

Es war so aufrichtig gemeint, war der Ausdruck echtester, ehrlichster Entrüstung. Mit geballten Fäusten sprudelte sie's heraus. Aber auf die andern wirkte es nur komisch. Friedel lachte ihr ins Gesicht, Eberhard zog lächelnd die Achseln hoch. Vater schüttelte den Kopf und sagte: „Dodo, schäme dich. Wie kann man so heftig sein? Du machst dich ja lächerlich.“

„Aber es war doch abscheulich — das, was Friedel sagte! Ganz abscheulich war's. Er sollte sich schämen!“

„Nun hör auf, Dodo. Ich will nichts weiter hören,“ entschied Vater. „Das fehlte noch, daß ihr euch hier, eine Stunde nach Onkels Beerdigung, zanktet.“ Und dann wandte er sich an den Ältesten: „Ist denn der Rechtsanwalt wirklich so gut unterrichtet?“

„Er gilt allgemein als äußerst gewissenhaft und als sehr vorsichtig in seinen Äußerungen, Papa. Mehr kann ich auch nicht sagen.“

Frau Ida hatte bisher ganz still in ihrer Sofaecke gesessen. Jetzt richtete sie sich zum ersten Male ein wenig auf. Eine plötzliche Angst hatte sie überkommen, der sie Ausdruck geben mußte: „Ich bitt euch alle — dich, Papachen, und euch, Kinder — baut nicht zu fest auf eure Voraussetzungen. Es kommt immer anders, als man denkt und hofft. Es kann sich doch noch ein Testament finden. Und das glaubt mir: die Summe, die Eberhard

nannte, ist eitel Phantasie. So reich kann Onkel gar nicht gewesen sein. Denn sonst hätte er ganz gewiß mehr für uns alle getan."

Die Worte wirkten wie ein kleiner Dämpfer. Wenigstens vorübergehend. Eberhard schüttelte zwar den hübschen Kopf mit dem blonden, ganz kurz geschorenen Haar, aber er machte diesmal keine direkte Einwendung. Vater saß eine Weile still, zupfte die Röllchen langsam aus den Ärmeln des Gehrocks weiter hervor und drehte an den Manschettenknöpfen. Dann sagte er endlich: „Ihr werdet sehen, Mama hat recht, wie sie immer recht gehabt hat. Es kann sich noch ein Testament finden. Und auch das ist richtig: wäre Onkel so reich gewesen, dann hätte er ja eigentlich unverantwortlich gehandelt, wenn er uns in der Misere gelassen hätte."

Es war ein kleines Schweigen im Zimmer. Auch das Wort Misere, das Vater gebraucht hatte, klang nach. Es weckte bei Frau Ida trübe Erinnerungen, die in einem schwachen Seufzer zum Ausdruck kamen. Und besonders die beiden großen eleganten Söhne fühlten, was es bedeutete. Sie, die sich eigentlich nie klar gemacht hatten, nie recht hatten klar machen wollen, welche Entbehrungen die Eltern sich um ihretwillen auferlegt hatten. Friedel sah unwillkürlich auf die dürftige Trauerkleidung von Mutter und Schwester. Eberhard, der vorhin noch ein etwas spöttisch überlegenes Lächeln für Vaters Röllchen gehabt hatte, schämte sich ein wenig.

In das Schweigen hinein tönte ein diskretes Klopfen. „Herein!" rief Vater.

Der Zimmerkellner war es. Er brachte eine Karte. Ob der Herr den Major sprechen könnte?

Gudarcza wandte die Karte verlegen in den Händen. Er wußte augenscheinlich nicht recht, was er damit anfangen sollte. „Aus Neustadt," flüsterte er endlich seiner Frau zu. „Der Herr, der sich mir bei der Beerdigung vorstellte ... Senator Brügge. Ich werde ihn doch wohl annehmen müssen. Vielleicht, ich weiß nicht, vielleicht geht ihr so lange ins Schlafzimmer." Und dann sagte er laut: „Ich lasse bitten." Aber als der Kellner die Tür hinter sich geschlossen hatte, überkam ihn schon wieder etwas wie ein Anklammerungsgefühl: „Du bleibst doch besser hier, Eberhard ... ich meine, als Ältester ..."

Es klopfte wieder. Gerade als die andern verschwunden waren. Der Major erhob sich. Er fühlte das Bedürfnis, dem Fremden gegenüber die Familie zu repräsentieren, straffte sich, knöpfte den Rock zu, zog ihn herunter und ging dem Eintretenden ein paar Schritte entgegen. Nicht ohne Würde. „Es ist sehr liebenswürdig, Herr Senator. Erlauben Sie: mein ältester Sohn. Wollen Sie nicht Platz nehmen."

Der kleine rundliche Herr war stark verlegen. Er schlug die Frackschöße auseinander, ehe er sich setzte, stellte umständlich den sehr hohen Zylinderhut neben sich auf den Teppich, konnte nicht recht das erste Wort finden, räusperte sich, griff an die schwarze Krawatte. —

„Wir haben es als besondere liebe Aufmerksamkeit empfunden, Herr Senator, daß die Heimatstadt des Verewigten ihm gleichsam eine letzte Ehre durch Ihre und Ihrer Herren Kollegen Anwesenheit erwies." Die Verlegenheit des anderen gab Gudarcza ein sicheres Gefühl. „Mein guter Oheim hat Neustadt stets ein treues Gedenken bewahrt."

„Hat er — hat er!“ Senator Brügge suchte Haltung zu gewinnen, warf sich ein wenig in die Brust und reckte den weißhaarigen Kopf. „Mir ist die Fühlung mit ihm nie ganz verloren gegangen. Wir sind nämlich in unserer Jugend befreundet gewesen, Herr Major. Reinhard war freilich ein paar Jährchen älter, aber die Häuser unserer Eltern stießen aneinander, und da ergibt sich das so von selber. Dann und wann haben wir uns auch immer geschrieben. Wie das so geht“ — ‚keht‘, sagte er mit stark sächsischem Provinzialdialekt — „zu Neujahr mal, zum Geburtstag mal. Manchmal vergaß er's ja auch. Tut nichts ... er hatte ja hier so viel zu tun. Ja, und hatte so viel Glück. Wenn man's überlegt, ein erstaunliches Glück. So mancher geht nach Berlin und verliert hier sein Letztes. Aber er ... immer reicher ist er geworden!“

‚Was will der gute Mann eigentlich nur?‘ dachte Eberhard, der sich in eine Sofaecke geschmiegt hatte und den kleinen Greis ziemlich ungeniert von den großen rindsledernen Stiefeln bis zum roten, von dichtem weißem Haar bekrönten Kopf musterte. ‚Er will doch etwas. Die vielen Worte sind doch nur eine Einleitung. Und Vater kommt nicht mit der Sprache heraus. Man muß ihm helfen.‘

„Onkel Reinhard hat ja wohl im Frühjahr Ihr Neustadt noch einmal besucht, Herr Senator?“

„Jawohl, Herr Leutnant. Im Mai war er bei uns. Und so wohl und frisch, wie ein Fisch im Wasser. Ja ... wer hätte das gedacht. Ich sage Ihnen, er saß ein paar Abende mit uns im Bären zusammen, das heißt, er hatte uns eingeladen, und da hat er uns eigentlich alle

unter den Tisch ... bitte um Verzeihung, ich wollte nur sagen, wie gesund und rüstig er noch war. Und wir haben es alle mit großer Rührung empfunden, wie anhänglich er an unser kleines Neustadt war. Nämlich ..."

Senator Brügge machte eine kleine Pause. Es wurde ihm doch schwer, mit seinem eigentlichen Anliegen herauszukommen.

In der Erinnerung des Majors aber stieg wieder das Bild des Sterbenden empor, sein Ringen nach Worten, das halbverständliche: ‚Neustadt' — ‚Testament.' Rührung überkam ihn dabei und auch ein Gefühl der Unsicherheit, des Unbehagens. Er wich dem Blick des Besuchs aus. Aber er sagte doch: „Jawohl, Herr Senator — noch in der Todesstunde hat Onkel von Neustadt gesprochen."

„Hat er? Sehen Sie, Herr Major — nämlich, er hat uns Hoffnungen erweckt, sehr große Hoffnungen. Nämlich ein paar Male hat er uns gesagt: ‚Nach meinem Tode sollt ihr erfahren, daß ich im Herzen immer ein Neustädter geblieben bin.' Und dabei sprach er von einem Elektrizitätswerk und von einem Schlachthause und von einem Hospital. Er faßte ja alles immer ganz im großen Stil an. Sehen Sie, Herr Major — Sie werden es gewiß natürlich und nicht unbescheiden finden, ich bin ja persönlich auch ganz uninteressiert — nämlich, ich möchte mir nur im Namen unseres Städtchens die Frage erlauben: hat er ein Testament hinterlassen?"

Er atmete auf. Gottlob, nun war es heraus.

Und da kam auch schon ein kurzes, scharfes „Nein!" vom Sofa herüber. Eberhard hatte es gesprochen. Zu scharf, zu bestimmt klang es dem Vater.

„Das heißt," schränkte er ein, „ein Testament hat sich in der Tat nicht vorgefunden. Auch der langjährige Anwalt unseres lieben Onkels glaubt, daß keine letztwillige Verfügung vorhanden ist. Onkel fühlte sich ja bis zuletzt so frisch, er dachte nicht an Sterben. Vielleicht hatte er auch die Scheu vieler Menschen gegen das Testieren . . ."

Während er sprach, trat wieder das Bild des Sterbenden vor seine Seele. Aber nun war ihm mit einem Male ganz klar: ‚Onkel kann kein Testament hinterlassen haben. Sonst hätte er ja nicht so, mit Anspannung der letzten Kraft, nach dem Notar verlangt. Daß du das jetzt erst einsiehst!' Es war eine große Beruhigung, es gab Gudarcza plötzlich eine starke Sicherheit. Jetzt erst fühlte er sich ganz als Erbe der Reinhardschen Millionen. Aber daraus erwachte ihm auch ein Gefühl der Großmut. In gewissem Sinne mußte man Onkels Absichten doch respektieren. Ganz leer durften diese braven Neustädter nicht ausgehen. Das verlangt die Gerechtigkeit; nicht die juristische, aber die moralische. Unter allen Umständen: Anstandspflicht war's!

Der Neustädter Großwürdenträger war unter dem Druck der Eröffnungen ganz tief in den Sessel zurückgesunken. Ein paar Male glitt seine Rechte wie im Versuch des Beruhigens über die weißen Haare, glättete sie von rückwärts nach der Stirn zu. Dann griff er nach seinem Zylinder und bügelte den Filz mit dem Rockärmel. Er überlegte: nun müßte er wohl gehen? Und erhob sich doch nicht. In die herbe Enttäuschung mischte sich ein wenig Mißtrauenspfiffigkeit: ‚Machen dir die beiden da nicht am Ende Wind vor? Der alte geriebene

Reinhard und nicht testieren! Solch ein guter Geschäftsmann. Es gibt Exempel von Beispielen, daß Testamente sehr zur rechten Zeit verschwunden sind.'

„Herr Reinhard hatte uns wirklich sehr bestimmte Zusagen gemacht —" sagte er schließlich, und es klang ziemlich gallig.

Doch nun hatte Gudarcza sich völlig gefaßt: „Ich bedaure aufrichtig, wenn ich Ihnen eine Enttäuschung bereiten mußte," meinte er. „Aber ich kann Ihnen versichern, daß wir, wenn sich im Nachlaß des Verewigten noch irgend eine Aufzeichnung finden sollte, die auf Ihre Vaterstadt Bezug hat — daß wir sie selbstverständlich respektieren werden. Und mehr als das: wir werden auch ohnedem nicht vergessen, daß der Verstorbene die Absicht hatte, seine Heimat zu bedenken."

Er erhob sich, wie zum Zeichen, daß er nicht mehr zu sagen hatte, daß er die Unterredung für beendet ansah. Auch der Neustädter stand auf. Er drehte den Zylinder noch ein paar Male zwischen den Händen. Eigentlich hatte er die größte Lust, sich in die Brust zu werfen und die ‚bestimmten Zusagen' noch einmal stark zu betonen. Aber dann beschlich ihn doch das Gefühl, daß es mit solchen Zusagen eine eigene Sache und daß ein Sperling in der Hand besser sei als eine Taube auf dem Dache. So sagte er mit einiger Überwindung: „Ich darf wohl im Namen meiner Mitbürger versichern, daß wir für jedes Entgegenkommen sehr dankbar sein würden. Und . . . nämlich . . . ein Krankenhaus täte uns besonders not . . ."

Man schüttelte sich die Hände. Der Senator ging mit mehrfachen Verbeugungen. Als sich die Tür hinter

ihm geschlossen hatte, war's mit der mühsam erkämpften Ruhe Gudarczas vorbei. Er schritt ein paar Male hastig durchs Zimmer und wiederholte immer wieder: „Zu peinlich, zu peinlich!"

Eberhard lachte.

„Aber Papa! Peinlich? Unverschämt fand ich den würdigen Herrn."

„Das will ich doch nicht sagen. Ich glaube — ich habe Grund zu glauben, daß Onkel in der Tat beabsichtigte, Neustadt zur Universalerbin einzusetzen."

„Ich bitte dich! Es wäre ja eine haarsträubende Ungerechtigkeit gegen uns gewesen. Aber wenn schon. Er hat doch, Gott sei's gelobt, nicht testiert."

„Ja. Aber die Verpflichtung fühle ich, daß wir uns anständig aus der Affäre ziehen müssen. Auf ein paarmal hunderttausend Mark darf es uns dabei nicht ankommen. Immer vorausgesetzt, daß Onkels Hinterlassenschaft wirklich so groß ist, wie du annimmst."

Inzwischen war Friedel hereingekommen. Der Bruder erzählte ihm, während der Major immer noch unruhig auf- und abging, mit halber Aufmerksamkeit zuhörte und dann und wann ein Wort dazwischenwarf.

Friedel hatte die Achseln hochgezogen und machte nur: „Pah! Es wird nichts so heiß gegessen, wie's gekocht wird!" Und dann: „Ich schlage vor, daß wir jetzt in des Onkels Wohnung fahren und einmal gründlich in seinen Papieren Umschau halten."

Es kam dabei nicht viel heraus. In der peinlich ordentlich gehaltenen, sehr bescheidenen Junggesellenwohnung fanden sich zwar teils im Geldschrank, teils im Schreibtisch — beide Schlüssel hatte der alte Herr bei

sich gehabt — Geschäftsbücher, Stöße von Akten und Briefschaften, aber die drei Herren waren zu geschäftsunkundig, als daß sie einen Überblick hätten gewinnen können; höchstens die auf große Summen lautenden Depotauszüge und Nummernverzeichnisse der Deutschen Bank interessierten sie, ohne daß sie doch auch hier klar zu sehen vermochten. Ein Testament oder irgend eine Aufzeichnung über die Hinterlegung einer letztwilligen Verfügung fand sich nicht.

Dabei war der Vater in steter Unruhe und gar nicht recht bei der Sache. Er sah immer wieder nach der Uhr, drängte immer aufs neue zum Schlußmachen. Die Söhne merkten wohl: Signes Ankunft beschäftigte ihn so ausschließlich, daß alles andere davor zurücktrat. Es kam beiden etwas lächerlich vor, wie Vater das verbergen wollte und doch nicht zu verbergen verstand. Aber sie kannten seine ‚Narretei' für Signe und hüteten sich, dagegen zu sprechen.

Es war verabredet gewesen, daß die drei Herren Signe von der Bahn abholen sollten. Nun fühlten die Söhne, daß Vater gern allein gegangen wäre, daß er das erste Wiedersehen nicht teilen mochte. Er sprach es nicht aus, aber seine ganze Art verriet es. Und ohne besondere Verständigung taten sie ihm den Gefallen: sie sahen die Schwester, den ‚Hochmutspinsel', immer noch früh genug im Hotel.

Lange vor Ankunft des Zuges war Gudarcza auf dem Bahnhof. Ruhelos wanderte er den langen Bahnsteig auf und ab, von der vorderen Schranke bis jenseits der Glasdecke; blieb dort vor der literarischen Krämerei stehen und betrachtete, las Büchertitel und Zeitungs-

namen, ohne mehr als Buchstaben aneinander zu reihen; blickte hier auf die blanken, in die Weite führenden Geleise hinaus, sah dazwischen immer wieder nach der Riesenuhr oben im Abschlußgiebel der Halle. Immer stärker wuchs seine Ungeduld, seine Sehnsucht. Wie würde sie aussehen? Hatte sie sehr gelitten, sich stark verändert in diesem gräßlichen höfischen Frondienst, der gerade ihrer starken Individualität so unerträglich sein mußte? Wie nahm sie nur die Veränderung der Lage auf? Was plante sie für die eigene Zukunft? Denn daß sie für ihre Zukunft sich einen ganz bestimmten Weg vorgezeichnet hatte, das war klar — dafür kannte er seine Signe. Aber er wußte auch, dieser Weg führte vielleicht in ganz, ganz anderer Richtung, als Mutter oder er oder gar die Geschwister ahnen konnten. Signe war unberechenbar.

Noch eine Viertelstunde — noch zehn Minuten —

Er ging wieder hinaus in den Sonnenglast und sah den Eisenstrang entlang, der ihm seinen Liebling bringen sollte. Jetzt raste der Schnellzug wohl draußen an den Vororten vorbei. Ganz dicht vielleicht vorüber an der kleinen Villa, in der die Eltern von Victor Kaltenegg wohnten. Ob sie daran dachte? Ob sie überhaupt noch an Victor dachte!

Einmal war sie schwach gewesen. Einmal — auch dem Stärksten schlägt einmal seine Stunde.

Jetzt hob sich drüben das Signal. Endlich! Wie ein Arm war's, der in die Zukunft wies. Ja, Signe, liebe Signe — in deine Zukunft. Wie wirst du sie dir gestalten, nun der Weg menschlicher Voraussicht nach frei ist von den kleinen und kleinlichen Hindernissen, die ihn dir sperrten?!

Es donnerte und polterte heran.

Gudarcza lief mehr als er ging zurück nach der Stelle, wo der Zug halten mußte. Er, der immer Rücksichtsvolle, schob die Wartenden rücksichtslos mit den Ellenbogen zur Seite. Nur gleich beim Einfahren Signe sehen.

Und da sah er sie.

Sie stand am Fenster eines Abteils erster Klasse — natürlich, sie war erster Klasse gefahren — und hatte auch ihn gleich erspäht, winkte ihm mit der Hand zu.

Ganz das liebe, schöne Gesicht von früher. Nur schmaler geworden. Gereifter. Aber darum vielleicht noch schöner.

„Signe! Kind — mein liebes, liebes Kind!"

„'Tag, Väterchen!"

Er zog sie an sich, er küßte sie. Gar nicht freigeben wollte er sie. Bis sie sich ihm entwand. „Aber Papa ..." Und sich auch gleich umwandte. „Danke, Durchlaucht ... aber, bitte, bemühen Sie sich nicht!"

Im ersten Augenblick hörte Vater nur den Wohlklang der Stimme, diese selten vollen und weichen Töne, die ihn immer an Glockenklingen erinnert hatten. Dann erst sah er, daß ein schmaler, äußerst elegant gekleideter Herr sich mit Hilfe eines Dieners und eines Trägers an Gepäckstücken zu tun machte, die wohl Signe gehören mochten. Es wollte ein leiser Verdruß in ihm aufkeimen: ‚Nun bin ich ja doch nicht mit Signe allein.' Aber da sprach sie schon: „Mein Vater — Prinz Hoburg. Wir fuhren von Frankfurt an zusammen, und Durchlaucht hat sich meiner in selbstlosester Weise angenommen."

Sie lächelte dazu, und es klang etwas wie versteckte Ironie aus den Worten

Der Herr hatte den Hut gezogen. „Sehr erfreut, Herr von Gudarcza —" Er sprach so leise, daß er kaum zu verstehen war. „Wirklich ein seltsam glückhaftes Zusammentreffen. Bisweilen meint es der böse Zufall doch gut. Und nun, mein gnädigstes Fräulein, will ich mich empfehlen."

„Auf Wiedersehen, Durchlaucht." Ganz flüchtig reichte sie ihm die Hand. Wie eine Fürstin dem Hofkavalier, fand Vater. Aber als der Prinz, von seinem Diener gefolgt, sich in der zum Ausgang schreitenden Menge verlor, da entschwand er auch seinem Gedächtnis: er sah nur die Tochter.

Er sah nur sie, während sie schnell und gewandt mit dem Gepäckträger verhandelte; sah nur sie, als er mit ihr die Freitreppe hinunterging; sah nur sie, während sie im Wagengewühl standen, zwischen den rufenden, suchenden Passagieren, den hastenden Dienern und Trägern. Wie schön sie war! Wie schön sie war! Hoch und schlank die Gestalt im engschließenden schwarzen Seidenmantel, zum Umspannen im Gürtel, breit in den Schultern. Wie fein der Kopf geformt! Das Gesicht wie nach einer antiken Kamee geschnitten, im Profil vielleicht ein wenig scharf, von vorn ein entzückendes Oval. Und unter dem kleinen Reisehut die Pracht des Goldhaares, lose aufgesteckt, vielleicht noch von der Nachtfahrt her, daß sich überall die Löckchen aus den dichten Wellen herausstahlen. Ja, richtig — die Nachtfahrt! Beinah zwei Nächte und ein Tag — und dabei so frisch auszusehen.

„Hat dich die lange Reise nicht angegriffen, Signe?"

„Bewahre. Weißt du, Papa, wenn man einer frohen Veränderung entgegenfährt —" Sie unterbrach

sich. Es stieg ein leises Rot in ihrem Gesicht auf, kam und ging gleich wieder. Und sie lächelte darüber. „Nun ja — ein Trauerfall. Aber wir beide brauchen doch nicht voreinander zu heucheln, Papa. Für uns ist's doch nun einmal ein Glücksfall. Hat sich ein Testament gefunden?“

Über das Gesicht des Majors glitt ein Schatten. „Aber, Signe!“ Er sprach es mit leichtem Vorwurf und fand doch gleich darauf ganz natürlich, was sie gesagt und wie sie's gesagt. Nein ... nicht heucheln. Sie hatte ganz recht. So gab er Auskunft.

Sie saßen schon in der Droschke, die langsam durch die Wagenflut am Potsdamerplatz sich hindurchwand. Und er sah, die Augen auf die Tochter gerichtet, wie ihr schönes Gesicht leuchtete bei seinen Worten. „Sechs bis acht Millionen“ — wiederholte sie leise. „O ...“ Es war wie ein großes Aufatmen. Ihre Brust hob sich, der feine Mund blieb eine Sekunde halb geöffnet, daß die kleinen Zähne hervorschimmerten, und die Zunge schob sich auf einen Augenblick hervor, wie um die heißen roten Lippen zu netzen.

‚Noch nicht einmal nach Mutter hat Signe gefragt und nicht nach den Geschwistern‘ — dachte Gudarcza unwillkürlich und sagte sich zugleich: ‚Aber zum Wundern ist das nicht. Sie weiß ja, Mama sitzt drüben und wird sie gleich ans Herz nehmen.‘

Da hielt auch der Wagen schon vor dem Hotel, und Signe rauschte an dem sich tief beugenden Portier vorüber. ‚So tief hat der sich vor keinem von uns verbeugt. Nicht einmal vor Eberhard. Merkwürdig: wie eine Fürstin ... die Signe ... unser Kind.‘

3

Es hatte so seine zwei Seiten, fand der Major. Ganz schön und ganz gut das — der Entschluß, nach Berlin zu ziehen. Schon wegen der Verwaltung der Grundstücke: der Geier traue den fremden Leuten. Und den Söhnen war man näher, hatte doch wenigstens einigen Einfluß auf sie. Und für die Töchter — nun, für die Töchter war's einfach eine Notwendigkeit. Man war es ihnen schuldig. Das hatte Ida auch gleich gesagt.

Wenn das nur nicht gar so plötzlich gekommen wäre. So übereilt. Kaum daß man in Körlin, dem alten guten Nest, hatte ordentlich Abschied nehmen können. Holterdiepolter das alles. Eigentlich ungemütlich.

Und alles ein Provisorium. Da steckte man vorläufig in einer möblierten Mietswohnung, die ein unsinniges Geld kostete. Die Möbel standen auf einem Speicher. Tag um Tag kam ein halbes Dutzend Agenten und machte Vorschläge für die Villa, die gekauft werden sollte. Schließlich paßte keine so recht, und das Suchen und Herumkutschieren fand kein Ende. Schön war anders.

Gudarcza lag auf seiner Chaiselongue und empfand dabei, daß es nicht die seine war, die gute alte mit der gewohnten Kuhle in der Mitte. Er rauchte eine Importierte, die Eberhard besorgt hatte, und sie schmeckte ihm eigentlich nicht so gut wie die frühere Achtpfennig-Zigarre. Und bisweilen sah er unter den halbgeschlossenen Lidern mißmutig zu dem Riesenstoß Akten und Büchern hinüber, die drüben auf dem Diplomatenschreibtisch aufgestapelt waren, auf diesem infamen Kasten, vor dem man nie wußte, wo man die Beine lassen sollte.

Das war die Krone! Diese Auszüge aus den Grundbuchakten, diese Bankabrechnungen, diese Mietsverträge, Steuerlisten, Versicherungspolicen und was da sonst noch alles für Krempel lag! ‚Nimm dir 'nen ordentlichen Privatsekretär und laß den arbeiten, bis er Blut schwitzt,' hatte Friedel gemeint. Nee ... dafür ist man denn doch zu gewissenhaft, mein Junge. Vermögen gibt Pflichten. Aber ein Vergnügen ist's für einen alten Mann nun gerade nicht, sich täglich mit dem Ballast herumzuschlagen, sich erst mal einarbeiten zu müssen. Das noch dazu mit dem steten häßlichen Mißtrauen: betrogen wirst du doch! Pfui Spinne!

Aber schließlich waren das alles Kleinigkeiten, Lächerlichkeiten, mit denen man fertig werden mußte. Mußte — mußte! So oder so!

Diese infame Bock mit der goldenen Leibbinde wollte auch gar nicht brennen. —

Er hielt die Zigarre in der Hand und betrachtete sie. Völlig schief war sie gebrannt, und auf der einen Seite kohlte das Feuer durch das Deckblatt. Kam nämlich vom unaufmerksamen Rauchen. Früher brannte eine der Achtpfennig-Stinkadores-Kanaillores-Minores glatt bis zum Schluß. Jawohl, man war eben hübsch bei der Sache und gewann gerade aus dem letzten Stümpflein noch seine besonderen Reize. Jetzt lenkten diese ewigen dummen Gedanken die Achtsamkeit selbst vom elenden Toback ab.

Da drüben, mitten auf dem gräßlichen Aktenstoß, lag Viktor Kalteneggs Brief ...

Dieser Bengel! Nichts als Ärger hatte man von ihm, solange man ihn kannte. Und das Ärgerlichste war:

gern hatte man ihn dennoch. Zu gern — lieb hatte man ihn! Diesen frischen hübschen Jungen mit den glänzenden Blauaugen, aus denen so viel beneidenswerte Tatfreudigkeit sprach. Diesen herzensguten, grundanständigen Menschen, der, ohne auch nur einen Moment zu zögern, seine ganze Laufbahn hinter sich geworfen hatte. Um Signes willen —

Kenn einer Signe aus!

Den ganzen Vormittag über schleppte der Major den einen Gedanken mit sich herum. Er tauchte unter, er kam immer wieder nach oben. Wenn man ihn zurückdrängte, stets tauchte er von neuem auf.

Es half ja nichts. Schließlich mußte Signe selbst entscheiden. Entscheiden — ja, und das war das Fatalste: zugunsten von dem armen braven Jungen entschied sie kaum. Freilich, kenn einer die Signe aus ...

Der Major sog und zog noch ein Weilchen an seiner Importe. In der hoffnungslosen Erwartung, es möchte, könnte ihm doch ein guter Einfall kommen. In der versteckten Feigheit vor dem Entschluß.

Dann sprang er auf und schellte und ließ die Tochter zu sich bitten. Aber Signe war ausgefahren. Anstatt ihrer kam Eberhard. Natürlich wieder in Zivil. Wie aus der Modezeitung herausgeschnitten. Ganz kurzes, enges, graues Jackett, rotes Hemd, rotseidene Krawatte um den mordshohen Stehkragen, gelbe Stiefel. Man sah den Jungen im Elternhause kaum noch anders als in Zivil, und jedesmal ärgerte sich der Major. Es war doch nun einmal streng verboten. Ausdrücklicher Befehl des Kaisers. Und jedesmal dachte er auch daran, daß er als junger Dachs wohl manchmal im Kleide des friedlichen

Bürgers ausgegangen war, aber ganz heimlich, ganz verstohlen. Ganz ausnahmsweise. Und zu dritt hatten sie einen Überzieher gehabt, der reihum seine Dienste tun mußte. ‚Räuberzivil' trug der liebe Leutnant damals, heute markierte er den Gigerl.

„Na, Eberhard, hoffentlich sperrt dich der Oberst endlich einmal ein."

Eberhard lachte über das ganze hübsche Gesicht. „Die Nürnberger hängen keinen, sie hätten ihn denn," meinte er und setzte sich an den Schreibtisch, während Vater unruhig auf- und abging. „Du lebst immer noch in den Vorstellungen von Anno dazumal, lieber Papa. Verzeih! So wie die Verhältnisse jetzt liegen, kann man sich hier in Berlin ja kaum noch in Uniform bewegen, ohne sich irgend einer frechen Rempelei auszusetzen."

„Ach — Unsinn. Den Rock Seiner Majestät respektiert jeder. Ihr wollt nur den Engländern nachäffen. Lange wird's nicht dauern, dann zieht ihr gerade noch zum Dienst Uniform an. Der alte Fürdinger hat mir erzählt, daß bei einem Kavallerieregiment einer der verheirateten Herren sogar schon zu einem Balle die Kameraden im Frack eingeladen hat."

„Und wenn schon . . ." Eberhard hatte den rechten Fuß über das linke Knie geschlagen und besah sich aufmerksam die Spitze des gelben glänzenden Schuhs. „Ich will das übrigens nicht gerade verteidigen, Papa." Dann stellte er die Füße wieder gerade, rückte sich den Sessel zurecht, spielte mit den Papieren auf der Schreibtischplatte. „Darf ich mir eine Zigarette anzünden?"

„Nimm dir lieber eine von deinen berühmten Bocks.

Da drüben steht die Kiste, gerade vor dir. Ich kann den süßen Zigarettendunst nicht leiden."

„Danke, alter Herr." Eberhard langte über die Schreibtischplatte hinweg nach der Zigarrenkiste. Dabei fiel sein Blick auf den Brief Kalteneggs. Er erkannte die Handschrift, und während er die Bock anzündete, sagte er leichthin, spöttisch: „Was will denn der Klempnermeister? Er wittert wohl Morgenluft."

„Eberhard!" Vater war am Mitteltisch stehen geblieben und fuchtelte mit beiden Händen in der Luft herum. Er schien ernstlich erzürnt. „Du solltest dich schämen, Eberhard. Du weißt recht gut, von Egoismus steckt keine Spur in Kaltenegg. Mitgiftjäger ist er zu allerletzt. Grundanständiger Kerl war er, ist er. Lies du nur! Mir ist es sehr recht, wenn du den Brief liest."

Der Sohn blies mit spitzen Lippen das Streichholz aus, legte es in den Aschbecher, tat ein paar Züge, lehnte sich weit zurück und las halblaut den Brief:

„Hochverehrter Herr von Gudarcza!

Durch meine Eltern erfuhr ich von dem Umschwung, der, wie sie schreiben, durch eine unerwartete große Erbschaft für Sie eingetreten ist. Erlauben Sie mir, Ihnen meinen herzlichsten Glückwunsch auszusprechen. Ich glaube dies ohne Bedenken tun zu dürfen, da es ja kein näherer Verwandter ist, dessen Vermögen Ihnen zufiel.

Mein eigentlicher Beweggrund für diese Zeilen liegt aber auf anderem Felde.

Als ich vor fast genau zwei Jahren zum letzten Male abschiednehmend vor Ihnen stand, gestatteten Sie

mir in Ihrer mir so vielfältig erwiesenen Güte, Ihnen bisweilen Nachricht über mein Ergehen, mein Vorwärtskommen zu geben. Sie betonten dabei, daß dies zugleich die einzige Verbindung zwischen Signe und mir bleiben dürfe, und Sie sagten mir zu, daß auch Sie mir gelegentlich schreiben wollten. Ich habe getreu daran festgehalten. Aber zürnen Sie nicht, hochverehrter Herr von Gudarcza, wenn ich in dieser Stunde ganz rückhaltslos spreche: ich habe außer einigen ganz kurzen Zeilen auf meinen ersten Brief von Ihnen keine weitere Antwort erhalten. Meine Mutter schrieb mir einige Male, was sie, halb durch Zufall, über Signe erfuhr — sonst bin ich überhaupt nachrichtenlos geblieben. Es soll das übrigens in keiner Weise ein Vorwurf sein oder eine bittere Empfindung ausdrücken, vielmehr lediglich eine Tatsache konstatieren. Meine Hoffnungen hat Ihr Schweigen nicht erschüttert und auch nicht das Vertrauen auf Ihr Wohlwollen, denn ich weiß, wie oft äußere Gründe hindernd auf die besten Absichten zu schreiben einwirken.

Die letzte Mitteilung meiner Eltern zwingt mich aber, aus meiner Reserve herauszutreten —"

„Aha!" machte Eberhard spöttisch. „Das glaub ich gern."

„Lies nur weiter."

„. . . herauszutreten. Einmal, weil die zwei Jahre nahezu um sind, die Sie selbst mir als Frist stellten, dann aber, weil seltsamerweise jene Mitteilung fast genau mit einer glücklichen Änderung meiner eigenen Lage zusammentraf.

So schwer mir in der ersten Zeit das Einleben in meinem neuen Beruf wurde, so wenig Hoffnung ich zuerst

auf ein schnelleres Vorwärtskommen hegte, so günstig gestaltete sich mein Geschick im letzten Jahre. Ich war in das Konstruktionsbureau gekommen und fand hier Gelegenheit, bei der Ausarbeitung der neuen Rücklauflafette, von der Sie vielleicht gehört haben werden, eine glückliche Idee — es war kaum mehr — zum Ausdruck zu bringen. Die Firma erkannte das in der bereitwilligsten Weise an. Kurz und gut: vor wenigen Tagen erhielt ich eine so bedeutende Gehaltszulage, daß mir jetzt die Begründung einer eignen Häuslichkeit möglich ist. Mein Gehalt beträgt nunmehr 6000 Mark, und das genügt hier für die Bestreitung eines freilich bescheidenen Haushaltes. Auch ist mir eine weitere Aufbesserung in baldige Aussicht gestellt.

Ich war im Begriff, selbst nach Körlin zu kommen, als der Brief meiner Eltern eintraf.

Sie werden mir nachfühlen können, hochverehrter Herr von Gudarcza, wie sehr mich die Nachricht, die dieser Brief enthielt, beunruhigt. Ich war so froh und so sicher — nun bin ich in tausend neue Zweifel gestürzt. Nicht Zweifel an Signes Liebe. Aber ich muß mich fragen, ob ich Ihnen unter so veränderten Verhältnissen noch als Schwiegersohn genehm bin? Und muß mich doch auch fragen, ob Signe heut sich in die bescheidene Lage, die ich ihr bieten kann, hineinfinden wird; denn ich bin unter allen Umständen entschlossen, in meiner Stellung zu bleiben. Ich bitte Sie daher vor allem, mich meines Wortes zu entbinden und mir zu gestatten, an Signe zu schreiben oder — besser! besser! — selbst kommen, mit ihr sprechen zu dürfen. Und ich bitte Sie weiter, mich Ihre eigene Auffassung wissen zu lassen.

Mit innigem Dank im voraus und gehorsamsten Empfehlungen an die gnädige Frau

Ihr verehrungsvoll ergebener
V. v. Kaltenegg."

Eberhard legte den Brief zurück. Wie eine gleichgültige, im voraus abgetane Sache. Und als der Vater vom Hintergrund des Zimmers her fragte: „Nun?" — meinte er: „Hat Signe schon gelesen?"

„Nein. Der Brief kam vorhin erst, und sie ist ausgefahren. Aber ich wollte wissen, wie du —"

„Ich? Ist doch eigentlich ganz gleichgültig. Ein sehr hübscher, sehr geschickter Brief. Hübsche Mache, um ein Lämmlein zu fangen. Nur — Signe wird Kaltenegg damit nicht fangen. Ein Lämmlein ist sie nicht."

Verdrossen warf der Major ein paar Bücher übereinander. Er wollte eigentlich heftig entgegnen, energisch widersprechen. Aber er sah zu dem Sohn hinüber, und da schwieg er. Es ging ihm jetzt häufig so. Die Kinder hatten etwas Überlegenes, dem er sich nicht gewachsen fühlte. Und dann war in seiner Seele ein unsicheres Gefühl: hat der Eberhard da am Ende nicht recht? Zwar nicht mit Kaltenegg, der ist ein uranständiger Kerl. Aber mit Signe . . . mit Signe . . . ein Lämmlein ist sie nicht . . .

Eberhard hatte den Stuhl langsam halblinks gedreht. Er saß nun wieder wie in einem englischen Klubsessel; weit hintenübergelehnt, die Beine übereinandergeschlagen; zwischen den Lippen die Zigarre. Ein wenig nachdenklich sah er aus.

Dann nahm er die Bock aus dem Munde, betrachtete

noch ein paar Augenblicke die Leibbinde, so aufmerksam, als ob die Goldbuchstaben ihm ein besonderes Geheimnis verraten könnten, und sagte endlich: „Hör mal, lieber alter Herr, bester aller Väter — was würdest du dazu meinen, wenn ich mich zu den Gardedragonern versetzen ließe?"

Diesmal schwieg der Vater nicht. Er kam hastig auf den Sohn zu: „Dein altes gutes Regiment verlassen? Bloß weil du jetzt ein paar Groschen mehr Zulage haben kannst! Nur um der lieben Eitelkeit zu frönen? Eberhard — Eberhard — das kann dein Ernst nicht sein! Wenn ich daran denke, wie schwer es mir wurde, aus dem Regiment zu scheiden! Und da willst du . . . ohne weiteres . . . zur Kavallerie, zur Gardekavallerie? Fahnenflüchtig werden, sozusagen!"

„Was regst du dich auf, lieber Papa? Und verkehrst alles? Die Sache liegt ganz anders: Ich habe immer Pferdepassion gehabt, ich wäre bestimmt von Anfang an Kavallerist geworden, wenn die Mittel dagewesen wären. Siehst du: warum soll ich jetzt die Möglichkeit nicht ausnutzen, meinen alten Wunsch zu erfüllen? Warum die besonderen Chancen, die die Gardekavallerie bietet, nicht mitnehmen? Die sind doch nun mal vorhanden. Militärisch: sieh dir einfach die Rangliste durch. Und gesellschaftlich erst recht, was heutzutage mehr als je mitspricht. Ich will dir nur gleich sagen: ich hab schon hinten herum durch den Regimentsadjutanten, Grafen Sytlar, gehorcht — der Kommandeur nimmt mich mit Kußhand!"

Da war schon wieder das häßliche Gefühl: ‚Das wird jetzt alles hinter meinem Rücken abgekartet. In all

und jedem kehren die Kinder ihren Eigenwillen heraus. Grad daß sie mich noch anstandshalber um meine Meinung fragen, um schließlich doch zu tun und zu lassen, was ihnen paßt.'

Aber er wollte ihnen zeigen, daß er doch noch da war! Gerade Eberhard! Gerade jetzt, grade in diesem Fall! Ihm im Notfall den Brotkorb höher hängen. Ihm einfach verbieten —

„Nein, lieber Eberhard —" begann er.

Da ging die Tür, und Signe kam herein.

Sie war noch im Straßenkostüm, im lose anschließenden dunkelblauen Bolerojäckchen, mit dem mächtigen, breitrandigen, gleichfarbigen Hut auf dem goldig schimmernden Haar, den gleichfarbigen Sonnenschirm mit der Goldkrücke in der Hand. „Tag, Papa," sagte sie im Eintreten. „Du hast mich sprechen wollen?" Flüchtig nickte sie zum Bruder hinüber, der unwillkürlich aufstand, und dann ging sie auf den Vater zu und bot ihm die Wange.

Nun waren seine Gedanken schon wieder nur bei ihr. Er sah ihr in das schöne Gesicht, das heut ein wenig mehr Farbe als sonst zeigte, er ließ zärtlich seine Rechte über ihre Schulter und ihren Arm gleiten. „Ja, mein Kind. Es ist ein Brief da, der dich angeht . . ."

„Ein Brief, der mich angeht?" Auf einen Moment trat eine leichte Spannung in ihr Gesicht. Dann lächelte sie wieder gleichmütig. „Da bin ich aber neugierig!"

Gudarcza ging zum Schreibtisch. Plötzlich zögerte er. Es widerstrebte ihm, Signe den Brief in des Bruders Gegenwart zu geben; es verdroß ihn, daß der den Brief überhaupt gelesen hatte. Er sah zu Eberhard hinüber. Der stand am Bücherschrank und studierte anscheinend

höchst interessiert die Titel auf den Einbanddecken. ‚Merkwürdig . . . daß er es nicht als taktlos empfindet, im Zimmer zu bleiben? Ich an seiner Stelle, ich wäre sicher gegangen!‘

Es kochte doch in ihm über: „Bitte, Eberhard, laß uns ein paar Minuten allein,“ sagte er ziemlich schroff.

Der Sohn wandte sich um. „Ja so —“ Er dehnte die beiden Silben, und seine Lippen krausten sich etwas spöttisch. Dann ging er. Und der Vater reichte Signe den zusammengefalteten Brief.

Er tat es mit einer gewissen Feierlichkeit. Aber sie achtete nicht darauf. Sie sagte kurz: „Danke —,“ trat ans Fenster und faltete langsam den Bogen auseinander.

In ihm war ein Gefühl großer Unruhe; mehr als Neugier: ernstliche Teilnahme. ‚Wie sie's nur aufnehmen wird,‘ dachte er immer wieder. Er konnte nicht stille stehen, trippelte hin und her und sah dabei unverwandt auf das Gesicht der Tochter, das sich im scharfen Profil gegen das helle Fenster abzeichnete.

Nur auf einen Moment hatte es gezuckt, als sie die Handschrift erkannte. Nun war es wieder ganz ruhig. Signe hob das Blatt näher zu den Augen, ganz nahe, und las erst mit schnellem Überfliegen der Zeilen, dann langsam, sehr langsam. Jetzt spannten sich ihre Züge doch, die schön geschwungenen Brauen zogen sich zusammen, sie schob die Unterlippe zwischen die nagenden Zähne.

Da überkam den Vater plötzlich etwas wie helle Freude. Er hätte laut aufjauchzen mögen: ‚Gottlob, du bist doch mein rechtes Kind. Ich seh's dir ja an, wie du kämpfst. Ringe dich durch! Überwinde dich. Du wirst's schon. Und du wirst glücklich werden!‘

Es war wirklich wie ein Kampf in ihr. Das Blut stieg heiß in ihre Wangen und ebbte wieder zurück. Die Brust hob sich und senkte sich.

Sie mußte längst zum zweiten Male gelesen haben, aber sie hielt das Blatt immer noch in der erhobenen Hand und starrte wie gebannt auf die Unterschrift. Endlich ließ sie die Rechte langsam sinken und wandte das Gesicht ganz zum Fenster.

Solange der Vater ihre Züge vor sich gehabt hatte und den wechselnden Ausdruck in ihnen, hatte er geschwiegen. Nun hielt er nicht mehr an sich. Er kam auf die Tochter zu, legte seine Hand auf ihre Schulter und sagte bewegt: „Der gute, brave Viktor —"

Noch ein paar Augenblicke stand sie mit abgewandtem Gesicht. Dann drehte sie sich um, und mit einem Male wußte Vater, daß seine erste Befürchtung richtig, daß seine jäh aufgeflackerte Hoffnung vergeblich war: wenn Signe gekämpft hatte, so hatte sie sich gegen den Mann entschieden, der ihre erste Liebe gewesen war.

Vor den Augen des Vaters wandelte sich ihr Gesicht. Eben noch erspähte er einen trüben, traurigen Ausdruck darin, und nun lag plötzlich ein Zug ablehnenden Hochmuts um die Lippen, sprach aus den Augen; der Nacken hatte sich gesteift, wie in jäh heraufgezwungenem Stolz. Signe zog die Achseln ein wenig hoch und sagte gelassen: „Du ersparst mir wohl weitere Auseinandersetzungen, lieber Vater. Was aus ist . . . muß aus bleiben."

„Signe!" rief er erregt. „Signe, übereile nichts. Ich bitte dich, prüfe dich noch einmal. Du hast Viktor doch so heiß geliebt. Du hast so sehr gelitten, als wir

dir sagen mußten, daß . . . daß nichts daraus werden könnte. Siehst du! Und der brave, liebe Kerl! Denk doch an ihn: wie er sich herausgearbeitet hat, immer nur in dem Gedanken an dich. Signe, du kannst ihn doch nicht aus deinem Herzen herausgerissen haben! So — so wie man eine Pflanze aus dem Boden reißt. Das geht doch gar nicht. Kind — Kind —"

Er hatte noch so viel zu sagen. Vorwürfe und Mahnungen. Er hätte so gern die richtigen Worte gefunden, den rechten Schlüssel zu dem jungen Herzen. Aber unter dem kühlen, klaren Blick von Signes Augen versagte ihm die Sprache. Er schwieg ein paar Sekunden, und dann überkam es ihn wie ein jäher Wutanfall: „Unehrlich und unedel ist das!" schrie er die Tochter an. „Ihr seid voneinander gegangen, wie zwei Liebesleute. Und nun — und nun — pfui, Signe — das elende Geld ist dir zu Kopfe gestiegen. Der Großmannsteufel hat dich angekrallt!"

Noch nie hatte Signe den Vater heftig gesehen. Ihren ruhigen, sanften Vater.

Sie wich einen halben Schritt zurück, sie hob wie zur Abwehr die Hand. Aber dann kam gleich wieder ein kleines, gelassenes Lächeln auf ihr Gesicht. Vater war wohl nicht ganz ernst zu nehmen; wenn er sich Luft gemacht, sich ein wenig ausgetobt hatte, würde er zu besserer Einsicht kommen. Schließlich: leicht war es ihr ja auch nicht geworden. Wahrhaftig nicht. Vorhin hatte sie's überrieselt. An den ersten Kuß von seinen Lippen hatte sie gedacht . . .

Ja — — wenn — —

Ja . . . man war eben um Jahre älter und reifer

geworden. War nicht mehr das blutjunge Ding, das von heißen Süßigkeiten der Liebe träumte ...

Armer Viktor! Und wenn ich's wollte, ich könnte nicht. Was aus ist, muß aus bleiben.

Da sprach sie's noch einmal laut aus: „Was aus ist, muß aus bleiben. Bitte, schreib das Herrn von Kaltenegg. Du wirst schon die rechten Worte finden ... daß es ihm nicht weh tut. Kannst mich schlecht machen dabei, Papa, wie du willst."

„Mädel ... Signe ... so hör doch! Überleg's doch noch einmal." Vater war schon wieder ruhiger geworden. Er bat eindringlich: „Liebe Signe, solch ein ehrenhafter, lieber Mensch, der dich auf Händen tragen würde! All sein Leben lang. Du darfst das nicht so kurzerhand abweisen. Du mußt dich besser prüfen ..."

Sie mochte Vater nicht in die Augen sehen. An ihm vorüber sah sie auf die Wand drüben, bohrte den Blick in das häßlich vielverschlungene Goldornament der Tapete. Und dachte nun doch: ‚Ja ... wenn er selber gekommen wäre, dich einfach an sich gerissen hätte. Vor acht Wochen ... vor vier Wochen ... vielleicht sogar heut noch! Wer weiß — wer weiß! Aber anstatt seiner dieser Brief ... dieser korrekte Brief — nicht an mich, an Vater — und den Trotzkopf aufgesetzt: mich in seine bescheidene Lage hineinzwingen wollen, in das kleine Nest, in die Enge seiner Verhältnisse. Nein — nein.' Und zum dritten Male sagte sie laut und entschieden: „Was aus ist, muß aus bleiben, Papa!" Und ging schnellen Schritts an dem Vater vorüber zur Tür.

4

Mama Ida schmollte seit Tagen mit ihrem Alten. Er war glattweg ungerecht. Dem Eberhard verweigerte er immer noch seine Zustimmung zur Versetzung in die Garde-Kavallerie; für Friedels Wünsche aber legte er sich mit aller Kraft ins Zeug.

Es war nicht anders: die klare, nüchterne Art von Friedel imponierte ihm.

Zwar hatte es auch zwischen den beiden einen harten Kampf gegeben. Wegen der albernen Neustädter Geschichte nämlich. Vater wollte den Pfahlbürgern eine Summe überweisen, über deren Betrag wirklich jeder Verständige den Kopf schütteln mußte. Er schlief neuerdings nicht mehr so gut wie früher, und in einer seiner schlechten Nächte hatte er sich die Idee einer Reinhard-Stiftung für Neustadt in den Kopf gesetzt, die mit dreimalhunderttausend Mark dotiert werden sollte. Sogar ein langes Schreiben an den hochwohllöblichen Magistrat hatte er schon aufgesetzt, als Friedel glücklicherweise dahinter kam. Und der wußte Vater zu nehmen.

„Sieh mal, Papachen," hatte er gesagt, „wenn Onkel Reinhard wirklich ernstlich seine Vaterstadt in so grandioser Weise hätte bedenken wollen, dann würde er das ganz gewiß bei Lebzeiten, rechtzeitig und rechtskräftig geregelt haben. Wir wissen heute doch, wo wir nun allmählich einen Überblick gewonnen haben, welch ein ausgezeichneter Geschäftsmann er gewesen ist. Solch ein Mann ordnet solch eine Sache in aller Form rechtens zur rechten Zeit. Ich will ja gar nicht in Abrede stellen, daß er den guten Schildaern, wie er sie immer nannte,

etwas Ordentliches zuwenden wollte — aber 300 000 Mark, ich bitt dich, das nimmermehr! Sei nicht ungnädig, alter Herr, aber du rechnest schlecht. Ich wünsch euch lieben Eltern ein recht, recht langes, gesegnetes Leben, aber wenn ihr einmal die Augen zutut, geht das Vermögen in vier Teile. Na, und wer weiß, ob dann 300 000 Mark nicht eine größere Rolle spielen, als du heut ahnst. Vergib, wenn ich sage: denk auch ein bissel an uns."

Und dann war's zu einem förmlichen Handeln gekommen. Eberhard, der dabei saß, hatte heimlich gelacht: immer um weitere 50 000 Mark hatte Friedel Vater heruntergehandelt, bis auf die letzten. Wirklich bis auf 50 000 Mark. Die waren schließlich übrig geblieben und wurden der guten Stadt Neustadt mit einem feierlichen Anschreiben überwiesen. Worauf ein so von ergebenem Dank triefender Brief zurückkam, daß Friedel mit Recht sagen konnte: „Zwanzigtausend hätten's auch getan."

Kurz und gut, Friedel imponierte Vater, und darum ging er bereitwillig auf alle seine Wünsche ein und suchte ihm den Weg zu ebnen. Friedels Wünsche waren ja auch überaus verständig. Er wollte die diplomatische Laufbahn einschlagen, also zunächst in irgend ein Hilfsarbeiterpöstchen im Auswärtigen Amt. Die ganze Idee schmeichelte sich Vater ein. In Österreich, woher seine Familie vor hundert und etlichen Jahren nach Preußen eingewandert war, war einmal ein Gudarcza Gesandter bei der Hohen Pforte gewesen, sogar in einer höchst diffizilen Zeit. Dieser Ahne war in der Geschlechtsgeschichte, die sonst fast nur simple Gutsbesitzer und Offiziere in untergeordneten Stellungen verzeichnete, gleichsam mit

goldenen Lettern eingetragen. Daß nun wieder einmal ein Gudarcza Diplomat werden sollte, lockte den alten Herrn gewaltig. Und Friedels ganze überlegene Art, sein verbindlich kühles Wesen, auch seine schlanke Gestalt mit dem interessanten Kopf, der manchmal an Signe erinnerte, schienen ihm für diese Laufbahn geeignet; zudem hatte der Junge ein brillantes Maturum gemacht, einen sehr guten Referendar und jetzt eben glänzend den Assessor.

So suchte der Major unter seinen Jugendgenossen, wer von diesen Friedel etwas fördern könnte, und fand einen vortragenden Rat im Auswärtigen Amt, mit dem er einst — lang, lang war's her — in fröhlicher Stimmung Brüderschaft getrunken hatte. Sie waren zwar seitdem vom Leben ganz auseinandergerissen worden, aber Friedel meinte: das tue nichts.

Leicht wurde Vater der Weg nicht. Ein wenig schüchtern war er immer gewesen, zumal wenn es aufs Bitten hinauskam. Und er hatte auch trübe Erfahrungen in diesem Punkte gemacht. Als ihm der blaue Brief in Aussicht stand, war er nach Berlin gefahren und hatte an verschiedene Türen angepocht: wenigstens in ein Bekleidungsamt wäre er gern noch für ein paar Jährchen untergekrochen. Aber alle Türen hatte er verschlossen gefunden oder doch hinter ihnen nur Leute mit kaltem Achselzucken: „Tut mir leid, guter Gudarcza, aber Sie glauben gar nicht, wie man überlaufen wird. Ich tät ja gerne was für Sie, aber ich kann's nicht.“

Nun verwunderte er sich baß, wie anders er diesmal aufgenommen wurde.

Mit offenen Armen kam ihm der Herr von Hellstein entgegen:

„Lassen Sie sich endlich . . . pardon, alter lieber Freund, läßt du dich endlich sehen! Wie ich mich freue! Da, setz dich und steck dir eine Zigarre an. Laß dich ansehn: famos siehst du aus. Ja, unsereiner rackert sich früher ab, wie solch glücklicher Rentier. Ich wette, du schwingst heut noch deinen Humpen wie damals — damals! Ach ja — . . . und ich bin ein alter müder Bureaukrüppel geworden mit höchst mangelhaften Magenverhältnissen und alljährlichem Nauheim! Dja . . . dja . . . du . . . und die Hand muß ich dir drücken. Ist schon so was dagewesen: sitzt man da irgendwo an der Ostsee und da fällt einem plötzlich ein Riesenvermögen in den Schoß. Sei nur still, ich weiß Bescheid. Mein Ältester ist ja Hauptmann in deinem alten Regiment . . ."

Gar nicht zum Sprechen kam Vater. Wenn Hellstein an Magen und Herz laborierte, mit der Lunge haperte es sicher nicht. „Wo habt ihr gemietet?" „Du gehst natürlich mit deinen Töchtern zu Hofe?" „Von deiner Ältesten weiß ich auch schon viel . . . nee . . . dja . . . solch einen Star können sie hier gebrauchen." „Und deine Jungens? Den einen hab ich mal flüchtig gesehen . . . brillante Erscheinung, flottes Kerlchen . . . was? Ein bissel zu flott? Na . . . dir tut das ja nichts, wenn er mal ein paar braune Lappen zu viel braucht. Aber du hast doch noch einen, nicht wahr?"

Nun war Gudarcza endlich soweit, daß er einhaken konnte.

Der andere steckte gleich ein Dienstgesicht auf, strich sich den grauen Bart, den er nach alter Kaiser Wilhelmsart am Kinn ausrasiert trug, fragte wichtig nach dem und jenem. Schließlich aber meinte er: „Es wird sich

schon machen lassen. Da hast du meine Hand — ich tu, was ich kann, schon um unserer alten Freundschaft willen. Und im Vertrauen: der junge Herr hat recht. Die Aussichten sind gut, denn übergroßer Überfluß ist grad nicht an Leutchen aus guter alter Familie, die den Zuschuß mitbringen, den der diplomatische Dienst nun mal fordert. Du wirst wohl informiert sein. Wenn dein Sohn ins Ausland kommt — es ist je nach den Stationen verschieden — aber so im Durchschnitt wirst du mit 15 bis 20 000 Mark rechnen müssen."

Ein wenig hatte Gudarcza sich schon an die großen Zahlen gewöhnt. Der Betrag, den Hellstein nannte, fuhr ihm aber doch in die Glieder. Er mußte immer wieder an die eigene karge Vergangenheit denken. Indes er verbarg's unter einem Lächeln, dachte auch daran, daß Friedel in seiner Art ein ganz guter Rechner war.

Und dann sagte Hellstein gleich: „Na dja ... für dich ist das eine Lappalie. Alle Wetter, alle Wetter, wie es unsereinen freut, wenn mal ausnahmsweise in unsere Kreise Geld hineinschneit, solch tüchtiger Batzen, der sich lohnt."

Ein paar Tage trug er's noch mit sich herum und ertrug das sanfte Schmollen seiner Frau ohne Murren. Dann kam auch Eberhard zu seinem Recht: was der eine bekam, durfte schließlich dem anderen nicht vorenthalten werden — und im Grunde war's nun doch mal eine Geldfrage. So gab er auch seine Einwilligung zur Versetzung Eberhards.

Das ging freilich nicht ohne einige brennende Stiche in der Brust ab. Denn es traf sich, daß er an demselben Tag zum ersten Male wieder bei seinem alten Regiment zu Tisch war.

Das war ihm gleich einem kleinen Fest erschienen, und er hatte Frau Ida gebeten, die Uniform aus den noch nicht ausgepackten Kisten zu erlösen. Es deuchte ihm nötig, des Königs Rock, den zu tragen Seine Majestät ihm beim Abschied gnädigst bewilligt, bei dieser Gelegenheit anzulegen, als wolle er damit dem Regiment seine Honneurs erweisen. Aber als er damit vor die Seinen trat, schlug Signe die Hände zusammen: „Papa, das geht wirklich nicht. Sei nicht böse, du siehst höchst antediluvianisch aus." Dodo, die häufig vom Oppositionsgeist beseelt war, erklärte zwar sofort energisch: „Sehr gut sieht unser Vater aus —" doch die Freude war ihm verdorben. Er ging in sein Ankleidezimmer zurück, um die Uniform mit dem Gewand des friedlichen Bürgers zu vertauschen, und während er vor dem Spiegel die Krawatte zum modernen Knoten band, was ihm immer Mühe machte, predigte er sich vor: ‚Signe wird schon recht haben, wie sie immer recht hat. Alt Eisen ist alt Eisen . . . aber schade ist es doch.' Dabei stieg ihm etwas wie ein leichtes häßliches Würgen der Enttäuschung im Halse empor.

Und das kehrte während des ganzen Abends, wie er's auch herunterkämpfte, immer wieder.

Es war alles, alles so anders geworden, fand er. Äußerlich die Räume des neuen Kasinos so prunkvoll, er selbst so fremd, daß er sich bei aller Liebenswürdigkeit, mit der man ihm begegnete, vereinsamt vorkam. Er hatte gemeint, gehofft, etwas wie Heimatsodem zu finden, und vermißte den schmerzlich. Er hatte geglaubt, an dem großen Gasttag viel alte Bekannte zu treffen, und fand fast keinen in dem Menschenschwarm. Und der eine, der graubärtige General a. D., der aus einem schlesischen

Winkel einmal wieder nach Berlin geschneit war, empfand wie er. Als sie beide nach dem Kaffee sich noch zu einer Flasche Mosel und einer guten Zigarre in ein Eckchen setzten, da sagte der: „Ja, Gudarcza — was? Es ist so vieles anders geworden hier. Na . . . wundern wir uns nicht darüber. Es ist der Lauf der Welt.“

„Wenn's nur auch besser geworden ist, Exzellenz?“

„Na . . . was weiß ich? Besser oder schlechter, das sind schließlich relative Begriffe. Es kommt ganz auf den Gesichtswinkel an, unter dem man sieht. Und wir schauen eben aus dem alten. Lassen wir's. Die Hauptsache bleibt: die Jungen hier werden, wenn's drauf ankommt, ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit tun, wie wir. Dessen bin ich gewiß. Wir — nun wir sind eben alt Eisen. Prosit, alt Eisen!“

Der gescheute Alte, der einst unter Moltke lange die breiten karmoisinroten Streifen an den Unaussprechlichen getragen, hatte gewiß recht. Aber das würgende Gefühl in der Gurgel wurde Gudarcza darum doch nicht los.

Und dann war da noch eins: er war erstaunt, daß man allenthalben schon von Eberhards Absicht, sich versetzen zu lassen, wußte . . . und daß man sie so gar nicht mißbilligte. Der Kommandeur sagte zwar: „Schade, Herr von Gudarcza. Ich verliere Ihren Herrn Sohn ungern, er ist ein tüchtiger Offizier. Aber, lieber Himmel, wie die Verhältnisse liegen, verdenken kann ich's ihm schließlich nicht.“ Und der junge Hauptmann von Hellstein kam zu ihm heran: „Papa hat mir heut erzählt. Ich gratuliere, Herr von Gudarcza. Ihr zweiter Herr Sohn kommt sicher ins Amt, und unser guter Eberhard . . . nun, den seh ich schon im Dragonerrock. Schade,

er war uns allen ein lieber Kamerad. Aber wenn ich die Moneten gehabt hätte — pardon — ich wäre auch nicht gern zu Fuß durch den Sturzacker gestrampelt."

Die Moneten — die Moneten —

„Ja . . . ja . . ." meinte die alte Exzellenz Beerhoven beim Moselwein. „Sie haben mächtig geerbt, Gudarcza, hör ich. Freut mich, werden's brauchen können. Glücklich an sich macht's ja nicht, aber 's ist immerhin 'n sehr angenehme Zugabe, sozusagen. Heute! Heute ganz besonders. Ich will auch da nicht schelten, bewahre. Das große Rad, Zeit genannt, dreht sich eben, und die Anschauungen ändern sich. Ja. Am Ende: das Gold ist 'ne ganz schöne Sache, vorausgesetzt, daß man sich von ihm nicht unterkriegen läßt. So wie solch guter Tropfen Wein auch 'ne feine Gottesgabe ist, wenn man seiner Herr bleibt."

Exzellenz tat einen tiefen Zug, bei dem immer der buschige Schnurrbart, der noch keine Bartbinde kennen gelernt hatte, sein Teil abbekam. Er wischte sich dann die Borsten rechts und links mit dem Handrücken ab, daß die Tropfen flogen, schielte in das Glas und fuhr fort: „Was ich noch sagen wollte . . . da fiel mir vorhin was ein, als ich Sie sah! Neulich hab ich einen Verehrer von einem Fräulein von Gudarcza kennen gelernt, und der Name ist so selten. Es muß wohl eine Tochter von Ihnen sein oder eine Nichte."

„Ich habe zwei Töchter, Exzellenz — Signe und Dorothee." Indem er's sagte, wußte er ganz genau, daß es sich nur um Signe handeln konnte.

„Signe! Na natürlich Signe. Wunderlicher Vornamen, den man so leicht nicht vergißt — eigentlich 'ne

sehr praktische Sache. Also, und nun fällt mir ein, wer der Schwärmer war. Unser Kreis-Magnat nämlich, Prinz Bill Hoburg. Wir kommen sonst selten zusammen, obwohl mein Klitschchen an seine Herrschaft grenzt; sintemal er sich mehr an der Riviera aufhält, als in unserem Lausewinkel, was ich ihm an sich nicht verdenken kann. Also neulich waren wir bei der Baronin Kellhof zum Tee . . . labbrigste Sorte . . . da sprach er von seiner letzten Reise und, warten Sie mal, von seiner Tante, der Fürstin Bum-Bum, der Geier soll die Namen von all den kleinen Fürstlichkeiten behalten, die dem geduldigen deutschen Boden entsprossen sind. Und über die Hoheit kam er auf höchstderen Hofdame" — Exzellenz lachte — „die ihm jedenfalls interessanter erschienen war als die gnädigste Tante."

Gudarcza fühlte wohl, daß seine Frage der Mißdeutung ausgesetzt war. Aber er fragte dennoch: „Was ist das für ein Mann, dieser Prinz?"

„Na, wissen Sie . . ." Der General machte eine kleine Pause, wischte sich wieder einmal rechts und links über den feuchten Schnurrbart und blickte unter seinen schweren Augenlidern ein wenig forschend seinem Gegenüber ins Gesicht. „Also, alter Freund, das is nu so'ne Sache. Spielt da vielleicht was? Ich mag mir das Maul nicht verbrennen."

„Keine Spur, Exzellenz." Gudarcza lachte. Er meinte die volle Wahrheit zu sprechen, aber das Lachen kam ihm doch nicht ganz von Herzen.

„So — na denn. Und übrigens kann ich schließlich vertreten, wenn ich was sage. Also der gute Hoburg — mein Mann ist er nicht. Ich mag die Leute mit 'nem

Hofton, die immer nur flüstern, nicht; so'ne Menschenkinder, denen man die sechzehn Ahnen immer äußerlich anmerken soll, die vor lauter Manieren keine Manier mehr haben. Auf 'ne hohle Nuß schätz ich ihn ein. Ob 's wahr ist, daß das Luderchen jeut, kann ich nicht sagen. Wäre am Ende auch noch nicht das Schlimmste, denn er hat 'nen guten Güterdirektor, und die Herrschaft hält schon 'nen Puff aus. — So, alter Freund, und nun wollen wir man gehn. Die Glock hat Mitternacht geschlagen."

Als Gudarcza in seinem Droschkenauto heimfuhr, wurde das würgende Gefühl im Schlunde immer ärger. Es war nun nicht mehr nur Eberhard, um den's ihn verdroß, er mußte auch wieder an Signe denken. Und daran, wie klein er sich vorgekommen war, als er Viktor Kaltenegg schreiben mußte, daß seine Hoffnungen Träume gewesen wären. Und daran, daß Signe mit dem Prinzen Hoburg zusammen in Berlin angekommen war — der ‚hohlen Nuß'. Der alte Beerhoven war immer ein guter Menschenbeobachter gewesen.

Er nahm sich vor, am nächsten Morgen mal bei Signe auf den Busch zu klopfen. Er wollte ein ernstes Wort mit ihr sprechen. Recht väterlich und ernst. Sie war immer offen und wahrheitsliebend gewesen, schon aus Stolz. Sie würde ganz sicher auch diesmal kein Hehl vor ihm haben.

Der Gedanke beruhigte ihn allmählich.

„. . . im Grunde,' sagte er sich, ‚ist das Ganze doch eine recht haltlose Kombination. Daß der Prinz Signe schön fand, war nicht zum Verwundern, und daß er ein bissel von ihr geschwärmt hat, ist auch nicht zum Staunen.

Und daß Signe und er sich auf der Reise getroffen und sie gemeinsam fortgesetzt haben: Du lieber Himmel, eigentlich war auch nichts dabei. Grade, weil es Signe war. Irgend ein Schäfchen hätte dabei Gefahr an ihrem guten Ruf leiden können; Signe nie, denn Signe vergibt sich nichts. Das ist so gewiß, wie das Amen in der Kirche. Bleibt also die Absage an den armen Viktor. Na ja ... traurig genug für den lieben Kerl! Aber wenn in Signe doch nun mal die Liebe zu ihm erloschen ist?! Vielleicht war die überhaupt nur ein Flackerfeuerchen gewesen, von der Art, wie sie ja kaum irgend einem jungen Dinge erspart bleibt.'

Sprechen wollte er jedoch mit Signe. Ernst und väterlich ...

Er wachte am nächsten Morgen mit dem gleichen Vorsatz auf. Aber es kam so, wie es ihm neuerdings oft mit seinen Vorsätzen ging. Sie gelangten nicht zur Ausführung. Es war geradezu zum Rasendwerden, und es war auch geradezu lächerlich, was sich jetzt alles zwischen Wollen und Vollbringen für ihn einschob.

Früher, im guten Körlin, hatte sich sein Leben wie ein gut gehendes Uhrwerk abgewickelt. Es war von strammer Ordnung regiert gewesen, und wie eine Triebfeder hatte seine Frau in der Mitte gestanden. Manchmal hatte sie ihn ein wenig pantoffelt, das gestand er sich selber; aber er hatte sich gerade deshalb so wohl gefühlt. Jetzt hatte sie für ihn nie Zeit. ‚Hol mich der Geier: die große Triebfeder ist einfach ausgeschaltet!'

Alles war anders geworden in diesem schönen, vermaledeiten Berlin.

Als sie sich in der Mietswohnung provisorisch ein-

richteten, hatte Ida plötzlich gefunden, daß sie ihr Schlafzimmer für sich haben wollte. „Eigentlich ein alter sehnlicher Wunsch. Sei nicht böse, aber du schnarchst wirklich unerträglich. Und wo wir nun in den Räumen nicht mehr so beschränkt sind . . .“ Dabei hatte sie ihm noch zärtlich auf die Backe geklopft, ordentlich mit einem kleinen Schelmenblick: „Wir sind doch auch über unsere silberne Hochzeit hinaus . . .“

Und nun ging's schon früh am Morgen mit dem Gefühl der Vereinsamung los.

Wenn er aufwachte, streckte er immer noch die rechte Hand gewohnheitsmäßig nach der Seite aus und sagte — oder wollte sagen: ‚'Morgen, Altchen. Gut geschlafen?‘ Erkannte dann seinen Irrtum, legte sich auf die andere Seite und brummelte verdrießlich: „Also nee“; — versuchte noch einen kleinen Dormus nachzuholen, klingelte endlich und ärgerte sich über den ‚langen Labammel‘ im schwarzen Rock mit der weißen Krawatte, der nach einiger Zeit die Gnade hatte zu erscheinen, um die Befehle des Herrn Barons für den Anzug entgegenzunehmen.

Ein greulicher Kerl, dieser glattrasierte Silberdiener mit der gedrechselten Tolle. Zuerst war er immer mit der Meldung hereingetreten: „Das Bad ist bereit.“ Himmelkreuzdonnerwetter . . . bis ihm endlich begreiflich gemacht worden war, daß ein Bad für die Woche genügte. Und seitdem grinste der Laffe unter seiner glatten Maske, als ob er im Innersten seiner Lakaienseele meinte: ‚Meine frühere Herrschaft badete täglich.‘ Na ja . . . die mochte das nötig gehabt haben . . .

Genieren mußte man sich vor dem Kerl, darauf legte

der es an. Da hatte man aus dem guten Körlin ein Paar derbe Rindslederne vom Meister Grolich mitgebracht, die zum Küssen bequem saßen; man rutschte rein und man rutschte raus und wußte gar nicht, wie das geschah. Aber bloß zu sehen, wie Monsieur Friedrich sie anfaßte. Mit dem Daumen und dem Zeigefinger an den Anziehschlaufen, als ob er seine hochpreislichen Finger nicht mit dem Rindsleder in Berührung bringen wollte. Und wie er fragte: „Befehlen der Herr Baron, daß ich die—se Stie—fel auch mit Creme behandele?" Und wie er sie hinstellte und ihnen dann noch mit den höchsteigenen, in Lackschuhen — wahrhaftig in Lackschuhen — steckenden Fußspitzen einen kleinen verächtlichen Ruck gab!

Doch das war ja Wurscht. Nescio, quid mihi magis farcimenti esset! rezitierte Gudarcza im berühmten Bismarckschen Küchenlatein. ‚Ich wüßte nicht, was mir mehr Wurst wäre.'

Schlimmer wurde es schon ein halbes Stündchen später. In Körlin hatte er immer sein schönes ruhiges Frühstücksstündchen gehabt, im Kreise der Seinen natürlich, mit Mama obenan und den Kindern, soweit sie zu Hause waren, rundherum. Jetzt — es schrie zum Himmel! — jetzt mußte er fast immer allein frühstücken. Sehr selten, daß Ida am Kaffeetisch erschien. Entweder, sie war noch nicht auf, oder sie war schon aus. Als er einmal leise Einwand erhob, hatte sie die Achseln gezuckt: „Aber Otto, warum sich gegenseitig genieren?" Signe schlief grundsätzlich lange, wenn sie nicht ritt. Blieb Dodo. Aber Dodo hatte anscheinend einen plötzlichen Bildungspips bekommen. Eingeschult war sie nicht mehr worden, dafür besuchte sie alle möglichen Vorträge.

So saß er denn allein, mußte sich selbst seine Semmel buttern, selbst seine Zigarre anzünden. Drehte und drehte an den dämlichen Zeitungen herum, las hier eine Notiz und da eine und langweilte sich zum Davonrennen. Dann kam die Post, die gewöhnlich ein halbes Dutzend Bettelbriefe, ein viertel Dutzend Aufforderungen zum Beitritt in Wohltätigkeits-, politische, soziale Vereine und ein ganzes Dutzend Geschäftsofferten brachte; dazu als pièce de résistance einige Geschäftsbriefe, die auch nicht gerade zur Erbauung beitrugen. Schließlich rannte er wirklich davon. In den Tiergarten, durch die Linden zum Schloß, wieder zurück und dann zu Habel, um einen Schoppen Rotspon zu trinken. Manchmal traf er da auch einen Bekannten, und dann wurde noch eine bessere Flasche aufgefahren; dazu gekannegießert, Rangliste gemacht, geklatscht, die Welt verbessert. Eigentlich empfand er auch das als Zeitvergeudung. Schlimmer war, daß der Frühschoppen ihm nie sonderlich bekam. Nun, das hörte ja von selbst auf, wenn man aus den provisorischen Verhältnissen heraus war und sein eigenes Heim hatte.

Dazu schien nun endlich Rat zu werden. Aber darüber ging auch seine Ansicht, möglichst bald einmal mit Signe ein väterliches Wort zu sprechen, in die Brüche.

Als er nämlich von seinem etwas ausgedehnten Vormittagsmarsch — ein bissel Kopfschmerz hatte ihm die Sitzung beim Regiment doch eingebracht — nach Hause kam, flog ihm Dodo an den Hals: „Papa, Mama hat eine Villa in petto! Diesmal ist's aber wirklich etwas!" Und sie lachte ihn dazu aus ihren blanken schwarzen Augen an, als ob sie im geheimen hinzusetzte: wenn's nur wahr wird. Das liebe arme Ding! Eigentlich hatte

Dodo am wenigsten von der ganzen Umwandlung der Verhältnisse, von dem ganzen Berlin! Nicht einmal ein ordentliches Zimmer hatte sich für sie in der großen Mietswohnung gefunden.

Bei Tisch bildete Mamas erfolgreiche Rekognoszierungsfahrt das Hauptthema.

Die Villa mußte ein Juwel sein. Sie lag in der Kilganstraße wie auf einer stillen Insel mitten im Getriebe der Großstadt, ruhig und vornehm, bot viel Raum, hatte einen ziemlich großen Garten und besaß allen modernen Komfort. Friedel, der auch zu Tisch gekommen war, betonte lebhaft die Vorzüge der Lage; Frau Ida war begeistert über die wirtschaftliche Bequemlichkeit, über den Komfort des Baus, in dem weder Vakuumreiniger noch Kühlvorrichtungen, weder der einbruchssichere Geldschrank noch das eigene Badezimmer für die Dienerschaft fehlten.

Signe beteiligte sich fast gar nicht an der immer wärmer werdenden Debatte. Sie saß in ihrem modefarbenen Schneiderkleid — Trauerkleidung hatte sie als Heuchelei rundweg verweigert — wie ein Bild von Stein am Tisch. Dies Planen schien sie zu langweilen, ja sie gähnte einmal sogar verstohlen. Als Dodo, die wie immer Feuer und Flamme war, sie entrüstet fragte: „Aber Signe, interessiert dich das denn nicht?“, entgegnete sie zwar: „Doch — doch!“, aber sie sah kaum auf den Bauplan, den Mama zum Dessert aufrollte. Nur einmal nach einem flüchtigen Blick auf die Zeichnung sagte sie: „Ich möchte gern ein Südzimmer haben.“

„Selbstverständlich, Signe,“ gab Vater sofort zurück und suchte auch gleich im oberen Stock. „Hier denke

ich . . . das wird recht etwas für dich sein. Dodo bekommt dann das zweite kleine Zimmer — da — und ihr beiden Mädels erhaltet einen gemeinschaftlichen Salon dazwischen." Er fühlte sich sehr angeregt und seit langer Zeit einmal wieder ganz als Familienvater. Hier gab es doch etwas, wonach er gefragt werden, wo er Auskunft geben, eine Entscheidung treffen mußte. Über den Preis erschrak er zwar wieder. Aber er äußerte sich darüber nicht; es war längst seine Gewohnheit geworden, sich im stillen mit den Geldsachen abzufinden. Dafür meinte er: „Nun, wir werden ja sehen. Ich will gleich nachher hinfahren — natürlich mit dir, Mamachen. Und wenn alles so zutrifft, wie du's schilderst, nun dann heißt's also endgültig: von Körlin nach Berlin. Ich werde froh sein, sobald das Provisorium hier zu Ende ist."

5

Draußen lag der Rauhreif auf den Bäumen. Bis dicht an das Fenster reichten ein paar zuckerkandierte Zweige der großen Kastanie. Durch den Spalt zwischen den Vorhängen konnte Signe grad auf das feine glänzende Geflecht sehen und auf ein Stück blauen Winterhimmels dahinter. Es war empfindlich kalt gewesen auf der Eisbahn. Lange hatte sie es nicht ausgehalten auf dem spiegelglatten Neueis des Tiergartensees, so schön der Lauf gewesen war.

Aber im Zimmer war es behaglich. Sie hatte die

Kurbel der Heizung ganz aufgedreht, und die Zofe mußte noch den Gaskamin anstecken, ehe sie entlassen wurde. Zwischen den großen glattpolierten Kupferplatten züngelten die Flämmchen, und der warme Schein leuchtete über den blauen weichen Teppich bis an das Fußende der Chaiselongue.

Langausgestreckt lag Signe in ihrer porzellanblauen Matinee, unter der die übereinander gekreuzten Füßchen grad noch heraussahen. Die Arme hatte sie im Nacken verschlungen. Die Augen halb geschlossen. Wohlig dehnte sie die Glieder und träumte von ihrem jungen Leben.

Eigentlich fühlte sie sich erst jetzt, nachdem der Umzug und die Einrichtung vollendet waren, froh und glücklich über den großen Umschwung ihres Daseins. Vorher: es hatte da doch allerlei zu überwinden gegeben. Äußerlich und innerlich. Es war ihr nicht so leicht geworden, wie sie sich den Anschein gab, sich wieder in den Kreis der Familie einzuleben; manchmal hatte sie sich beinah in das bei aller Gebundenheit so freie Reiseleben mit der kleinen Hoheit zurückgesehnt. Manchmal hatte sie's fast bereut, nicht auf ihrem Plan, sich zur Konzertsängerin auszubilden, beharrt zu haben. Manchmal war sie sich unter den Augen von Vater und Mutter doch wie ein wieder eingefangener Vogel vorgekommen.

Und dann waren die Erinnerungen an Viktor aufgetaucht und Selbstvorwürfe und Sehnsuchten zugleich — so heiße Sehnsuchten, daß der Schlaf sie floh.

Es war ja alles Unsinn und Schwäche, albernes Mädchenempfinden, das man bezwingen mußte und konnte. Nur nicht klein werden. Nur immer die Zukunft fest im Auge haben. Und sich der Gegenwart freuen . . .

Sie löste die Arme im Nacken und streckte sie aufwärts, daß die weiten Ärmel zurückfielen. Sie streifte zärtlich mit der Rechten über die feine Rundung des Fleisches. Und sie lächelte, wie sie gern lächelte, wenn sie allein war. In stiller Freude und doch ein wenig spöttisch. Spöttisch über die Männer, die diesen weißen Arm schön gefunden hatten, die ihn schön finden würden. Und sie zog die schmalen, langen Finger dichter an die Augen und betrachtete sie vom Handansatz bis zu den rosig schimmernden Nägeln. Und dachte daran, wie sie zugreifen sollten und festhalten. Nur einen einzigen Ring trug sie. Den kleinen Reifen mit dem großen, von Brillanten umrahmten Smaragden, den Vater ihr neulich zu ihrem dreiundzwanzigsten Geburtstag geschenkt hatte. Er war so kostbar, daß Mutter, die sonst gar nicht mehr fürs Sparen war, mit lächelndem Vorwurf gemeint hatte: „Alterchen, solch einen Ring für ein junges Mädchen?"

Wie würde sie den ausgelacht oder zornfunkelnd angeblitzt haben, der ihr vor einem Jahr gesagt hätte, daß Vater ihr einen so kostbaren Ring schenken würde! Damals, als ein neues billiges Fähnchen zum Geburtstag ein Ereignis gewesen war. Damals, als sie manchmal nicht wußte, wie sie die Wäscherechnungen in den Hotels bezahlen sollte, wenn die knauserige kleine Hoheit ihr die mit spitzen Fingern zuschob: ‚Nun, meine Liebe, Sie brauchen ja mehr für Jupons als ich . . .'

Laut auflachen mußte Signe plötzlich, als sie daran dachte. Laut und froh. Dem Himmel sei's gedankt, daß all die Misere vorbei war!

Ganz fest kuschelte sie den Kopf in das blauseidene Daunenkissen hinein, streckte sich, verschränkte die Arme

unter der Brust, blinzelte zu den weißseidenen, durchbrochenen Strümpfen hinunter, über die der Feuerschein aus dem Kamin wärmend spielte, und auf die kleinen koketten Schuhchen aus rotem Maroquin: gelobt sei Onkel Reinhard . . . es ist doch wunderschön, reich zu sein.

Reich zu sein, wenn man arm gewesen ist! Wohl gerade der Kontrast macht so glückselig.

Wie eine Danaë kam sie sich vor, auf deren Glieder der Goldregen wonnig herunterrieselt. Der herrliche Goldregen . . .

Vorgestern hatte der Tapezierer hier die letzten Nägel eingeschlagen. Drüben an der Wand, wo der rote Seidenteppich mit den seltsam verschlungenen indischen Ornamenten sich scharf und doch harmonisch von der blauen Stoffbespannung abhob.

Blau war der Grundton des ganzen Zimmers. So hatte sie es gewollt mit ihrem feinen Farbengefühl, im sicheren Bewußtsein, wie dies matte Blau zu ihrem blassen Teint, zu ihrem rotgoldenen Haar paßte. Der Dekorateur hatte wieder und wieder den wohlweisen Kopf geschüttelt: blau die Wände, blau der Teppich, blau die Bezüge, blau sogar die Seidendecke über dem kleinen Ibachflügel. Mit feinen Nuancen freilich, mit einer Silberborde hier, mit vielen ganz schmalen, dicht nebeneinandergesetzten bordeauxroten Streifchen an den Vorhängen — aber doch immer blau. Sie hatte auf ihrem Sinn bestanden, und gestern, als das geschniegelte Herrchen noch einmal zur letzten Schau gekommen war und sie mitten im Blau gesehen hatte, machte er eine devote Verbeugung: „Gnädiges Fräulein hatten doch recht."

Es war ja sehr komisch: ihr hatte das fast wie ein

Symbol geklungen. Nur immer auf dem eigenen Sinn bestehen! Sich selbst vertrauen, sich nicht beeinflussen lassen! Jetzt — und später — immer!

Wenn man sich so tief hat bücken müssen und sich so viel versagen mußte, dann fühlt man erst, wie wohl es tut, auf dem eigenen Sinn bestehen dürfen.

Und das machte nur der Reichtum möglich. Nur das Gold, das die törichten Menschen elendes Gold nennen. Gesegnet seist du, Onkel Reinhard!

Merkwürdig war's ja, wie der neue Reichtum auf die Menschen wirkte.

Auf Vater eigentlich am wenigsten. Er hatte sich ja überall ein bissel was zugelegt, aber im großen und ganzen war die Veränderung nicht überwältigend. Aber Mama — Mama, die früher jeden Silberling so oft in der Hand wendete, wie ihr schwarzseidenes Kleid — Mama hatte entschieden einen Zug zur Verschwendung bekommen. Da mußte man sogar manchmal steuern, daß der nicht zur Geschmacklosigkeit führte. Eberhard? Ich glaube, der ist auf dem gleichen Wege, wenn er auch immer an allem, was geschmacklos ist, vorübersteuern wird. Friedel? Das ist eigentlich der komischste — Friedel knausert. Vorläufig nicht im großen, aber im kleinen. Er entwickelt sich zum Finanzmann, neulich sprach er schon von seinem Bankier und seinem Scheckbuch.

Und ich . . . ich —

. . . das Leben will ich genießen . . . in Schönheit genießen . . . bewundert werden, angebetet . . . und herrschen . . .

* * *

Draußen kam's die Treppe herauf mit Holter und Polter. Immer drei Stufen auf einmal, wie es schien. Und dann wurde die Tür weit aufgerissen, Dodo stürmte herein, noch im Schlittschuhkleide, mit halbgetauten Schneeflocken auf dem Pelzbarett; und mit ihr ein so frischer Winterhauch, daß die Schwester unwillkürlich die Füße unter die Matinee zog.

„Nein aber, Signe! Warum bist du nur so früh fortgefahren. Da wurde es ja erst schön. Himmlisch war's. Die Maikäfer spielten. Die ganze Blase kam angetanzt, und wir haben eine Quadrille gelaufen — einfach zum Küssen. Ein Kamelchen warst du, daß du nicht bliebst, einfach ein Kamelchen . . ."

Und sie schob die blaue Matinee ziemlich rücksichtslos zur Seite, hockte sich neben der Schwester nieder, fast wie ein Junge, und erzählte mit strahlenden Augen, wie himmlisch es gewesen wäre.

‚Die hatte ich ganz vergessen,' dachte Signe. ‚Dodo! Die hat sich gar nicht verändert. An der ist der ganze große Umschwung spurlos vorübergegangen. Grad so himmlisch hätte sie sich auch in Körlin amüsiert — das Kind.'

Schweigend hörte sie zu. Schweigend auch, als Dodo sich recht achtlos das Jackett abstreifte und das Barett von dem schwarzen üppigen Haar nahm. Aber sie musterte sie dabei doch. ‚Hübsch ist sie nicht, wenigstens kaum hübsch. Eine gute Figur wird sie bekommen, wenn sie sich mehr gestreckt hat, und frisch ist sie. Mehr nicht. Aber zum lieb haben — das Kind. Abschleifen muß man sie, sonst eckt sie an.'

„Hardi war auch da. Im neuen blauen Rock. Na,

noch ein bissel sehr, sehr neu. So als ob der ganze Kerl noch nicht recht hineingewachsen wäre. Mit einer ganzen Horde Kameraden. Von den pikfeinen Herrchen lief natürlich keiner. Bloß zusehn, sagte Eberhard. Da hab ich ihn ein bissel angeblasen, weißt du, und es gab einen kleinen Krach. Weißt du — was ich mir davor kaufe!"

Es war vorüber mit Signes wohliger Stimmung. Sie war herausgerissen. Unwillkürlich zog sie wieder eine Maske vor das Gesicht: nur sich nicht gehen lassen; auch nicht vor den Allernächsten.

Den Allernächsten? Im Grunde: zählte denn diese kleine Dodo dort zu den Allernächsten? Eine Welt lag zwischen ihnen. Gern hatte sie die Dodo — lieb sogar. Aber gemeinsam hatten sie nichts, nicht die Erfahrungen des Lebens, nicht dessen Enttäuschungen, nicht die Freude an der Gegenwart, nicht Wünsche und Hoffnungen auf die Zukunft. Und das, was man an dem Kinde als das Reizendste empfinden mußte, die sprudelnde Natürlichkeit, zog vielleicht erst recht eine Trennungslinie. Was soll ich mit ihr? Und ich — ich bin für sie viel zu kompliziert. Sie kann mich nicht verstehen.

Dodo hatte wohl eine Entgegnung erwartet.

„Einen festen Krach gab's mit Herrn Eberhard-Hochgeboren," wiederholte sie, „. . . na, und dazu sagst du gar nichts?"

„Was soll ich dazu sagen? Höchstens: klug ist es nicht. Wir armen Mädels, mußt du wissen, werden während der Saison so manchmal auf die Brüder angewiesen sein."

Hellauf lachte Dodo, stemmte die Hände in die Hüften und wiegte sich. „Du — auf Hardi und Friedel? Du Schönste der Schönen. Lächerlich! Du glaubst es

ja selber nicht. Und ich Aschenbrödelchen muß eben meinen Stiebel alleine gehen, denn auf die gnädigste Fürsorge der beiden geb ich keinen Pfifferling. Ist mir auch ganz schnuppe! Denn eigentlich, weißt du, mach ich mir aus dem ganzen Gesellschaftskram gar nichts."

„Der Appetit kommt erfahrungsgemäß immer beim Essen."

Dodo schüttelte den Kopf. Ein Weilchen stand sie wie unschlüssig, dann holte sie sich einen kleinen Hocker und setzte sich zur Schwester. Sprang aber gleich noch einmal auf und zog Signes Kleid bis über die Fußspitzen herunter. „So . . . in den Spinnwebenstrümpfen holst du dir sonst noch einen Schnupfen, und der soll selbst der Allerschönsten schlecht zu Gesichte stehen. So . . ." sie hockte nieder, stützte das Kinn in beide Hände und sah vor sich hin. „Also beim Essen kommt der Appetit. Ich wollte schon immer mit dir darüber sprechen, ganz ernsthaft . . . aber freilich nicht vom Gesellschaftstrubel. Sondern von uns hier, von uns allen. Weil's mir nämlich auch so vorkommt, als ob uns beim Essen der Appetit gekommen wäre. Verstehst du mich?"

Signe verstand schon. Aber sie sagte dennoch: „Worauf willst du denn hinaus?"

„Nun . . . auf alle die Veränderungen, die mit uns vorgegangen sind, seit wir aus Onkel Reinhards großem Suppennapf löffeln. Ich hab das ja zuerst auch alles riesig nett gefunden, schon allein, daß Mama nicht mehr so ängstlich knausern muß und Vater alle Sorgen los ist. Ich kann dir sagen, Signe, in Körlin war zuletzt wirklich Meister Knapphans bei uns im Anrücken. Aber nun hab ich doch so meine Gedanken —"

„Hast du? Sieh mal an."

„Du brauchst gar nicht zu spötteln. Manchmal, finde ich, war's in Körlin gemütlicher. Mutter hat eigentlich nie für uns Zeit, hat immer den Kopf voller Besorgungen und Einkäufe. Vater sitzt über Akten und Rechnungen und was weiß ich, oder er rennt spazieren. Und er ist dabei gar nicht so frisch wie früher, alle Augenblicke klagt er über den Magen. Die Brüder — na, Eberhard möchte nachgerade Prinz von Arkadien werden, und sein Vollblütler ist ihm, das kannst du mir glauben, lieber als wir beiden Schwestern zusammengenommen. Friedel erstickt nächstens in seinem hohen Stehkragen und in seiner Weisheit . . ."

„Male nur weiter — und ich?"

Da beugte sich Dodo vor und umfaßte die Schwester zärtlich. „Du, Signe . . . ja, du auch! Sei nicht böse! Du willst für mich das reine Pflänzchen Rührmichnichtan werden. Wie du zu allen anderen Menschen bist, das ist mir im Grunde ganz egal. Aber mir gegenüber sollst du nicht die Prinzessin spielen. Du bist ein paar Jahre älter — na gut. Du bist gewiß klüger — schön. Aber du bist doch meine Schwester, meine liebe gute alte Signe —"

Leidenschaftlich hatte sie zuletzt gesprochen, und immer fester hatten sich ihre Arme um Signe geschlossen. Die schüttelte nur langsam den Kopf und lächelte. „Aber Kind!"

„Ja Kind! Meinetwegen Kind. Ich wollte, ich wäre noch ein rechtes Kind, dann würde ich das alles gar nicht so empfinden. Aber ich fühl's, wie du dich mir entfremdest. Alle werden wir uns fremder, aber von dir schmerzt's mich am meisten. Sei du der ganzen Welt

gegenüber die große kühle Dame, die anstatt des Herzens einen Kieselstein in der Brust trägt. Du mußt ja wissen, ob das auf die Dauer bekömmlich ist. Aber ich hab Anspruch da — da — auf dies Herz! Hörst du! Ich will, daß du mich lieb hast."

Signe schob den Ellenbogen unter und richtete sich ein wenig auf. Etwas wie Neugier und Überraschung regte sich in ihr: ‚Alle Wetter, hat das Mädelchen Temperament. Und etwas Wahres ist auch in allem, was sie sagt. Aber unbequem ist sie — und kann noch viel unbequemer werden.'

Laut sagte sie: „Schäfchen! Du bist wirklich ein liebes Schäfchen. Wie kannst du dir nur solche Dummheiten einbilden? Soll ich's dir noch ganz besonders versichern, daß ich dich lieb habe? Komm, gib mir einen Kuß. Küsse unter Schwestern gelten zwar heut als sehr unmodern, aber warum soll man denn immer und immer modern sein."

Um Dodos frische Lippen zuckte es. „Du treibst Spott mit mir, Signe. Für eine Theaterszene im Biedermeierstil bin ich nicht geschaffen — trotzdem die am Ende heut auch wieder hochmodern wäre."

„Sieh mal an! Eine ganz hübsche ästhetisch-literarisch-kunsthistorische Bemerkung. Lernte man so etwas auch in deinem geliebten Körlin? Aber nun mach mich nicht böse: ich kann doch nicht mehr tun, als dir sagen: ich hab dich gern."

„. . . sag lieb, Signe!"

„Ich hab dich lieb!"

Und sie legte ihre Arme um Dodos Nacken und küßte sie herzlich. Und dann sprang sie auf, schritt zum

Flügel, warf die Decke zurück und öffnete das Instrument.

Einen Augenblick überlegte sie. Gleich darauf klang ihre herrliche Altstimme durch den Raum. Sie sang Mörikes:

„Wir Schwestern, wir schönen —
Wir haben nußbraun Haar —
Und flichtst du sie in einen Zopf,
Man kennt sie nicht fürwahr.
Wir Schwestern, wir schönen,
Wir tragen gleich Gewand
Spazieren auf dem Wiesenplan
Und singen Hand in Hand —"

* * *

Es wurde heute etwas früher gegessen als gewöhnlich, denn für den Abend war eine Loge im Opernhaus bestellt.

Das Speisezimmer lag im Erdgeschoß. Als die beiden Schwestern, Arm in Arm, die breite Freitreppe herabkamen, stand Vater grad in der großen Halle. Das hübsche Bild erfreute ihn. Er klatschte fröhlich in die Hände und rief: „Bravo, ihr lieben beide. So etwas lob ich mir. Und famos seht ihr aus. Kommt mal her — ich muß das genauer ansehen."

Sie waren schon in großer Gesellschaftstoilette. Signe wieder in ihrer Lieblingsfarbe, einem mattblauen Seidenkleide, Dodo in duftigem cremefarbigem Chiffon. Vater ließ sie Revue passieren, tat ein paar Schritte zurück, ein paar Schritte vor. „Hervorragend, soviel ich davon verstehe." Er schmunzelte. „Der Ausschnitt wäre wohl für Körlin ein bissel reichlich, aber hier — na, das

ist ja wohl Hofsitte." Dann gab er erst der Älteren, dann Dodo einen Kuß: „Vorspeise fürs Diner." Aber er empfand dabei selbst den Unterschied, den er machte. Signe küßte er auf die Stirn; immer hatte er das dumme Gefühl: eigentlich kann man ihr nur die Hand küssen. Dodo nahm und erhielt einen ordentlichen Schmatz, und zum Überfluß klopfte er ihr noch sanft und zärtlich auf den Nacken: „Du bist gut bei Fleische, Kind, könntest Signe was abgeben — wenn man so an den derberen Geschmack denkt."

Er war so guter Laune, wie selten in der letzten Zeit. Auch bei Tische hielt seine Stimmung an.

Im Grunde ging es ihm zu feierlich oder doch zu zeremoniell bei Tisch zu, und manchmal dachte er harmlos-sehnsüchtig an verflossene Tage zurück, wo es zwar nur ein Gericht gegeben hatte, er sich aber ohne besondere Förmlichkeit, auch ohne vorher Toilette zu machen, über seinen Teller Rindfleisch mit Brühkartoffeln oder Linsen mit Speck hatte hermachen dürfen. Jetzt hielt Frau Ida streng auf den rechten Zuschnitt, ja eigentlich ergab sich der von selbst. Alles forderte ihn: der weite schöne Raum mit der getäfelten Eichenholzdecke, aus deren Kassetten das elektrische Licht herableuchtete, die elegante Tafel mit dem Meißner Porzellan, dem schweren Silber, den Blumenarrangements in der Mitte; nicht zuletzt auch die Anwesenheit der zwei Diener, die der Major im Innersten seines Herzens nur die ‚Tagediebe' nannte. Er sah es selber ein: es ging nicht anders. Er fügte sich und murrte nur ganz im stillen. Fügte er sich doch überhaupt überall und immer. Das war auch solch ein wunder Punkt: früher hatte zwar Frau Ida auch das Pantöffelchen ge-

schwungen, aber doch nur in den kleinen Dingen des täglichen Lebens; für die großen Entscheidungen hatten sie stets gemeinsam Rat gepflogen, und seine Stimme war immerhin die entscheidende geblieben. Ganz genau fühlte er den Unterschied. Ehedem hatte sie zuletzt stets gesagt: „Das mußt du als Mann besser wissen, Otto.“ Jetzt sagte sie nur allzuoft: „Alterchen, davon verstehst du wirklich nichts.“

Aber heut dachte er an all das nicht. Er war wirklich in sonniger Laune. Er fühlte sich gleichsam festlich angeregt, es gefiel ihm im neuen Hause; er freute sich, wie statiös Ida in ihrem lila Seidenkleid aussah, wie hübsch die Töchter waren und wie gut angezogen. Ja, ja . . . der Reichtum hatte doch auch seine guten Seiten. Davon hatte er heut vormittag noch einen besonderen Beweis gehabt. Ein früherer Offizier von seinem Bataillon war zu ihm gekommen; etwas Besonderes war an dem kleinen Kerlchen nie drangewesen, schon damals hatte er als Luftikus gegolten und war haarscharf an dem schlichten Abschied vorübergeglitten. Aber nun ging's ihm schlecht. Mühsam schlug er sich als Agent durchs Leben. Da hatte Gudarcza denn einen tieferen Griff ins Portemonnaie getan. Vielleicht zu tief, vielleicht war's schlecht angebracht. Aber wohl hatte es ihm doch getan. Riesigwohl.

„Heut mittag hast du ja endlich wieder einmal gesungen, Signe. Ich hörte es grade, als ich nach Haus kam. Zum ersten Mal, seit du wieder bei uns bist. Hat mich sehr gefreut.“

Signe nickte nur. Aber Dodo sagte lebhaft: „Und wie hat sie gesungen! Signe, wenn ich deine Stimme hätte, mich hielte nichts ab — ich ginge zur Bühne.“

„Närrin —“ warf Mutter ein.

„. . . oder wenigstens als Konzertsängerin ließe ich mich ausbilden,“ fuhr Dodo fort. „Solch eine Stimme gehört der ganzen Welt.“

„Na, Kleine, ich finde es viel schöner, wenn sie nur der Familie gehört . . . oder gar nur einem Einzigen, sozusagen.“ Vater schmunzelte vor sich hin und ließ sich noch einmal Bordeaux einschenken.

Signe schwieg noch immer. Doch dann sagte sie plötzlich: „Ich will übrigens Unterricht nehmen. Wenn auch nicht für den Konzertsaal. Aber darin hat Dodo recht: man soll das bißchen an Gaben, was Natur einem mitgab, ausbilden. Ich fühlte heute recht, daß es meiner Stimme nottut, wieder in Übung und Schulung zu kommen.“

Frau Ida hatte grade ein Stückchen steyrischen Kapaun vor. Das war ihr im Augenblick besonders wichtig, denn auf Geflügel verstand sie sich; eine kleine Probe war's sowohl für den Lieferanten wie für die neue ‚Perfekte‘, die unten im Souterrain regierte. Eigentlich, fand sie, hat der Kapaun mindestens zehn Minuten zu lange gebraten, und der Gedanke beschäftigte sie, ob dieser Mangel bei einer Perfekten für hundert Mark monatlich erlaubt sei. So sagte sie nur leichthin: „Dann mußt du wieder zur Lehmann gehn, Signe. Das ist wohl immer noch die erste Lehrkraft hier.“

„Ich werde erst einmal hören, Mama —“

Vater schmeckte plötzlich der Bordeaux bitterlich. Er dachte unwillkürlich zurück: an jenen ersten Besuch bei der großen Künstlerin und daß man später das Honorar für die Stunden nicht hatte erschwingen können.

Ja . . . aber dann auch an das letzte Mittagessen mit Onkel Reinhard und welche peinlichen Erörterungen grade dabei gepflogen worden waren. Zu dumm, daß einem solche Erinnerungen immer die gute Stimmung verderben. Der reine Meltau sind sie.

Zum Glück schwatzte Dodo dazwischen, und dann wurde auch schon der Nachtisch serviert, und Friedel kam, um mit in die Oper zu fahren. Er setzte sich noch ein paar Augenblicke zwischen die Schwestern, musterte ihre Toiletten mit Kennerblick, erklärte Mutters Lila für etwas gar zu ältlich und wandte sich dann an Vater: „Sag mal, was ist denn das für ein Mensch, der heute früh bei mir auf dem Amt war, um sich nach deiner Adresse zu erkundigen. Ein Leutnant a. D. Breckel. Gar nicht abzuweisen war der Mann, von einer Zudringlichkeit — ich dachte immer, im nächsten Moment pumpt er dich an."

Friedel liebte es, für gewöhnlich mit etwas gesenkten Augenlidern zu sprechen. Aber dann und wann hatte er eine eigene Art, das Einglas einzuklemmen und durchdringend forschend zu blicken: so als ob er sagen wollte: ‚Mach mir nur nichts vor, ich sehe doch bis auf den Grund deiner Seele.'

Auch Vater fixierte er jetzt, und dem alten Herrn war das höchst peinlich. „Ein früherer Offizier von meinem Bataillon," meinte er ausweichend. Eigentlich wollte er nicht mehr sagen; es war doch auch genug. Nur daß es so schwer war, mit irgend etwas hinter dem Berge zu halten, wenn der Friedel seine Augen in einen hineinbohrte. So sah er sich erst um, ob auch die Diener nicht hörten, und setzte dann hinzu: „Ein armer Mensch,

dem es sehr schlecht geht. Er war am Vormittag bei mir ..."

„Nun, wie ich dich kenne, Papachen, wird er wohl nicht umsonst bei dir gewesen sein," spöttelte Friedel. „Schade um jeden Nickel ... oder, richtiger wohl in diesem Falle, um jedes Goldstück. Verzeihe, aber da ist es doch besser, man gibt es dem Militär-Hilfsverein oder sonst einer guten Stiftung, wo man weiß, daß solch eine Gabe in die rechten Hände kommt."

„Mahlzeit!" sagte Vater, warf die zerknüllte Serviette auf den Teppich und stand auf. Dieser Friedel hatte neuerdings bisweilen einen Ton, der den geduldigsten Menschen zur Verzweiflung bringen konnte. Man mußte ihm das wirklich nächstens einmal zu Gemüte führen.

Er ärgerte sich ernstlich. Aber dann mußte er lachen. Im Wintergarten nebenan wurde der Kaffee getrunken, und Dodo reichte die Tassen. Nur Friedel bekam keine. Umständlich winkte sie den Diener aus dem Speisezimmer herein: „Bringen Sie diese Tasse dem Herrn Assessor."

„Nanu —" rief der Bruder, der sich gerade eine Zigarette anzündete. „Was soll denn das heißen?"

Sie machte einen malitiösen Knicks. „Das tue ich nur, damit ich weiß, daß meine Gabe in die richtigen Hände kommt. Immer hübsch durch eine Mittelsperson."

Vater lachte ganz laut, und selbst Signe lachte. Und schließlich, als der Diener den Wintergarten verlassen hatte, lachte Friedel selber: „Du bist eine ganz unverschämte kleine Krabbe."

Frau von Gudarcza ging leidenschaftlich gern in das Theater. Am liebsten in die Oper. Sie besaß nicht grade ein tieferes Verständnis für Musik, aber sie liebte sie sehr,

hatte selbst in ihrer Jugend ein wenig gesungen, hatte Gehör und eine außergewöhnliche Gabe, Melodien sich schnell und fest einzuprägen. Es machte ihr Freude, am nächsten Morgen ganz im geheimen irgend eine Arie mit leiser Stimme vor sich herzusingen.

Wagner lag ihr freilich nicht recht. Seine Musik war ihr zu schwer, hatte für sie nicht genug Melodiöses, wie sie sagte. Dafür war Signe eine große Wagnerschwärmerin. Man gab die Walküre, und schon während des ersten Aktes bemerkte Mutter, wie Signes schönes Gesicht Spannung gewann, wie ein leises feines Rot in ihre Wangen stieg. Sie fand, die Tochter hatte lange nicht so schön ausgesehen. Und nun wartete sie ungeduldig auf den Eindruck, den Signe machen würde. Denn das war sie schon gewohnt: Signes eigenartige Schönheit erregte immer und überall Aufsehen.

Nur mit halber Aufmerksamkeit folgte sie der Aufführung. Sie sann nach: mehr als ihr lieb, war es bisher bei dem Aufsehen, das Signes Erscheinung hervorrief, geblieben; fast richtiger — bei dem Anstarren. Man war viel weniger in die eigentliche Gesellschaft hineingekommen, als sie angenommen hatte. Freilich, erst hatte man ein halbes Jahr getrauert, war auch nicht eingerichtet gewesen, auch hatte die Saison noch nicht lange begonnen. Trotzdem: sie hatte anderes erwartet. Der alte Name, Signes Schönheit — nun ja und der neue Reichtum: das alles mußte doch die Pforten leicht und weit öffnen. Natürlich sollten die Kinder bei Hofe vorgestellt werden. Aber das fand erst Ende Januar statt, und bis dahin waren noch zwei Monate Zeit. Bis dahin — ja was denn bis dahin? Theater — Konzerte — ein paar Wohl-

tätigkeitsveranstaltungen, ein paar Gesellschaften bei näheren Bekannten, das war alles, was in Aussicht stand. Und diese guten, lieben näheren Bekannten zählten streng genommen nicht einmal so recht zur ersten Gesellschaft. Meist waren es pensionierte Offiziere, wie die Lockwands oder die Blubergs, denen irgend eine kleine Rente als Zuschuß zur Pension gestattete, in der Reichshauptstadt zu leben. Ein Haus — wirklich ein Haus machte eigentlich keiner von ihnen. Darauf aber kam es an. Man mußte ein Sprungbrett suchen, um weiter zu kommen. Sonst hätte man wahrhaftig in dem Neste, in Körlin, mehr Geselligkeit gehabt als hier. Da gab es wenigstens die Regierung, da gab es den zum Teil recht begüterten Landadel. Merkwürdig, daß hier der Anschluß so schwer war. Der gute Otto erleichterte den Anfang freilich auch nicht. Im Grunde war seiner Bequemlichkeit jede gesellige Verpflichtung ein Greuel . . .

Rasender Beifall tobte durch das Haus. Der Vorhang war gefallen.

Sie blickte wieder auf Signe. Wirklich wunderschön sah sie aus. Und im feinen Gegensatz zu dem angeregten Ausdruck ihres Gesichtes stand ihre grade stolze Haltung. Etwas Kühles, Herbes, Unnahbares gab ihr die — vielleicht zu Unnahbares.

Da war das Kind anders, Dodo. Immer mußte man dämpfen. Auch jetzt wieder; so lebhaft durfte Dodo nicht sein. War das ein Flüstern und Kichern hinten. In der Walküre — geradezu stillos und an sich ungehörig.

Mutter wandte sich um, um Otto und Dodo ein bedeutungsvolles Zeichen zu geben. Aber da trat gerade

Eberhard in die Loge. Man grüßte sich, schüttelte die Hand, und auch Signe wandte auf einen Moment den Kopf rückwärts: „'Tag, Hardi —" sagte sie halblaut. „Sieht man dich auch mal. Du machst dich rar."

Er lachte, schalt, daß sie zu früh von der Eisbahn fortgegangen wäre, schien nicht übel Lust zu haben, mit Dodo den kleinen Zank von heute morgen scherzhaft weiter zu spinnen. Aber Signe hörte nicht mehr hin. Ihre Aufmerksamkeit wandte sich schon wieder dem Publikum zu. Musternd, suchend glitten ihre Blicke die Logenreihen entlang. Sie tasteten die Reihen gleichsam ab. Aber sie sah dabei scheinbar über alle Menschen hinweg. Kaum daß sie den Kopf bewegte. Ganz gleichmütig saß sie da, die lange, schmale Hand in den gelbweißen Glacés leicht auf der rotsamtnen Balustrade.

Eigentlich waren ihr all diese Menschen an sich auch gleichgültig. Der herrliche Raum, die eleganten Toiletten — das machte ihr Freude. Hier zu sein, machte ihr Freude. Auch daß man sie bemerkte, daß sich Augen und Operngläser auf sie richteten, machte ihr Freude. Hier und dort war ja auch ein bekanntes Gesicht. Aber im Grunde bedeutete der künstlerische Genuß von vorhin, der weitere, der noch bevorstand, ihr mehr. Es klang in ihrer Seele nach.

Dann kam doch, auf einen einzigen, flüchtigen Moment, etwas wie stärkere Spannung über sie.

In einer der Proszeniumslogen drüben saß Prinz Hoburg. Gerade ließ er das Opernglas sinken. Das Erkennen mußte gleichzeitig gewesen sein. Er verbeugte sich zu ihr hinüber; sie neigte ganz wenig den Kopf. Dann sah sie absichtlich sofort nach einer anderen Stelle.

Der gute Prinz! Eine Reisebekanntschaft — ein Reisecourmacher: nicht mehr. Damals, in Florenz, war er ihr sehr willkommen gewesen. Wenigstens *eine* Abwechslung in dem elenden Hotelsalon der Fürstin; wenigstens ein Mensch, mit dem man einmal ein paar andere Worte als über Kunst sprechen konnte. Sie mußte leise lächeln: nein, von Kunst verstand Prinz Bill wirklich gar nichts. Als ihn die Frau Tante einmal in die Uffizien geschleppt hatte, erklärte er feierlichst, ehe er das zum zweiten Male über sich ergehen ließe, wollte er lieber eine Klafter Holz hacken oder das große Einmaleins auswendig lernen.

Er hatte ihr sehr gehuldigt. Vielleicht zu auffallend. Die Fürstin hatte einige Male eine ihrer malitiösen Bemerkungen darüber gemacht. Nun ja. Aber dieser Flirt hatte nichts auf sich. War — herüber und hinüber — im Grunde doch nur ein Mittel gewesen, pour passer le temps.

Dann war er ihr nachgereist. Richtiger, hatte sich im gleichen Zuge verborgen, und war erst in Mailand wie zufällig, dann in Frankfurt a. M. wieder aufgetaucht. Hatte mit hundert, ziemlich törichten Entschuldigungen um einen Platz in ihrem Coupé gebeten. Hatte sich für seine Verhältnisse redlich angestrengt, sie angenehm zu unterhalten. Nun ja. Daß er in allen Schranken blieb, dafür hatte sie schon gesorgt. Übrigens . . . unbescheiden oder gar zudringlich war er nie gewesen. Wäre ihm auch übel bekommen.

Und das war alles. Eine Reisebekanntschaft — ein Reiseflirt. Man lernt sich kennen, man freundet sich sozusagen an — faute de mieux —, man macht die Cour oder läßt sich das gefallen. Und man trennt sich wieder.

Das hatte nichts auf sich.

Höchstens war da eine leichte Neugier: ob er wohl kommen und dich begrüßen wird . . .

Dann rauschte der Vorhang auf, und selbst die leichte Neugier tauchte unter, so völlig fesselte Signe das Bühnenwerk.

Im nächsten Zwischenakt sah sie doch wieder nach der Proszeniumsloge hinüber: der Prinz war verschwunden.

‚Vielleicht ist er auf dem Wege zu uns?‘ dachte Signe. ‚Vielleicht sucht er im Hause nach einem gemeinsamen Bekannten, der ihn den Eltern vorstellen könnte?‘ — Sie wartete, und das Warten machte sie ein wenig nervös, denn es verdroß sie, daß sie wartete. Dieser dumme, kleine Prinz! Bloß gerade, daß er ein Prinz war.

Mit halbem Ohr nur hörte sie, daß Vater und die Brüder eine Verabredung für nachher trafen. Auch Mama wurde befragt. Kons, Adlon oder Continental? Mama fragte, wo die beste Gesellschaft wäre? Eberhard meinte: „Überall und nirgend!“ Friedel lachte ironisch. Vater schlug Borchardt vor; da wüßte man wenigstens, daß der Wein gut und das Essen vorzüglich wäre. Aber Hardi erklärte, es sei bei Borchardt zum Sterben langweilig. „Dafür bin ich nicht — weder fürs Sterben noch für die Langeweile,“ warf Dodo dazwischen.

Der Prinz kam wirklich nicht. ‚Dann also nicht!‘ — ‚Er hat's also grad so aufgefaßt, wie du: eine Reisebekanntschaft, ein Reiseflirt. Was wunderst du dich denn?‘ Aber sie wunderte sich doch. Und es verdarb ihr die Stimmung. Als Mutter plötzlich sagte: „Da drüben sitzt ja auch Frau von Elsterburg —“ und sich ausführlich über das bevorstehende Wohltätigkeitsfest bei

Kroll zu verbreiten begann, das die gute Dame patronisierte, wurde sie ungeduldig, gab ganz knappe Antwort. Mutter war erstaunt: was fiel denn der Signe ein? Dieses Fest . . . äußerst wichtig konnte dieses Fest werden! Mit ihm hatte man vielleicht das, was man brauchte: das Sprungbrett, um leichter und schneller in die Geselligkeit hineinzukommen.

Dann war endlich, endlich die Aufführung zu Ende. Für den letzten Akt hatte auch Signe nur halbe Aufmerksamkeit gehabt. Sie wollte es sich nicht gestehen, aber ihre Eitelkeit war schwer verletzt. Und wenn der dumme Prinz meinte: eine Reisebekanntschaft, die zu nichts verpflichtet — zu einer gewissen Höflichkeit verpflichtete sie dennoch! Er hätte kommen müssen! — —

Bei Kons war es drückend voll. Mit Mühe und Not hatte Eberhard, der vorausgeeilt war, einen kleinen Ecktisch erobert, um den man ziemlich gedrängt saß. Vater hatte recht: bei Borchardt wäre es behaglicher gewesen. Ein süßer Duft von Zigarettenrauch lag über dem Saal. „Ist das nun vornehm?" fragte Dodo naiv.

Nein, vornehm war es nicht, wenn man ehrlich sein wollte. Die beste Gesellschaft und eine recht schlechte, bunt durcheinander. „Riesig elegant" freilich, wie Mama fand. Die Damen in großer Toilette, die Herren im Frack; sehr vereinzelte Uniformen dazwischen.

Mama wollte ein bissel orientiert sein, und die Brüder hielten flüsternd, sich abwechselnd, Vortrag. Den, die kannte Hardi; den, die kannte Friedel. Gräfin So und so und Frau von So und so mit ihren Männern; ein paar hübsche junge Frauen aus der Hautefinance;

ein paar Gutsbesitzerfamilien; ein paar Tische mit Offizieren. Dazwischen übersprangen die Brüder bald die eine, bald die andere kleine Gruppe mit vielsagendem Lächeln: immer die elegantesten Damen mit den schicksten Hüten und den meisten Brillanten. Signe fühlte es instinktiv: kleine Schauspielerinnen, Tänzerinnen aus der zweiten Quadrille und tutti quanti. Wie man ihnen überall begegnet, in Paris, in Rom, an der Riviera. Nur verhielten sie sich hier vielleicht ein wenig reservierter.

Nein, vornehm war es nicht. Selbst Mutter empfand das schliesslich: „Ist das jetzt überall so, in diesen Restaurants?“ fragte sie und liess das Lorgnon sinken. „So ziemlich — mit Nuancen,“ gab Eberhard zurück.

Mama kam sich wirklich etwas deplaciert vor. Schon der Töchter wegen. Aber sie machte gute Miene zum bösen Spiel. Und dann war das Gesamtbild doch sehr hübsch, und die Musik fand Mama bezaubernd. Diese leichte, einschmeichelnde Zigeunermusik, die gerade Signes empfindliches Gehör so unmittelbar nach Wagner verletzte, beleidigte.

Beleidigte, wie ihr Auge beleidigt wurde durch das Anstarren, dem sie ausgesetzt war. Schon in der Garderobe, als sie den Abendmantel ablegte, hatten einige Herren ostentativ Front gemacht; beim Durchqueren des vorderen Saales fühlte sie, wie sich die Augen auf sie richteten; jetzt begegnete sie, wenn sie nur aufsah, neugierigen Blicken. Weniger noch bewundernd, als neugierig: wer ist denn nur diese neue auffallende Erscheinung? Man wird sie zu registrieren haben! Und man stiess sich an, tuschelte, fragte, lachte. Signe war es ja gewohnt, aufzufallen. Nicht selten schmeichelte es ihr.

Aber die Art, wie das hier zum Ausdruck kam, empfand sie als eine besondere Berliner Ungezogenheit, die sie verletzte und ihre Stimmung noch um einige Grade herabdrückte.

Dann sah sie plötzlich den Prinzen.

Er mußte soeben erst gekommen sein, stand an einem kleinen Tisch am Fenster zwischen einem jungen Herrn — augenscheinlich Offizier in Zivil — und einer pikanten Brünetten, anscheinend grad im Begriff sich zu den beiden zu setzen. Da, schien es, fragte die Dame ihn noch irgend etwas. Er wandte sich um, mit dem Einglas im Auge, gab eine hastige Antwort zurück, schob, wie unsicher, ob er Platz nehmen sollte oder nicht, an seinem Stuhl herum, sprach dann noch ein paar Worte — und kam quer durch den Saal auf Signe zu.

Oder doch auf den Tisch, an dem sie saß. Dann wandte er sich, nach einer Verbeugung, die wohl nur ihr galt, gleich an den Vater. Ganz korrekt, nur mit allzu sichtbarer Anstrengung, liebenswürdig zu erscheinen: „Ich weiß nicht, ob Sie sich meiner noch erinnern, Herr von Gudarcza? Ich hatte den Vorzug, Ihnen durch das gnädige Fräulein vorgestellt zu werden — auf dem Bahnhof ... Hoburg ...“

‚Wenn Vater ihn doch nur ordentlich abfallen lassen wollte ...‘

Aber der gute Gudarcza war viel zu sehr überrascht und auch nicht Weltmann genug, um dafür sofort eine mögliche Form zu finden. Er erhob sich, murmelte etwas von „Sehr erfreut, Durchlaucht,“ nahm die dargebotene Hand. Und als der Prinz bat, ihn der gnädigen Frau vorzustellen, tat er das mit schmerzhafter Umständlichkeit. Mama wurde ein wenig rot — lieber Himmel, der erste

Prinz ihres Lebens —, benahm sich aber durchaus würdig. Weniger würdig fand Signe, daß Eberhard sofort einen Stuhl besorgte, nachdem Hoburg etwas wie einen suchenden Blick hatte umherwandern lassen. Auch Friedel hatte sich eilfertig erhoben. Die Brüder mußten doch wissen, was solch ein kleiner Prinz bedeutete . . .

So kam Hoburg zwischen die Schwestern zu sitzen. Und Signe dachte: ‚Du sollst es gut haben, Prinzlein!‘ Sie legte die Maske von Stein vor und sah über ihn weg, als wäre er nicht vorhanden. Auf seine Fragen antwortete sie grad so viel, wie es die unbedingteste Höflichkeit gegen einen Gast erforderte, der an ihrer Eltern Tische saß — oder noch weniger.

„Ich hatte bereits das Glück, Sie im Opernhaus zu sehen, gnädiges Fräulein.“

Ein unmerkliches Neigen des Kopfes.

„Wagner — beim großen Zeus, ich konnte es nicht mehr aushalten und bin nach dem zweiten Akt in den Klub geflüchtet.“

„Wagner ist nicht jedermanns Sache.“

„Hatten Sie einmal Nachricht von meiner chère tante?“

„Einige flüchtige Zeilen.“

„Sie haben sich in Berlin gut eingelebt, gnädiges Fräulein?“

„Es geht.“

Und dann: „Denken Sie noch bisweilen an Florenz, an unsere Abendstunden am Kamin?“

Da glitt ein ganz spitziges Lächeln um ihre Lippen, auf einen Augenblick nur: „Ich fand wirklich noch keine Gelegenheit dazu . . .“

Eigentlich, fand sie selber im gleichen Moment, war das zu grobkörnig. Eigentlich bewies es gerade das Gegenteil. Für den Prinzen aber tat es seine Wirkung. Er kniff den Mund zusammen, nestelte ein wenig an den Knöpfen seiner Weste und wandte sich an Dodo, um mit ihr ein paar gleichgültige Worte zu wechseln, sprach zur Mutter hinüber, sprach mit den Brüdern. Sichtlich erleichtert, denn nun fand er schnell einige Anknüpfungspunkte; er war Reserveoffizier in Eberhards Regiment und Alter Herr in Friedels Korps.

Es wurde eine leidlich angeregte Unterhaltung. Nur Signe nahm nicht teil daran. Und wenn Hoburg, wieder und wieder, den Versuch einer Anknüpfung wagte, hatte sie immer nur die knappsten Antworten. Er wurde ganz nervös darüber, spielte mit seinem Sektglase, strich mit seiner schmalen gelblichen Hand über die Frackklappe, drehte den Brillanten im Stahlring, den er am kleinen Finger trug, nach innen und wieder nach außen. Schließlich sagte er: „Gnädiges Fräulein sind aber wirklich bei schlechtem Humor . . .“ und sie gab scharf zurück: „O nein. Ich amüsiere mich sogar ausgezeichnet.“ — „Und worüber, wenn ich fragen darf?“ — „Über das, worüber man sich immer am besten amüsiert — über Menschen.“ — „O . . .“ machte er und schwieg.

Und dann stand er auf, sprach korrekt ein paar Worte des Dankes, verbeugte sich sehr korrekt und ging an den andern Tisch zurück.

Vater zahlte gerade. Mutter und Friedel fragten fast gleichzeitig, wo und wie Signe den Prinzen kennen gelernt hätte . . . „Du hast ja noch gar nichts davon erzählt“ . . . „Aber Mama, wenn ich von allen Leuten,

die ich bei der Fürstin kennen lernte, erzählen wollte! Sie wollte hinzusetzen: ‚Und der hier ist wirklich nur einer von Vielen,‘ aber sie brach ab. Wozu solch ein Urteil — das behielt man besser für sich.

Als sie zum Ausgang schritten, schob der Zufall Eberhard an Signes Seite. Sie sah, daß der nach dem andern Tisch hinübergrüßte und daß nicht nur Hoburg und nicht nur der Offizier in Zivil wiedergrüßten, sondern auch die Dame mit dem koketten Federstutz im blau-schwarzen Haar. „Wer ist das?“ fragte sie möglichst beiläufig. „Graf Syburg von meinem Regiment und Fräulein Atting vom Residenztheater.“

Draußen stand Dodo schon, die immer am schnellsten in ihren Mantel kam, schöpfte tief Atem und erklärte: „Geliebtes Elternpaar, die Luft da drin . . . einfach zum Ersticken. Was?“ Und während sie als letzte in den Wagen schlüpfte: „Aber es lohnte doch . . . man hat endlich einmal einen veritablen Prinzen kennen gelernt. Na, solchen hab ich mir auch anders vorgestellt. Mit gebührendem Respekt zu vermelden.“

6

Frau Ida kam von einer Komiteesitzung heim, zu der Frau von Elsterburg geladen: Komiteesitzung zur Vorbereitung des Festes für Hauspflege. Die Sitzung hatte ziemlich lange gedauert, und Frau Ida war recht angegriffen, auch ein wenig enttäuscht. Nicht ganz rosiger

Stimmung wenigstens. Aber als der Diener ihr in der Halle den Pelz abgenommen hatte und ihr dann auf silbernem Teller eine Anzahl Visitenkarten präsentierte, die abgegeben worden waren, hellte sich ihr Gesicht auf. Vier, fünf Kameraden von Eberhards altem und von seinem neuen Regiment, ein paar Assessoren aus dem Auswärtigen Amt hatten Besuch gemacht; obenauf aber lag auf dem Berge die Karte von Prinz Hoburg. Ganz weiches Papier, ganz kleine gestochene Schrift.

Sie hatte ruhen wollen; es gab auch mancherlei wegen des Festes zu überlegen, manche Eindrücke zu überwinden. Doch nun ging sie zu Signe.

Signe saß am Flügel. Seit sie wieder Unterricht nahm, übte sie regelmäßig. Nicht gerade mit großer Hingebung, nicht gerade mit großer Ausdauer. Aber sie hatte so viel Zeit und doch auch einen gewissen Ehrgeiz, vorwärts zu kommen. Als Mutter eintrat, schloß sie den Flügel. Zuhörer liebte sie beim Üben nicht; höchstens Dodo durfte mit einem Buche in einer Ecke kauern. Oft wie jetzt, kauern im wörtlichsten Sinne. Auf dem Bärenfell nämlich, das vor dem Kamin lag.

Das schnelle Treppensteigen hatte Frau Ida etwas kurzatmig gemacht. Sie stand ein paar Augenblicke still an der Tür und schöpfte tief Luft. Es ging ihr jetzt öfter so. Vater wollte es, wenn sie einmal klagte, immer nicht ernst nehmen und neckte sie mit dem ‚eisernen Heinrich'.

Nun war's überwunden, und sie sagte lebhaft: „Ratet mal, Kinder, wer Besuch gemacht hat?" Dabei hielt sie die umgekehrte Karte vor sich hin.

„Der Kaiser von China!" rief Dodo aus ihrer Ecke, während Signe schweigend die Achseln hochzog.

„Nein. Aber Prinz Wilhelm Hoburg.“

Das gab wieder eine Enttäuschung. Der Eindruck blieb ganz aus. „Ach — so —“ meinte die Jüngste und steckte das Näschen aufs neue in ihr Buch, während Signe langsam aufstand und nun fragte: „Willst du nicht Platz nehmen, Mama?“

Sie nickte und setzte sich auf die Chaiselongue. „Ja aber . . . es ist doch sehr aufmerksam von dem Prinzen. Sehr liebenswürdig,“ sagte sie erstaunt.

„Wenn du willst — ja, Mama.“ Signe hatte den Klaviersessel mehr herumgedreht, so daß sie der Mutter das Gesicht zukehrte. „Wir werden ja auch so liebenswürdig sein, Durchlaucht einmal — gelegentlich — einzuladen. Damit ist aber die Sache wohl abgetan.“ Sie schwieg ein paar Atemzüge, um dann fortzufahren, immer in ihrem ruhigen, ein wenig überlegenen Ton: „Verzeih, Mama — aber du würdest dir und uns eine kleine Liebe erweisen, wenn du von dem Prinzen nicht so viel Wesens machtest. Vielleicht hast du doch nicht die ganz richtige Vorstellung, was solch kleiner Prinz heut bedeutet. Herzlich wenig nämlich. Wenn ein großes Vermögen hinter solchem Namen steht, dann geht es noch an. Das ist aber hier nicht der Fall. Hoburg hat — ich weiß es von seiner Tante — gerade ein standesgemäßes Auskommen. Bleibt im besten Fall der Verwandtschaftskreis, der in einige regierende Häuser hineinreicht — auch eine Verwandtschaft durch sieben Scheffel Erbsen, aber immerhin nicht übel. Das ist alles.“

„Das ist alles, Mama. Gothaer Almanach, dritte Abteilung!“ ergänzte Dodo. „Imponiert mir gar nicht.“

Mutter drehte die Karte zwischen den Händen. Sie

empfand Signes Worte als eine Art ungehöriger Zurechtweisung. Aber sie war unsicher, ob und wie sie der Ältesten widersprechen sollte. So erklärte sie nach einigem Zögern nur: „Ich will euch einmal etwas sagen, ihr Kinder. Ich bin noch in einem starken Loyalitätsempfinden erzogen. In meiner Jugend w a r ein Prinz etwas. Und ich glaube, ihr unterschätzt das auch für heute. Gesellschaftlich selbstverständlich."

„Darüber will ich nicht streiten, Mama. Schließlich kommt es auch immer auf die Persönlichkeit an."

„Ein gutes Dekorationsstück!" warf Dodo ein. „So denk ich mir das. Ein Salon-Dekorationsstück mit Dekorationen, denn ein paar Orden werden die hohen Vettern und Onkels unserem Prinzen wohl angebammelt haben."

„Du bist die reine Sozialdemokratin, Dodo. Jedenfalls fand ich den Prinzen sehr artig. Du nicht auch, Signe?"

„Ich habe wirklich darüber nicht nachgedacht," gab Signe zurück, und dann sagte sie, wie um das Gespräch auf ein anderes Thema zu bringen: „Aber du kamst von Frau von Elsterburg. Ist nun endlich das erhabene Programm festgelegt? Wie war's denn überhaupt?"

„Sehr nett. Das heißt — nun, man muß sich da auch erst etwas hineinfinden. Wir hatten ja in Körlin auch unsere Basarsitzungen. Ich war ja immer im Vorstand. Aber, wißt ihr, hier ist natürlich alles viel großartiger und viel schwieriger. Ich muß Frau von Elsterburg bewundern, wie sie das alles übersieht. Ja — also bei Kroll ist das Fest. Es ist aber auch ein Konzert. Und da solltest du singen, Signe."

Die Älteste sah auf. „Ich? Nein, Mama, unter keinen Umständen. Das lehne nur gleich ab."

„Aber Signe!“ Mutter war ganz erschrocken. „Ich habe schon für dich angenommen. Es ist doch sehr ehrenvoll. Warum denn nur nicht?“

„Weil ich unbedingt erst dann an die Öffentlichkeit treten werde, wenn Frau Lehmann mich dazu für reif erklärt. Ich will mich keiner schlechten Kritik aussetzen.“

Sie sagte das so bestimmt, als ob damit jeder Widerstand ausgeschlossen wäre. Doch dann fuhr sie liebenswürdig fort: „Sei nicht böse, Mama, ich kann wirklich nicht. Was wurde denn sonst für uns gnädigst zugebilligt?“

„Dorothee wird Sekt verkaufen. Für dich — ja, wenn du nicht im Konzert mitwirken willst, dann ist für dich nichts Bestimmtes vorgesehen . . . aber . . .“

„Laß es nur dabei. Mir ist meine Freiheit am liebsten.“

Mutter ließ den Kopf hängen. Ihr fiel wieder ein, wie heiß sie sich in der Sitzung darum beworben hatte, daß Signe im Konzert mittun sollte — es kam ihr so beschämend vor, den Rückzug antreten zu müssen. Und überhaupt . . . sie dachte eigentlich nicht gern an diese Komiteesitzung zurück.

Es war still geworden. Bis dann plötzlich Dodo aufsprang und herumzuwirtschaften begann, so daß Frau Ida aufsehen mußte. „Aber Mädel, was treibst du denn da?“

Dodo war in die Mitte des Zimmers getreten, hatte die Hacken zusammengenommen und reckte den Kopf bald nach rechts, bald nach links, hob und streckte die Arme, drehte und wand den schlanken Oberkörper. Und als

Mutter fragte, rief sie lachend: „Ich müllere —“ und sang: „Das Müllern ist der Jungfrau Lust —“

Es sah urdrollig aus. Selbst Signe mußte lachen.

Aber dann sagte Mutter plötzlich: „Müllere — oder wie du das nennst — lieber in deinem Zimmer. Ich hab noch mit Signe zu sprechen.“

„Wobei ich unnötig bin? Meinetwegen — ich verdufte.“

„Was wolltest du mir sagen, Mama?“ fragte Signe, als die Tür sich hinter der Schwester geschlossen hatte.

Frau Ida war aufgestanden und ein paar Male durch das Zimmer gegangen. Sie begann: „Unsere Dodo wird immer burschikoser . . . dieser Wildfang!“ Dann: „Wir hätten sie doch lieber in eine gute Pension schicken sollen, aber davon wollte Papa ja nichts wissen —“. Blieb eine Sekunde am Flügel stehen, trat ans Fenster, um in den verschneiten Garten hinauszusehen.

Signe wartete. Es war gewiß eine Nichtigkeit, die Mutter vorbringen wollte.

Dann kam Frau Ida endlich zurück. „Ja so, Signe . . . denke dir, in unserer Sitzung traf ich Frau von Kaltenegg . . .“

Sie hatte erwartet, daß ihre Mitteilung Eindruck auf die Tochter machen würde. Aber sie irrte. Wenigstens blieb Signes schönes Gesicht völlig ruhig.

„. . . es war mir unsagbar peinlich. Aber Kind, das mußt du mir doch nachfühlen!“

„Es tut mir leid, Mama, wenn dich diese Begegnung so erregte. Aber ich sehe wirklich keine rechte Veranlassung dazu. Schließlich mußte man darauf vorbereitet sein! Kalteneggs leben doch nicht außer der Welt.

Und wir haben uns ihnen gegenüber nichts vorzuwerfen. Du am allerwenigsten. Wenn Frau von Kaltenegg gegen mich einen Vorwurf konstruieren will, so werde ich's zu tragen wissen. Aber du — du —"

„Signe, ich bin doch deine Mutter! Du hättest nur den stillen Vorwurf in ihren Augen sehen sollen! Und wir waren so gute Freundinnen, von der Schulbank her. Gesagt hat sie natürlich nichts, dazu ist sie viel zu stolz. Nur nachher, als die Sitzung vorbei war — es ließ sich nicht ändern — kamen wir in ein kurzes Gespräch, und sie fragte, wie wir uns eingerichtet hätten. Nun ja, Signe, und da mußte ich doch auch fragen. Schon höflichkeitshalber . . . und man hat doch auch seine natürliche Teilnahme. Viktor geht es ja gottlob gut. Aber wenn sie es auch nicht aussprach, ich sah's ihr an: überwunden hat er's nicht . . ."

Die Tochter lehnte am Flügel. Spielend zog sie die Visitenkarte, die Mutter dort liegen ließ, durch die schlanken Finger, und ohne aufzusehen sagte sie: „Das tut mir leid. Aber er wird schon darüber hinwegkommen."

„Ja . . . gewiß," fuhr Frau Ida eifrig fort. „Das sage ich mir auch. Ich wäre die letzte gewesen, dir zuzureden. Man muß doch den veränderten Verhältnissen Rechnung tragen, und schließlich war's eben eine kleine Jugendeselei . . ."

„Das nun doch wohl nicht, Mama —"

Es war plötzlich ein Unterton in Signes Stimme, der der Mutter nicht entgehen konnte. Sie schüttelte den Kopf. „Aus dir soll mal jemand klug werden."

„Es gibt wohl in jedem Leben Ereignisse, Erlebnisse, die ewig nachklingen, auch wenn man sie im Gedächtnis

auslöschen möchte, weil man sich über sie hinausgewachsen dünkt. So war auch das für mich. Eine Jugend—eselei möcht ich's nicht gern nennen hören."

„Wie du willst, Signe ... wie du willst. Wehtun wollte ich dir nicht ... Übrigens schickte ich das Kind nicht nur heraus, um dir von Frau von Kaltenegg zu erzählen. Sie ist, nebenbei bemerkt, recht alt geworden, die gute Klara. Und, weißt du, ... nun, Geschmack hatte sie wohl nie ... einen Hut hatte sie ... wahrhaftig einen Hut wie aus dem vorigen Jahrhundert ..."

Signe stand noch immer am Flügel, unbeweglich fast. Aber um ihre Lippen irrte ein trübes Lächeln: es tat ihr weh, Mutter so sprechen zu hören.

„Du wolltest mir noch etwas anderes sagen?"

„Richtig, ja wohl. Das heißt, eigentlich wollte ich dir davon erzählen, was Papa mir gesagt hat. Er hat mir nämlich so halb und halb einen Auftrag gegeben. Es betrifft den Prinzen Hoburg —"

„Was dieses Prinzlein euch alle beschäftigt!"

„Aber ich bitt dich, Signe — deine Eltern —"

Die Tochter sah auf einen Moment hoch, warf den Kopf in den Nacken zurück. „Du sagst das fast so ... so als ob deine Mitteilung nicht nur den Prinzen, als ob sie zugleich mich betreffen sollte."

Frau Ida hatte sich wieder gesetzt. Sie war etwas verlegen. Unwillkürlich strich sie, wie ehedem, als sie noch den ganz flachen Scheitel getragen hatte, rechts und links über ihre Haarwellen. „Nun ja, liebe Signe," sagte sie zögernd, „das ist doch auch ganz natürlich."

„Ich wüßte wirklich nicht, Mama —"

„Aber Kind! Kind! Papa hat dich mit dem Prin-

zen auf dem Bahnhof getroffen, als du ankamst. Du bist mit ihm zusammen von Frankfurt aus hierher gereist. Und dann: Papa ist von einem alten Freunde aus Schlesien erzählt worden, daß der Prinz sehr viel . . . und sehr angelegentlich von dir gesprochen hat. Nun — und unsertwegen kam er neulich doch nicht an unsern Tisch. Unsertwegen hat er heut nicht bei uns Besuch gemacht! Siehst du: kann es etwas Natürlicheres geben, als daß deine Mutter mit dir darüber spricht!"

Frau Ida hatte etwas von der herzlichen Wärme, die ihr früher zu eigen gewesen, wiedergefunden. Das fühlte Signe. Empfand es noch mehr, als Mutter sich jetzt hastig erhob, als sie den Arm um sie legte, bat: „Hast du denn kein Vertrauen zu deiner alten Mama?"

„Mama —" gab sie bittend, zärtlich zurück.

Aber es war nicht viel mehr als ein Augenblicksempfinden; ein anderes wehes Gefühl mischte sich sogleich darein: ‚Wie fremd sind wir uns geworden, Mutter und ich.' Auch das dachte sie bitter: ‚Ein Prinz! Weil es zufällig ein Prinz ist.' Und so sagte sie abwehrend: „Eine Reisebekanntschaft, Mama, ein wenig Courmacherei. Ich versichere dich — weiter nichts."

„Wirklich nicht, Signe?"

„Wirklich nicht!" Nun lachte sie. „Ich glaube, daran wirst du dich noch gewöhnen müssen, Mama, daß wir beide umflattert werden."

Mutter griff nur ein Wort auf. Sie sah Signe in ihrer schlanken Schönheit vor sich und sagte: „Ihr beide? Was sprichst du von euch beiden! Dodo ist ein Kind, und Dodo ist nicht hübsch."

„Aus Kindern werden Leute. Dodo ist doch auch

erwachsen und — unterschätzt sie nicht. Ich glaube gerade, sie ist Männergeschmack. Und im Grunde wären die Männer gar nicht so töricht — ausnahmsweise —, wenn sie diesen Geschmack bestätigten."

„Ah, das weiß ich besser." Sie ließ den Blick noch einmal über die Gestalt, über das Gesicht der Ältesten gleiten — horchte dann, wie nebenan Dodo schmetterte: ‚Das Müllern ist der Jungfrau Lust — Juvivallerah — Juvivallerah —' und lächelte.

„Also ich kann Papa beruhigen. Er machte sich nämlich schon seine Gedanken."

Signe brachte die Mutter bis zur Tür. Dann ging sie zum Flügel zurück. Sie wollte eigentlich noch üben. Aber sie nahm die Karte des Prinzen von der blauseidenen Decke und ließ sie sinnend durch die Finger gleiten, wieder und wieder. Und dann schloß sie plötzlich das Instrument. Die rechte Stimmung war verflogen. — — —

Für Frau von Gudarcza wurde das Hauspflegefest in den nächsten zwei Wochen immer mehr zum Mittelpunkt ihres Daseins. Die wirkliche Saison hatte noch nicht begonnen; die kleinen Gavottekränzchen und ein anderes Lämmerhüpfen, an dem Dodo beteiligt war, fesselten sie wenig, und ein paar Herrendiners, zu denen Vater einige alte Freunde vereinigt hatte, boten ihr auch geringe Anregung. Höchstens daß es sie freute, wie bereitwillig die ‚Herren vom alten Eisen' — alte pensionierte Offiziere nämlich — die Einrichtung der Villa bewunderten und wie gut sie sich die Gudarczasche Küche und den wohlversehenen Keller gefallen ließen.

Das große Fest bei Kroll: das war doch etwas ganz anderes. Daß es etwas gemischt ausfallen würde, ließ

sich zwar voraussehen; das verriet schon die Zusammensetzung des engeren Komitees. Aber die quecksilberne Frau von Elsterburg — nicht zwei Minuten hintereinander konnte man sie für ein ernsteres Gespräch festnageln — mochte schon recht haben: „Exklusiv dürfen wir nicht sein, meine Liebe. Das Tiergartenviertel ist nicht zu umgehen. Sie glauben auch gar nicht, wie wohltätig diese Damen sind, wenn man sie zu nehmen weiß." Frau von Elsterburg hüpfte — sie hüpfte immer trotz ihres höchst stattlichen Gewichts — aus der Fensternische, plauderte im Fluge einige Worte mit Frau Geheimrat Braunstein und hüpfte zurück. „Verzeihen Sie, ich wollte der Braunstein nur sagen, daß wir hoffen, sie wird die Teestube übernehmen . . . mit allem Drum und Dran natürlich von Bolsschen Schnäpslein, Kuchen und kleinen Brötchen. Das gibt immer eine vortreffliche Einnahme. Und außerdem hat sie ein wirklich süßes Töchterchen — Magnet ersten Ranges. Ja also, da haben Sie Berlin W. Weh, weher, am wehesten. Aber Berlin C ist auch nicht zu verachten. Sehen Sie dort drüben die große Blondine mit den Rubensformen. Das ist Frau Generalkonsul Neumann aus der Breiten Straße, im Sommer Grünau mit eigenem Dampfer. Das Herz so goldig wie die Haare. Sie soll die Konditorei haben und darf ein Dutzend Riesenbaumkuchen dazu spendieren. Ich will nur gleich —" Und Frau von Elsterburg hüpfte wieder davon.

Frau Ida sah ihr durch das Lorgnon nach und dachte: ‚Nun, ich werde mit diesen Damen sicher keine Fühlung gewinnen.' Aber merkwürdig genug: während sie mit Exzellenz von Grautegaß, die in Abwesenheit der eigentlichen Patroneß, der Fürstin Holm-Galm, bei den

Vorstandssitzungen präsidierte, immer in demselben grauseidenen Kleide mit der unheimlich winzigen Brillantbrosche am Halsverschluß — während sie mit der hagern grauhaarigen Exzellenz gar nicht recht in ein angeregteres Gespräch kommen konnte, ging das nachher mit Frau Neumann desto flotter. Im Nu hatten sich Berührungspunkte gefunden. „Nicht wahr, gnädigste Frau, ich irre nicht: Sie haben die neue Villa in der Kilganstraße gekauft? Denken Sie, die war eigentlich für meinen Onkel Langerbuch — Sie wissen, der Chirurg — gebaut worden . . . ja, und dann starb Onkel Heinrich so plötzlich. Ich hab mir das Haus einmal im Rohbau angesehen und war ganz entzückt." Und dann, bei einem Begegnen ein halbes Stündchen später: „Aber nein, daß ich das vorhin ganz vergaß, hört nicht eine Ihrer Fräulein Töchter auch bei Professor Müller Literaturgeschichte? Meine Älteste hat mir nämlich erzählt —"

„Ihre Tochter, gnädige Frau? Stieftochter dann wohl?"

Die schöne Frau lachte: „O nein! Ganz veritable Tochter, wenn wir auch bisweilen für Schwestern gehalten werden. Ja also, meine Elly sitzt im Kolleg neben einem Fräulein von Gudarcza."

„Das ist meine zweite Tochter Dorothee —"

„Dachte ich's doch. Wunderliche Jugend heut, nicht wahr? Sitzt im Hörsaal und arbeitet sogar im Laboratorium. Nun, ich halte schon darauf, daß es nicht überhand nimmt mit der Arbeit, und zum Blaustrumpf hat meine Elly auch keine Anlage."

„Meine Dodo gewiß nicht."

Es war wirklich eine ganz nette Zwischenunterhal-

tung, ein Intermezzo zwischen all den geschäftlichen Erörterungen, über denen Frau Ida manchmal der Kopf schwirrte. Wie ging das durcheinander: Saalmiete und Musik; Heranziehen 'prominenter Persönlichkeiten', wie Frau Braunstein es ausdrückte, die Gewinnung einiger erster Kräfte der Oper, die sanfte Pressung auf ein halbes Dutzend Hoflieferanten zur besseren Füllung der Verkaufsstände, das Arrangement der Tombola, für die Bettelbriefe an die Schriftstellerwelt um Gratisexemplare mit eigenhändiger Widmung geschrieben, Bettelvisiten in den Ateliers um Überlassung einiger Skizzen unternommen werden mußten. Und dann die Proben zu den Dilettantenaufführungen.

Signe war fest geblieben: sie sang nicht. Aber dann war es Exzellenz Grautegaß, die plötzlich mit ihrer dünnen Stimme einen anderen Vorschlag aufs Tapet brachte: „Liebe Frau von Gudarcza, ich glaube, ich habe Sie neulich im Opernhause neben Ihrem Fräulein Tochter gesehen. Wir haben nämlich manchmal durch einen Vetter Plätze in der Kommandanturloge, und so saß ich Ihnen grade gegenüber, wenn ich nicht irre. Ein selten schönes Mädchen. Goldblond, wenn ich nicht irre. Noch eine Nuance mehr Rotgold, als das der Frau Neumann. Würde Ihr Fräulein Tochter nicht in den lebenden Bildern mitwirken?"

Mutter war vorsichtig geworden und sagte nicht sofort zu. Signe war ja so unberechenbar.

Aber Signe erklärte sich diesmal bereit. Nur müßte sie erst wissen, in welchem Bilde und als welche Figur in diesem sie mitwirken solle.

Das nun war Sache von Professor Bernhard Knut,

der ‚in seiner bekannten Liebenswürdigkeit wie alljährlich die künstlerische Leitung der lebenden Bilder' übernommen hatte. Der kleine große Modemaler wohnte ganz in der Nähe der Kilganstraße und ließ es sich nicht nehmen, persönlich vorzusprechen. Das tat er immer, wie spöttische Leutchen behaupteten: ‚denn man kann nie wissen' — nämlich ob nicht ein Porträtauftrag abfällt. Er kam und war begeistert. Er klemmte seinen Kneifer, den er an langer dünner Goldkette über der schwarzen Sammetweste trug, auf die Hakennase, er bat Signe hierher und dorthin zu treten, zog persönlich den Fenstervorhang zurück: „Mein gnädigstes Fräulein, das wird der Erfolg des Abends." Und dann legte er seine langen hageren Hände flach aneinander, hob sie bittend hoch: „Es ist ja sehr unbescheiden. Aber ich wage es dennoch. Ich habe ein Gemälde auf der Staffelei, fast vollendet. Die Herzogin von Chouanne tritt mit ihren beiden Kindern den ihr Schloß stürmenden Jakobinern entgegen. Beim großen Rubens, ich wäre unsagbar, unfaßbar glücklich, wenn wir dies Bild wählen dürften."

Er bat um einen Atelierbesuch — „nur auf zehn Minuten." Aus den zehn Minuten wurde freilich eine Stunde, und er bat und bat so lange, bis Mutter und Signe noch einmal kamen, und dabei wandelte sich das in der Tat fast vollendete Bild völlig, denn die Hauptgestalt nahm Signes Züge an.

Sie lachte selbst darüber. „Der Professor hat eine köstliche Art, sich die Modellkosten zu sparen." Doch sie stand willig und geduldig. Freilich — für ihren Geschmack war die Knutsche Art etwas zu konventionell, zu glatt. Aber er war von der Tagesmode getragen; wenn die böse

Kritik ihn auch oft, wie er selbst heiter erzählte, arg zerrupfte: seine Bilder gefielen, wurden glänzend bezahlt. „Ich garantiere, daß unsere ‚Herzogin‘ einen brillanten Platz auf der nächsten großen Ausstellung erhält,“ sagte er, sich die Hände reibend. „Dafür will ich schon sorgen.“ Und er sorgte schon jetzt dafür, daß hier und dort in den Tageszeitungen einige kleine Notizen unter ‚Kunst und Wissenschaft‘ erschienen. Einmal: „Professor Bernhard Knut ist im Begriff, ein großes historisches Gemälde zu vollenden, das eine ergreifende Episode aus der französischen Revolution schildert ...“ es folgte eine Darstellung des Vorgangs. Dann: „Für die Hauptfigur in dem fast vollendeten neuesten Gemälde von Professor Bernhard Knut ‚Die Herzogin von Chouanne‘ hat liebenswürdigerweise eine hiesige junge Aristokratin den Urtyp dargeliehen, für den deren ganz eigenartige vornehme Rasseschönheit besonders geeignet erschien.“ Und endlich: „Dem Vernehmen nach soll das neueste Gemälde von Professor Bernhard Knut auf dem in Vorbereitung befindlichen Wohltätigkeitsfeste zum Besten der Hauspflege als lebendes Bild gestellt werden ...“

Wenn Herr von Gudarcza in seiner Zeitung wieder eine dieser kleinen Notizen las, schwankte er jedesmal, ob er sich ärgern oder sich darüber amüsieren sollte. Recht vornehm erschien ihm diese Art nicht; ganz angenehm war's ihm nicht, daß seine Tochter dadurch in gewisse Beziehung zur Öffentlichkeit gebracht wurde. Aber dann schmeichelte es ihm doch wieder. Schließlich: wäre Signe Konzertsängerin geworden, so hätte sie noch ganz anders in der Öffentlichkeit gestanden. Und wenn Signe bei all ihrem Feinempfinden selbst keinen Anstoß nahm, warum sollte er sich ärgern? Also zog er es vor, die Sache von

der scherzhaften Seite zu nehmen, strich jede Notiz rot an und las sie bei Tisch vor. Wobei Dodo einmal mit köstlichem Ernst erklärte: „Unsere Signe wird berühmt. Ich werde Herrn Professor Bernhard Knut, den ich furchtbar banal finde, zum Dank Pantoffeln zu Weihnachten sticken. Auf den linken kommt in Goldstickerei eine Palette, auf den rechten in Perlen ein Geldsack.“

Signe ertrug solche kleine Sticheleien mit größtem Gleichmut. Sie wußte, daß Professor Knut, den sie grade so banal fand wie die Schwester, in einem recht haben würde: ihr mußte ein großer Erfolg zufallen.

Dann kam aber, im Lauf der Proben, noch etwas anderes hinzu, was ihr besondere Freude machte, immer aufs neue. Nach langem Wählen hatte der Professor für die beiden Kleinen, die ihr beizugeben waren, die richtigen Modelle entdeckt. Es waren die beiden jüngsten Kinder von Frau Neumann, ein blondes Mädchen von vier Jahren, ein Knabe mit pechschwarzem Haarschopf von fünf Jahren. ‚Ein wenig zu alt für dich‘, fand Mutter. Aber auch Mutter mußte zugeben, die Kinder waren entzückend. Feingliedrig, mit auffallend hübschen Gesichtszügen, beide blauäugig, beide nach dem ersten Befangensein von größter Zutunlichkeit gegen Signe. Und Signe konnte gar nicht satt werden, sich mit ihnen zu beschäftigen.

Frau Ida erinnerte sich wohl, daß ihre Älteste früher, in Körlin, auch als sehr kinderlieb gegolten hatte. Dann war ihr das aus dem Gedächtnis entschwunden. Es schien auch so gar nicht recht zu Signes Wesen zu passen, wirkte fast wie eine fremde Zutat. Wenn Mutter selbst anfangs den Kopf dazu schüttelte, mochten manche andere

es als ‚gemacht' ansehen. Frau Neumann sagte bei der ersten Probe: „Quälen Sie sich doch nicht so mit den Gören, gnädiges Fräulein —" um sich dann doch mit leiser Muttereitelkeit zuzugestehen, daß ihre Jüngsten wirklich das Herz des schönen Mädchens erobert hätten. Signe zog, wenn ‚das Bild' vorüber war, jedesmal mit den Kleinen in eine Ecke und konnte mit ihnen spielen, wie eigentlich nur die eigene Mutter mit ihren Kindern spielen kann. Um die übrigen Teile der Proben kümmerte sie sich nicht. So wenig wie um die jungen Leutnants, die die stürmenden Jakobiner darstellten.

Am Vormittag des Festes fand noch eine Generalprobe in Kostüm statt, unter erschwerenden Umständen, wie Exzellenz Grautegaß nicht mit Unrecht fand, denn es herrschte in den Sälen eine unbeschreibliche Unruhe. An den Wänden wurden die Verkaufsbuden aufgeschlagen, die Dekorateure hämmerten, pappten, kleisterten; Gärtner brachten Girlanden, hier und dort lag ein Stapel gespendeter Verkaufswaren. Dazwischen huschten die Mamas, deren Töchter am Abend als schmucke Ladnerinnen, Konditormägdelein, Kaffee-, Tee-, Sektnymphen amtieren sollten, und stritten mehr oder minder erregt über die besten Plätze.

Auch diesmal hatte Signe gleich, nachdem über ihrem Bilde der Vorhang zum zweiten Male niedergerauscht war, ihre beiden Kinder an die Hand genommen, war von der kalten Bühne in die Garderobe gegangen, hatte sie ein wenig eingemummelt, sich selbst den Mantel übergehangen, saß nun mit ihnen im Vordersaal in Dodos halboffener Sektbude und erzählte ihnen Märchen. Sie in der Mitte der schmalen Bank, rechts und links je eines

der Kinder. Aus dem Theatersaal klang die Musik gedämpft herüber.

Der kleine Karli war ein Grundtoffel und mit dem nüchternen Geschäftssinn des Herrn Papas — Tabak en gros — ein wenig erblich belastet. Er hatte immer seine Zweifel, wollte immer aufs neue wissen, ob es wirklich leibhaftige Zwerge gäbe, ob die Feen wirkliche Flügel hätten und der König eine wirkliche Krone aus purem Golde trüge. Und Signe bestätigte immer aufs neue, daß sich alles genau so verhielte, wie sie es erzählt hatte. Mit großen Augen sahen beide Kinder zu ihr auf.

Plötzlich bemerkte Signe, daß sie beobachtet wurde. In einiger Entfernung stand ein Herr, der kein Auge von dem hübschen Bilde verwandte. Anfangs störte sie es nicht; sie beachtete es kaum. Dann wurde es ihr doch ein wenig lästig. Sie versuchte den Vorhang der Verkaufsbude herabzulassen. „Nun wurde es nämlich Abend," erzählte sie. „Und es wurde dunkel —" Aber die Leinwand gab nicht nach, sie nestelte vergeblich an den Schnüren. Da trat der Fremde näher und bat: „Darf ich behilflich sein?"

Sie wollte zuerst mit Eisesmiene danken. Dann erkannte sie den Herrn. Er war ihr bei der letzten Probe vorgestellt worden: August Köhne — und sie hatte ein leises Interesse dabei empfunden, weil sie den beliebten Komiker schon auf der Bühne gesehen hatte. Dann hatte sie auch die urdrolligen Chansons mit angehört, die er zur Laute sang, als einer der wenigen Theaterleute, die sich in den Dienst der Wohltätigkeit gestellt hatten.

Etwas unbescheiden fand sie ihn jetzt. Und das glattrasierte Gesicht, von dem man nicht ablesen konnte,

war es jung oder alt, mißfiel ihr: es war so grenzenlos unschön mit der breiten Nase, die wie aus der richtigen Horizontallinie geschoben erschien, und dem lippenlosen Mund. Aber dann sah sie die Augen: große graue Augen mit einem ernsten, traurigen Blick — und dann sagte Herr Köhne sehr bescheiden: „Seien Sie nicht böse, gnädiges Fräulein . . . ich habe Kinder so lieb . . .“ und ihre Abwehr war mit einem Male gebrochen.

Es kam zu einem kleinen Gespräch. Das heißt, eigentlich sprach nur er mit den Kindern. Merkwürdig gut verstand er das. Er machte ein paar Tierstimmen nach; er ließ den Wolf erscheinen, redete im hohen Diskant als böse Hexe und darauf wieder als die gute Großmutter. Die Kleinen, die anfangs scheu gewesen waren, wurden schnell zutraulich. Karli erklärte sogar: „Der Onkel versteht's aber besser als du, Tante.“

Nur einmal eigentlich wandte sich Herr Köhne direkt an Signe. „Darf ich mir die Frage erlauben, gnädiges Fräulein — nicht wahr, Sie haben einen Bruder, der bei den Garde-Dragonern steht?“ Sie bejahte unbefangen, und da sagte er noch: „Ich habe Ihren Herrn Bruder einmal in Gesellschaft kennen gelernt —“ Dann kamen die Zuschauer aus dem Saale zurückgeströmt, und Herr Köhne ging auch, nachdem er beiden Kindern die Hand geschüttelt und sich vor Signe verbeugt hatte. Er ging. Aber an der Tür wandte er sich noch einmal um, und da sah sie wieder den seltsam traurigen Blick der großen grauen Augen, der dem unschönen Gesicht einen so eigenen Ausdruck gab. Während des ganzen Tages konnte sie die Erinnerung an diese ernsten traurigen Augen nicht los werden.

Dann brachte der Abend freilich so viel Aufregung, daß sich der Eindruck verwischte. Ja, als sie, hinter den Kulissen stehend, die Bänkelsängerlieder Köhnes mit anhörte, sah sie nur noch das häßliche, fast klownhafte Gesicht mit der grotesken Nase.

Professor Knut hatte richtig prophezeit: die Herzogin von Chouanne wurde zum Haupterfolg in der bunten Reihe der Darbietungen. Die Zuschauer starrten zunächst in atemloser Stille; bis dann ein tobender Beifall die schöne Frauengestalt im dunkelblauen Sammetgewand mit dem hochgetürmten rotblonden Haar grüßte.

Unten in der ersten Reihe saß die hohe Protektorin neben Exzellenz Grautegaß, die immer wieder entzückt flüsterte: „Meine Idee, Durchlaucht ... meine Idee ..."

„Wer ist denn diese wunderschöne junge Frau?"

„Keine junge Frau, Durchlaucht. Ein Fräulein von Gudarcza."

„Merkwürdig, daß ich sie noch nie sah."

Exzellenz Grautegaß berichtete, daß die Familie erst kürzlich nach Berlin gezogen wäre, daß Frau von Gudarcza zu den Vorstandsdamen gehörte; auch von der Millionenerbschaft ließ sie einiges einfließen.

„Das junge Mädchen wird Aufsehen machen. So schön und reich außerdem. Ein seltener Vogel, sozusagen, liebe Exzellenz. Wenn es geht, stellen Sie mir Fräulein ... wie war doch der Name? ... richtig, Gudarcza, nachher vor."

Man mußte Signe suchen. Schließlich wurde sie in einer der Garderoben gefunden, wo sie wieder mit den Kindern saß. „Durchlaucht möchten das gnädige Fräulein kennen lernen!" — Sie lächelte. „Adieu, Kinder!

Schlaft wohl —" Magda und Karli hingen an ihrem Halse — „Aber mein Haar dürft ihr nicht so zausen ... morgen besuch ich euch. So, nun noch einen süßen Kuß ... und schlaft hübsch und träumt recht schön ..."

Es war ausgemacht worden, daß die Mitwirkenden während des Abends in ihren Kostümen bleiben sollten. Frau von Elsterburg wußte aus Erfahrung, wie sehr das Farbe und Leben in die Gesellschaft brachte.

So wurde Signe doppelt schnell erkannt, als sie in der ersten Pause den Saal betrat. Sie hörte das leise Raunen: ‚das ist sie' ... ‚die schöne Herzogin' ... sie fühlte, wie man ihr unwillkürlich Platz machte; sie sah, wie sich alle Augen auf sie richteten. Und sie schritt mit stolz erhobenem Haupte durch die Menge der Mitte zu, wo sie vorhin schon die Fürstin bemerkt hatte.

Die hohe Protektorin hatte sich in ihrer langjährigen Tätigkeit als ‚Wohltätigkeitsspitze' einen besonders gütigen, liebenswürdigen, aber stets mit etwas Herablassung gemischten Ton gegen die Mitwirkenden bei allen ihren Festen angewöhnt. Es lag immer ein wenig gesellschaftliche Reserve darin.

Als Signe ihr gegenüberstand und ihre tadellose, tiefe Verbeugung machte, versagte dieser Ton vollständig. Die Fürstin reichte ihr die Hand, dankte ihr, nickte und nickte wieder, erkundigte sich mit wenigen Worten nach den Eltern und sagte dann, als das Klingelzeichen den zweiten Teil der Vorstellung ankündigte, indem sie dem jungen Mädchen nochmals die Hand zum Kuß reichte: „Hoffentlich sieht man Sie in diesem Winter recht häufig, Fräulein von Gudarcza." Alles ganz schlicht und einfach.

Der Vorhang ging auf. Signe wandte sich, um einen Platz zu suchen. Da traf ihr Blick auf den Prinzen Hoburg. Er stand seitwärts an der Wand, das Einglas im Auge, und starrte scharf zu ihr hinüber. So scharf, so ausgesprochen, daß Signe fühlte: er sieht nur dich. Sie ging schnell durch die nächsten Reihen und war froh, als sie weiter hinten einen Platz fand mitten unter wildfremden Menschen.

Die Vorstellung interessierte sie wenig. Dilettantenkram, fand sie, dem man künstlich durch Einschieben von einigen Darbietungen wirklicher Bühnengrößen Relief zu geben versucht hatte. Ihre Aufmerksamkeit war auch gestört. Sie mußte wider Willen immer aufs neue an Hoburg denken. Wie kam der Prinz dazu, sie derart anzustarren! Eigentlich war's fast beleidigend. Oder hielt er's für sein gutes Recht, weil sie soeben noch dort auf der Bühne gestanden hatte, weil sie noch im Kostüm war? Faßte er's als Entgelt für den Obolus auf, den er auf dem Altar der Wohltätigkeit entrichtet hatte?

Nun — er sollte nicht im Zweifel bleiben, daß ihr diese Art nicht behagte.

Und dann dachte sie noch daran, was Vater vorgestern abend erzählt hatte. Vater hatte bei Hoburg seine Karte abgegeben, als Gegenbesuch, und war angenommen worden. Äußerst liebenswürdig — natürlich. „Eigentlich ein ganz nettes bescheidenes Kerlchen, dieser Prinz. Ich hatte so mein Vorurteil, aber er hat's zunichte gemacht. Er hat mir wirklich gefallen — dein Prinz!" Und dabei hatte Vater herzlich gelacht, Mutter hatte gelächelt, und Dodo wiederholte: „Dein Prinz! Laß dir's nicht gefallen, Signe." Sie aber hatte geschwiegen, geschwiegen mit

hochgezogenen Achseln, wie sie oft schwieg, wenn sie dachte: ‚Eine Entgegnung lohnt sich nicht!‘

Plötzlich wurde sie von rückwärts angesprochen und erkannte die dünne Stimme Hoburgs.

„Mein gnädiges Fräulein“ — hörte sie — „vergeben Sie mir. Aber ich konnte nicht länger warten, Ihnen meine Bewunderung auszusprechen.“

Sie antwortete nicht. Sie ignorierte ihn vollständig.

Und wieder hörte sie die leise, raunende Stimme: „Also Sie zürnen mir doch? Darf ich Ihnen denn nicht sagen, wie schön — wie wunderbar schön Sie aussahen?“

Sie fühlte seinen Atem in ihrem Nacken und empfand den diskreten Duft des Veilchenparfüms, das er bevorzugte. Er mußte sich ganz weit vorgebeugt haben.

„Warum so unbarmherzig, gnädiges Fräulein!“

Da sagte sie endlich, ohne sich umzuwenden, leise, aber hart: „Sie stören mich — und andere.“

Eine Weile schwieg er. Sie versuchte gewaltsam ihre Aufmerksamkeit auf die Bühne zu konzentrieren, wo ein kleines Lustspiel sich in erschreckender Dilettanten-Langsamkeit abwickelte. Aber dabei dachte sie immer: ‚Wie muß er sich bis hierher durchgedrängt haben. Wie unendlich peinlich ist es. Wenn nun irgend ein Bekannter hier in der Nähe sitzt und dich beobachtet.‘ Scheu sah sie nach rechts und links. Nein — sie war in eine Reihe von Zuschauern hineingeraten, die mindestens anscheinend völlig durch die Vorgänge auf der Bühne in Anspruch genommen waren; kleine Leute, die sich einmal den billigen Wohltätigkeitsgenuß gegönnt hatten.

„Wenn Sie wüßten, wie ich diesen Abend herbei-

gesehnt habe," hörte sie wieder. „Da lebt man nun in derselben Stadt, und es ist so schwer — — —"

Diesmal kam er nicht weiter, denn die dicke Madame neben Signe, die andächtig beide Hände im Schoß über den Pompadour gefaltet hatte, unterbrach ihn mit einem entrüsteten „Pst". Und von der anderen Seite kam auch ein leises, aber energisches „Ruhe . . .!"

Signe stieg das Blut zu Gesicht. Und sie dachte: ‚Wie kommst du nur nachher möglichst schnell nach vorn — in den Kreis deiner Bekannten —'

Endlich fiel der Vorhang.

So schnell als möglich stand sie auf, wollte sich durch die Masse drängen. Aber die stand wie festgebannt, jubelte Beifall. Und da war Hoburg schon neben ihr.

Sie wollte ihn mit einem kalten, zurückweisenden Blick abwehren. Doch wie sie ihn ansah, bemerkte sie, wie erregt er war. Der etwas suffisante Ausdruck, der bisweilen in seinem Gesicht lag, war völlig gewichen. Er blickte zu ihr auf wie ein Bettler. Aber in diesem flehenden Blick lag doch noch etwas ganz Anderes —

Mit einem Male wußte sie es: das war doch keine bloße Freude am Flirt, die ihn zu dir zog. Dieser Mann liebt dich — liebt dich leidenschaftlich —

Sie erschrak nicht darüber. Sie fühlte auch nicht die leiseste Regung irgend welcher Art der Anteilnahme. Es war lediglich die kalte Konstatierung einer Tatsache. Und die einzige Schlußfolgerung, die sie zog, war auch ein ganz kühles: ‚Du wirst dazu Stellung nehmen müssen. Aber nicht gleich. Nicht jetzt. Immerhin — es war etwas anderes, so lange du annehmen durftest, daß

er ein Spiel mit dir treibt; es ist etwas anderes, nun du weißt, daß er dich liebt . . .'

„Sind Sie mir sehr böse, gnädiges Fräulein?"

Sie hatte die Augen schon wieder nach vorn gerichtet. „Ich hasse alles, was auffallen könnte."

„Es gibt Augenblicke, in denen einem alles gleichgültig ist."

Die Menge drängte, schob jetzt den Nebensälen zu, aus denen schon die lustigen Klänge der Zigeunermusik drangen. Signe hätte sich von der Welle forttragen lassen können. Aber sie blieb, nicht ohne Mühe, stehen. Als ob sie die letzten Worte Hoburgs überhört hätte, sagte sie: „Meine Schwester hat drüben eine Sektbude. Wie kommt man nun am besten aus dieser entsetzlichen Menschenflut heraus?"

Er deutete wortlos nach der Seite und blieb dicht neben ihr, während sie sich langsam aus dem dichtesten Gewühl zu befreien suchte. Dabei überlegte sie: ‚Nur jetzt jede Erklärung vermeiden! Wie zwingst du ihn, daß er zur Besinnung kommt.' Und mit sicherem Instinkt sagte sie ganz leichthin: „Also sie fanden, Durchlaucht, daß das Bild gelungen war?"

„Sie waren wunderschön. Weiter hab ich nichts gesehen."

„Pah — ich meine das Ganze, den Gesamteindruck." Ohne ihn zu Worte kommen zu lassen, fuhr sie lebhaft fort: „Ich hatte so viel Freude an den reizenden Kindern, mit denen ich zusammen stand."

„Die Glücklichen, die Ihnen so nahe sein durften —"

„. . . aber sonst . . . Sie glauben gar nicht, Durchlaucht, wie öd und schließlich auch körperlich anstrengend

das lange Stillstehen ist. Und eigentlich, wenn man es recht überlegt, sind diese lebenden Bilder künstlerisch ein Greuel. Ein Gemälde läßt sich doch nur mangelhaft in die plastische Form bringen. Immer werden da Notbehelfe, Kompromisse herauskommen. Schon das ganze Beiwerk, der Hintergrund, das alles bleibt höchst mangelhaft, ist eben Kulisse —"

Sie sprach lebhaft weiter, schritt schneller aus. Immer in dem Wunsch: nur ihn zu keiner Erwiderung kommen lassen. Und dabei regte sich in ihr schon wieder ein leiser Spott: ‚Eigentlich redest du über ihn fort. Wie früher auch, am Kamin in Florenz. Wo er dann wenigstens ehrlich sagte: davon verstehe ich gar nichts.'

Wirklich — er war verstummt. Und nur einmal, als sie das fröhliche Gesicht der Schwester schon zwischen dem Weinlaub und einer Schar junger Herren vor sich sah, sagte er: „Sie sind so klug, gnädiges Fräulein —"

„Klug? Ich bitte Sie . . . was gebe ich weiter, als ganz persönliche Eindrücke. Aber da ist meine Schwester. Vielen Dank, Durchlaucht! Sie haben mich vortrefflich aus der wüsten Menge herausbugsiert."

Während sie das sprach und während sie sich durch die Umstehenden zu Dodo hineinschob, kam eine leise Freude über sie, daß es ihr so gut gelungen, den Prinzen abzuschütteln. Fast etwas wie Übermut. Vor einer Stunde noch hätte sie sich entschieden geweigert, sich mit der Schwester in die holde Aufgabe des Champagnerverkaufs zu teilen. Jetzt griff sie nach der nächsten Flasche, die der Diener entkorkte, stellte sich neben Dodo — „Warte, ich helf dir!" — füllte einige Spitzgläser und schob das

Tablett mit ihnen beinah herausfordernd nach vorn. Die Herren griffen zu.

Mit einem raschen Blick überflog sie die Reihe. Friedel war darunter mit einigen jungen Herren vom Amt, zwei, drei Offiziere — die übrigen kannte sie nicht. Aber im Hintergrund stand Hoburg. Auf seinem Gesicht lag ein Schatten der Enttäuschung. Er sah noch einmal zu ihr hinüber, dann klemmte er das Einglas ins Auge, wandte sich ab und verschwand in der vorbeiflutenden Menge.

Es schwirrte, plauderte, lachte um Signe herum. Ein paar ziemlich fade Schmeicheleien für die schönste aller Duchessen fielen — so gar nicht nach ihrem Geschmack. Neben ihr lehnte sich eine der Geschäftsteilhaberinnen, ein großes Bukett roten Mohn im tiefen Ausschnitt, weit vornüber und kokettierte grobkörnig mit einem jungen Fant, der sich hier Hausrecht erobert zu haben schien. Unwillkürlich straffte Signe den Nacken. „Was bin ich schuldig?“ fragte ein anderer. „Nach Belieben —“ „Bewahre —“ korrigierte Dodo, „eine Mark das Glas, wobei der Wohltätigkeit keine Schranken gesetzt sind. Signe, du verstehst das Geschäft nicht. So herzoglich darf man hier nicht sein.“

Nein, dies Geschäft verstand sie wirklich nicht. Und nach dem ersten Sturm, den ihr Erscheinen hervorrief, lichtete sich auch die Reihe grade vor ihr. Sie fühlte selbst schnell, daß sie nicht hierher paßte. Sich mit jedem Beliebigen, der ein Markstück auf das Tablett legen konnte, in ein Gespräch einlassen, um drei Mark holdselig lächeln, um zehn Mark ein witzelndes Gespräch einfädeln — nein, nein! Aber es sollte ja auch nur ein Stipps-

besuch hier sein, war ja nur ein Zufluchtsort gewesen. Jetzt nur bald fort . . .

Da schob sich ein älterer Herr an die Bude heran, mit einem riesigen Vollmondgesicht unter gewaltiger Glatze, lächelte ihr bescheiden-behaglich zu, fast als kenne er sie schon seit Jahren: „Dürfte ich auch um ein Gläschen bitten, gnädiges Fräulein. Dank sehr. Ich suchte sie schon im großen Saal, man vermißt dort überall die Herzogin von Chouanne. Ja so — Verzeihung — ich vergaß: mein Name ist Neumann. Bei diesem Namen muß man zwei Vornamen mindestens hinzusetzen: Eberhard Joseph Neumann. Ich wollte Ihnen nämlich meinen Dank aussprechen, daß Sie sich meiner Würmer so lieb angenommen haben."

Der Mann gefiel ihr, trotzdem er so gar nichts Aristokratisches an sich hatte. Behäbig wie sein Korpus war seine Sprechweise, und die grauen Augen sahen sie gutmütig an, mit einem Schuß harmloser Bewunderung zugleich. Sie hatte sich den Gatten der eleganten Frau Therese und den Vater von Karli und Magda wohl anders vorgestellt. Aber er gefiel ihr auch so, wie er war.

Sie kamen in eine kleine Plauderei, während derer Herr Neumann noch zwei Glas Sekt trank. Beim zweiten und dritten produzierte er zwar eine komische Lippenverzerrung . . . „Merkwürdiges Gewächs — rechter echter Wohltätigkeitssekt, Gubener Schattenseite mit Sauerstoff, von einem Menschenfreunde gratis gestiftet . . ." aber das hielt ihn nicht ab, allerlei von seiner Familie zu erzählen. Etwas breit, aber so glückstrahlend, daß man die Breite gern mit in den Kauf nahm. Sogar Dodo wurde auf einen Augenblick hereingezogen, als Universi-

tätsnachbarin seiner Elly. „Verkehrte Welt, denk ich manchmal. Jetzt sitzen die jungen Mädchen in den Hörsälen. Na überhaupt ... und die Kleinen stehen lebende Bilder. Eigentlich hab ich das nicht gern gesehen, aber was tut man nicht aus Wohltätigkeit? Sogar das eigene Fleisch und Blut bringt man zum Opfer und die gute eigene Zunge dazu. Denn dieser Sekt ... ich wünsche meines Vaters Sohn eigentlich einen besseren Tropfen." Dann nahm er doch wieder einen kleinen Anlauf zur Galanterie: „Aber selbst der schlechteste Sekt kann unter besonderen Umständen munden ... Ja, und nun muß ich wohl zu meiner gestrengen Herrin zurück. Denn merkwürdigerweise: heut, glaub ich, könnte sie eifersüchtig werden." Und er legte einen Hundertmarkschein auf den Tisch. „Nein — nicht herausgeben ..." Das klang nun wieder fast bescheiden.

Signe kam eine Idee. Eigentlich lächelte sie im stillen darüber. Aber sie sprach sie doch aus: „Bitte, Herr Neumann, ich habe hier nur eine Gastrolle gegeben. Führen Sie mich in den Saal zurück."

„Aber mit hunderttausend Freuden, gnädiges Fräulein."

Sie huschte aus der Bude. Da stand er doch ein wenig verlegen, nicht ganz sicher, sollte er ihr den Arm bieten. Sie nahm ihn sich, und sie zogen von dannen. „Ein ungleich Paar —" sagte Fräulein Bärnberg mit dem Mohnblumenstrauß drinnen zu Dodo.

Im großen Saal wirbelte der Tanz bereits. Herr Neumann summte die Walzermelodie — die neuste aus der ‚Lustigen Witwe' — mit und fragte: „Zu tanzen brauch ich doch nicht, gnädiges Fräulein? Dazu mach ich

wohl nicht mehr die rechte Figur. Auch früher schon. Ist's nicht ein Wunder, daß ich trotzdem solch eine liebe, schöne Frau bekommen habe?"

Es kam wieder so treuherzig heraus. „Warum ein Wunder?" gab Signe zurück. „So töricht sind wir Frauen doch nicht, daß wir die Herren der Schöpfung nach dem Maßstab der Erfolge des Tanzunterrichts abschätzen. Überhaupt — ich will aus meinem Herzen keine Mördergrube machen, ich tanze ganz gern, aber die Seligkeit der Seligkeiten sehe ich darin nicht."

Er blickte schmunzelnd auf das schöne Mädchen an seinem Arm: „Also immerhin e i n e Seligkeit."

Signe lachte: „Unter Umständen — eine kleine: das will ich nicht leugnen."

Und da kam grade Herr von Horfeck von Eberhards Regiment, blieb vor ihr stehen, blickte ein wenig verwundert auf Herrn Neumann, verbeugte sich: „Schenken Sie mir einen Walzer, gnädiges Fräulein —"

Herr Neumann sah ihr nach, wie sie mit dem eleganten Offizier dahinschwebte, in der Menge verschwand, wieder auftauchte. Dann streichelte er lächelnd seinen rechten Frackärmel und suchte den Weg zu seiner Frau, die zwischen Exzellenz Grautegaß und Frau von Gudarcza bei den Müttern saß.

Signe war wirklich keine leidenschaftliche Tänzerin. Sie war ganz ehrlich gewesen, als sie sagte: die Seligkeit der Seligkeiten ist mir der Tanz nicht. Aber sie tanzte gern und tanzte sehr gut, wenn sie einen Tänzer von gleichen Gaben fand. Ein paar Minuten gab sie sich dem Vergnügen rückhaltlos hin. Dann empfand sie, daß die Gesellschaft rings um sie herum doch sehr

gemischt war, die Gesellschaft der Wohltätigkeitsfeste, zu denen sich jedweder den Eintritt um fünf Mark erkaufen konnte. So gewandt Horfeck sie führte, ein paar Male wurden sie angetanzt; hier und dort blieb wohl eine kleine Jungfrau in rosa Tüll oder ein junges Herrlein, der den Chapeau krampfhaft im Arm festgeklemmt hielt, mitten im Tanz stehen, und der oder die sagte: „Du — ist das nicht die aus dem Bilde vorhin. Donnerwetter!"

„Ich habe genug — wir wollen aufhören."

„Schon? Schade. Aber wie Sie befehlen."

Sie standen eine Weile an der Querwand und sahen auf das Getümmel. Und da bemerkte Signe ihren Bruder. Eberhard tanzte mit einer hochgewachsenen jungen Frau, nicht mehr in der allerersten Jugendblüte, aber immer noch bildhübsch. Man sah es: sie tanzten beide mit Leidenschaft, konnten kein Ende finden. Immer wieder kamen die nickenden roten Federn im üppigen blauschwarzen Haar vorüber. Und einmal sah Signe deutlich, wie der Blick der Tänzerin schmachtend die Augen Eberhards suchte.

Sie mochte nicht fragen, wer die Dame sei. Die Dame — war es wirklich eine Dame? Man konnte zweifeln. Der Ausschnitt der dunkelgelben Seidencorsage war gar zu tief; die herrlich geformten Arme waren ganz entblößt, nur ein schmales Goldkettchen lag über der Schulter. Nein — lieber nicht fragen —

Als Signe dann bei Mutter stand, die eine kleine Inspektionsreise zu Dodo angetreten hatte und über die Zustände an der Sektbude ziemlich entrüstet war, kam Friedel und gesellte sich zu ihnen. Sehr korrekt und sehr naserümpfend. „Liebe Mama, einmal und nicht wieder.

Ich finde, man muß auch der Wohltätigkeit Schranken zu setzen wissen."

„Das hab ich Papa vorhin auch schon gesagt. Er findet natürlich alles scharmant."

„Ansichtssache. Ich glaube wirklich, ihr solltet nicht mehr lange bleiben, Mama."

„Nur bis Dodo in dieser gräßlichen Sektbude ihrer Pflicht genügt hat."

Signe hatte nur mit halber Aufmerksamkeit hingehört. Sie sah mit ihren scharfen Augen drüben, ziemlich entfernt, Eberhard und Hoburg und jene junge Frau im gelben Kleide mit dem blendenden Nacken. Und etwas wie ein leiser Verdruß stieg in ihr auf. Wie konnte sich Hoburg, nach dem, was er ihr vorhin gesagt, dieser — dieser Frau zugesellen! Dann lächelte sie das widrige Gefühl nieder: was ging das sie an? Und dann begann auch Eberhard schon wieder zu tanzen, wieder wie vorhin —

„Sag mal, Friedel, da sieh, bitte: mit wem tanzt Eberhard eigentlich?" fragte Mama.

Friedel klemmte den Monocle ein und tat, als ob er suchte und nichts sehe. „Hardi — unser Hardi . . .?" ‚Er will's nicht sehen —' dachte Signe.

Aber da kam das Paar ganz in der Nähe vorüber und Mutter fragte noch einmal höchst interessiert: „Da, Friedel, grad vor uns —"

„Ach so, Mama . . . ich kenne die Dame nicht . . ." und dabei lächelte er so malitiös, mit zusammengekniffenen Lippen, daß Signe wußte: er kennt sie doch. Aber eine Krähe hackt natürlich der anderen die Augen nicht aus.

Gleich darauf kam Vater. Er war in rosigster Stimmung, hatte allerlei alte Bekannte getroffen, bei Dodo ein paar Glas Sekt getrunken, im holländischen Teezimmer sich von irgend einer Schönheit einen Bolsschen Likör kredenzen lassen, hatte viel Bewunderung seiner Ältesten glatt heruntergeschluckt — und wollte jetzt im Tunnel soupieren. Auch Friedel war nicht abgeneigt. So wurde Dorothee herbeizitiert, es fügten sich schnell in ihre Eskorte noch ein paar junge Herren ein, so daß man wenigstens den Vorzug eines kleinen, in sich geschlossenen Kreises hatte.

Gerade als man einen Tisch erobert hatte, fand sich der Prinz ein, und Friedel forderte ihn auf, mitzutun, ehe es Signe hindern konnte. Vielleicht hätte sie das auch nicht getan — sie war sich selbst nicht ganz im klaren. Es war etwas in ihr, wie die Lust, mit der Gefahr zu spielen, und dann sagte sie sich zugleich wieder: ‚Eine Gefahr? Wo ist denn da eine Gefahr —‘

Aber so richtete sie es doch ein, daß der Prinz nicht unmittelbar neben sie zu sitzen kam, sondern auf der andern Seite des Tisches, zwischen Mutter und Dodo. Und bereute es gleich wieder, denn nun war sie dem fast verzweifelten Blick seiner Augen erst recht ausgesetzt. Den freilich wohl nur sie bemerkte. Oder legte sie in die grauen Augen etwas hinein, was gar nicht darin lag?

Jedenfalls war Hoburg sehr still. Überaus artig gegen Mutter, verbindlich gegen Dorothee, aber nicht gerade gesprächig. Und das gefiel Signe, denn sie dachte unwillkürlich an manche Stunden fadesten Gesellschaftsklatsches im Salon der Fürstin zurück. Und während sie mit Friedel und Herrn von Horfeck plauderte, dachte sie

doch auch: ‚Eigentlich sieht Hoburg gut aus. Keine Schönheit — der Himmel bewahr mich vor jeder sogenannten Männerschönheit! Aber die alte Rasse verrät sich in jedem Zuge, in dem gut geschnittenen schmalen Gesicht, in der hageren Figur, in den langen schmalen Händen.‘

Man sprach über das Fest, man sprach über Wohltätigkeitsfeste überhaupt. Vater war enthusiasmiert, Mutter kritisch, Friedel ablehnend. Und Dodo fand es reizend, um gleich darauf energisch zu versichern: nicht zehn starke Gäule brächten sie noch einmal in solch eine Sektbude. Dabei wurde sie rot über das ganze Gesicht und kicherte dann etwas verlegen, was ihr reizend stand. Friedel versuchte ein paar Mal, den Prinzen in das Gespräch zu ziehen. Aber Hoburg antwortete immer ausweichend, mit halben Worten, die ebensogut eine Bejahung wie eine Verneinung bedeuten konnten. Vielleicht war er unaufmerksam. ‚Oder‘, dachte Signe, ‚vielleicht folgt er nur der Maxime seiner Kreise, die nicht gern nach irgend einer Seite hin ohne zwingenden Grund verletzt.‘ Aber immer, wenn er es unbemerkt tun zu können glaubte, streifte sein Blick wieder zu Signe hinüber. Bald mit kurzem Aufflammen, bald wie in stummer Bitte.

Es wurde ihr immer peinlicher. Und um sich selbst abzulenken, widmete sie sich desto mehr ihrem jungen Nachbar zur Linken, plauderte, scherzte mit ihm, kokettierte vielleicht ein wenig, um dann plötzlich zu bemerken, daß sie hier ein anderes Feuer entzündete, das im Begriff stand, lichterloh aufzuflammen . . . ‚Was denkt sich dieser Herr von Horfeck! Ein lieber netter Mensch, prächtiger Gesellschafter, famoser Tänzer — alles: ja! Aber nur hier

nicht Hoffnungen erwecken, die nie in Erfüllung gehen können!' . . . Sie versuchte schnell einen kalten Wasserstrahl ins Feuer zu gießen, aber der schien mehr wie Öl zu wirken. Wahrhaftig, dieser blutjunge Leutnant machte ihr verliebte Augen, wurde sentimental, sprach von dem seligen Glück seiner soeben verheirateten Schwester und von der eigenen Sehnsucht nach einer Häuslichkeit. Du lieber Himmel, am Ende hatte er auch nur zu tief in das Sektglas geguckt.

Dann blickten mit einem Male — war's Zufall! — alle gleichzeitig auf. Dicht am Tisch vorüber schritt Eberhard mit einer kleinen Gesellschaft, die kanariengelbe Dame am Arm. Er stutzte einen Moment, als er die Eltern und Geschwister sah, nickte dann flüchtig, vielleicht mit einem kleinen Verlegenheitszug um den Mund, und ging weiter. Ein paar Tische entfernt nahm die Gesellschaft Platz.

Vater schmunzelte: „Pompös! Allewetterchen —!" Doch er bekam gleich einen Blick von Mutter, der ihn erst erstaunt aufsehen, dann verstummen ließ. Schnell trank er sein Glas leer, mit einer gewissen verschämten Emsigkeit.

Signe hatte kaum auf die schöne Frau hingesehen. Aber der Herr, der nun an deren anderer Seite Platz nahm, interessierte sie. Herr Köhne — August Köhne! Wie eine Karikatur nahm er sich neben der stolzen Gestalt aus mit seinem bläulichen ernsten Gesicht und der schiefen Nase. Ganz in sich zusammengesunken saß er, drehte an seinem Glase oder schien das Muster in der Serviette zu studieren.

Und die anderen drüben lachten rings um ihn. Am

übermütigsten die junge Frau. Sie hatte vorhin beim Vorüberschreiten einen duftigen Spitzenschal umgehabt, jetzt warf sie ihn zurück. Wie Alabaster schimmerten die Schultern. Einmal nahm dieser Herr Köhne den Schal von der Stuhllehne auf, wollte ihn ihr wieder umlegen, aber sie streifte ihn gleich aufs neue ab und lachte. Lachte mit glänzenden Augen und zeigte die blitzenden Zähne.

Das Gespräch hüben war etwas ins Stocken gekommen. Eigentlich sprachen lediglich noch die Herren, gleichgültige Dinge, und auch sie vermieden dabei sichtlich, nach dem anderen Tisch hinüberzusehen. Nur Vater konnte es sich nicht versagen, dann und wann einen verstohlenen Blick nach dem Nebentisch zu werfen. Und mit einem Male fragte er ganz erstaunt Horfeck: „Aber ist das denn möglich, die Dame hat ja links — etwas seitlich — einen kleinen Brillanten zwischen den Zähnen?"

„Eine neue Mode, aus Amerika importiert. Ein einplombierter Diamant —"

Vater hatte ganz leise gefragt. Aber Mutter hatte manchmal feine Ohren. Sie schob ihren Teller indigniert zurück, sagte ziemlich laut: „Ich glaube, wir gehen —" und stand auch schon auf.

Man mußte durch die Säle zu den Garderoben. Es ging ziemlich wild zu, das Gedränge war womöglich noch größer als vorher, der Lärm noch lauter; die Stimmung schien nach dem Souper noch gehobener zu sein. An der Sektbude saß noch immer, von einem Schwarm von Anbetern umringt, Fräulein Bärnberg; aber die großen roten Mohnblumen an ihrer Brust waren zerflattert.

Signe hatte versucht, an der Seite der Mutter zu bleiben, die wie eine Fürstin, ohne rechts und links zu

sehen, sich ihren Weg bahnte. Eine Weile war das möglich gewesen. Dann war sie abgedrängt worden, und plötzlich ging Hoburg neben ihr.

Schweigend zuerst. Und sie dachte: ‚Wie fängst du's nur an, daß du ihm so gut entwischst wie vorhin?'

Da sagte er, wie aus tieferem Sinnen heraus, ganz unvermittelt: „Sie waren doch die Schönste —"

„Auf diesem Fest der Wohltätigkeit und der Unschönheit."

„O, an schönen Frauen hat es hier wohl nicht gefehlt. Aber keine war so schön wie Sie, gnädiges Fräulein. So sieghaft schön wie die Herzogin von Chouanne."

„Die Herzogin von Chouanne ist unter dem Fallbeil gestorben — und ich fahre nach Hause. Gute Nacht, Durchlaucht, amüsieren Sie sich weiter mit den Schönheiten, die bleiben."

Über sein hageres fahles Gesicht huschte eine ganz leichte Röte: „Pah —" machte er, zögerte einen Moment und sagte dann: „Sind Sie mir böse, gnädiges Fräulein?"

Sie standen schon in der Tür der Garderobe. Von innen winkte Vater, der — mit etwas bekümmertem Gesicht — dem Diener den Pelz seiner Frau abnahm und ihn ihr äußerst sorgsam um die Schultern legte.

„Böse? Nein, Durchlaucht. Wie sollte ich! Gute Nacht — und viel Vergnügen." Signe schlüpfte schnell an ihm vorüber, mit einem leichten Kopfnicken.

Mutter war unwirsch. „Wo bleibst du denn, Signe. Dodo, den Kragen hoch — du willst dich wohl erkälten. Nun, Otto, kommst du endlich? Du scheinst dich ja gar nicht trennen zu können . . ."

Vater stand nämlich noch auf eines Augenblicks Länge bei Herrn von Horfeck und fragte leise: „Sagen Sie mal, wer war eigentlich die Dame . . . die . . . mit der Brillantplombe?“ Er sprach es leise, und der junge Offizier gab ebenso leise zurück: „Eine Frau Köhne — der Mann ist Schauspieler.“

So leise sie flüsterten, Signe hatte es doch gehört. Und vor ihr tat sich mit einem Male eine Tragödie auf. Oder war's nur eine Komödie?

7

Dodo quirlte in dem Zimmer der Schwester herum. Sie war grade aus der Vorlesung gekommen, hatte den Kopf voll von ‚Goethes Lieben‘, wie sie es ausdrückte, philosophierte von ihrem Kaminfell aus über die Liebe im allgemeinen, über Friederike, Lotte und Lilli im besonderen, fand Goethe in einem Atemzuge einen scheußlichen Schurken und einen Wundermann, einen Halbgott, sprang auf, machte einige Müller-Übungen, lief zu Signe, die am Schreibtisch saß, um ihr schnell einen Kuß in den Nacken zu geben, kuschelte sich wieder vor die Kaminflamme hin.

„Was man erlebt — was man erlebt!“ Pause und Aufrichten in Sitzstellung, dreimaliges Armstrecken vorwärts, seitwärts, rückwärts. „Diese Berliner Mädels! Wir Körliner sind doch die reinen Waisenlämmer dagegen. Ich hab ja noch gar nicht mit dir darüber ge-

sprochen — wann kommen wir denn überhaupt mal zum vernünftigen Plappern bei dem Geruder! So was wie neulich auf dem Zauberfest bei Kroll, so was geht nicht auf 'ne frischabgezogene Elefantenhaut. Also denk dir —" Ausstrecken, Rückenlage, Arm unter dem Nacken — „kommen da zwei Mädels zu uns hereingewutscht, Freundinnen von meinen Sektkolleginnen — brrr! brrr! haben Prográmmer verkauft, tuscheln und tuscheln hinter uns — denk dir — renommieren, wie viel sie zusammengebettelt haben und — denk dir — nehmen sich jede je zwei Mark von dem Gelde, um sich davon Pralinees zu kaufen. Von dem Gelde — denk dir! Solche Gemeinheit — Mädels aus ganz anständiger Familie. Das heißt, was man so nennt. Na und dann dieses Fräulein Bärnberg, unglaublich, sag ich dir. Ich bin ja nicht so, mal so'n bißchen Augenklappern — na warum denn nicht? Aber so sich auf dem Präsentierteller darbieten . . . hier siehst du mir, hier hast du mir . . . Pfui Geier! Diesen Männern!"

Schwapp, war Dodo hoch, machte sechs tiefe Brustatemzüge und fünf Kniebeugen. „Diese Männer! Fatzken, mit Erlaubnis zu sagen. Hab ich je so etwas von miserabler Kinderstube erlebt. ‚Mir könn'n Se och noch 'ne Jlas spendieren, Fräulein!' Denk dir, Signe. Oder in 'ner andern Note: ‚Allerjnädigste, was kostet es mehr, wenn Sie antrinken?' Stell dir vor, Signe. Und Fräulein Bärnberg hat's getan . . . nämlich immer mit dem Zusatz: zum Besten der Hauspflege. Brrr — brrr — brrr! Nein, da lob ich mir doch unsere Leutnants. Bissel auf den Kopf gefallen ist der eine ja auch, bissel affig der andere — na ja — aber sie haben wenigstens Manieren. Es gibt sogar —"

Schwapp, schlug sich Dodo mit der flachen Hand selbst aufs Mäulchen.

„Es gibt sogar —?“ fragte Signe lächelnd vom Schreibtisch herüber.

„Na, im Grunde, warum soll ich's denn nicht sagen: es gibt sogar sehr nette darunter.“ Und sie marschierte ganz militärisch mit heruntergedrückten Fußspitzen und wunderlich wuchtigen Schritten auf die Schwester los, machte kurz vor ihr gravitätisch Halt, legte die Rechte salutierend an die Stirn und fragte: „Haben Sie eigentlich schon einmal gelübt, Fräulein Sügne von Gudarcza? Können Sie mich vielleicht sagen, wie das tut, Fräulein Sügne von Gudarcza? Die Düchter lassen mir darüber nämlich im Unklaren, Fräulein Sügne, denn weil sie untereinander uneinig sein sind. Ich möcht's aber gern wissen, denn weil ich in das Alter bin, wo eine Jungfrau das wissen tun muß!“ —

Signe hatte herzlich gelacht, hatte „du Schäfchen!“ gesagt und der Schwester zugleich einen Kuß und einen Klaps gegeben.

Nun saß sie doch und sann selber über den Kern der Frage in der grotesken Hülle nach.

War ihr schon einmal der Glücksbecher gefüllt gewesen? War das wirklich Liebe gewesen, war's nur ein kurzer Rausch, der sie damals mit Viktor zusammenführte? Damals —

Sie schloß die Augen —

... damals, als er sie zum ersten Male an sich riß —

O, es war wohl eine Stunde gewesen, die sie nicht missen wollte. Mutter hatte neulich über die ‚Jugendeselei‘ gespottet, und sie hatte das häßliche Wort nicht dulden

wollen. Nein — nimmermehr! Und wenn es ein Rausch gewesen war, der verflog wie ein Traum, schön war es doch — schön war es doch —

Ein Hauch holden Idealismus hatte auf jener Stunde geruht. Eine goldene Zukunftshoffnung war mit ihr verwoben gewesen.

Aber Liebe — Liebe?

Wäre das, was jene Stunde gab, Liebe gewesen, dann hätte es Dauer haben müssen. Dauer unter tausend Schmerzen vielleicht, aber es hätte aus ihrem Herzen nicht ausgelöscht werden können, ohne tiefe Wunden zu hinterlassen. Dann hätte sie gekämpft und gerungen und hätte gesiegt oder wäre untergegangen, alles um der Liebe willen. Hätte die Dornenkrone mit Wonnefreuden getragen, wäre mit ihm gegangen bis ans Ende der Welt — einer Welt zum Trotz.

Nun ja — weh hatte es ja getan. Das Scheiden. Schmerzlich weh. Aber in die Tiefe war es doch nicht gegangen.

Nein: bei mir nicht! Sei ehrlich, Signe: bei dir nicht! Und als er dich fragte: willst du Geduld haben und warten um unserer Liebe willen? — da hat dein Ja ihn belogen. Nicht so wissentlich, daß du nun selber den weißen Stab über dich zu brechen brauchtest, denn du empfandest nichts von der Lüge. Aber Lüge war's darum nicht minder. Und nicht der Schmerz und das Unglück trieben dich damals hinaus aus dem Elternhaus, sondern dessen Enge tat's und die schnöde Scheu vor den Augen der kleinen Stadt tat's und die Sehnsucht tat's, in die große weite Welt hinauszuschauen. Sei ehrlich, Signe, die Liebe war nur ein ganz winziges Rädchen dabei —

Wäre auch nur eine Spur großer Liebe in dir gewesen, dann hättest du ihn nicht zurückgewiesen, als er Vater schrieb. Denn Liebe wäre nicht erstorben und erloschen in einem Jahr und nach einem Jahr.

Du hast ihn nicht geliebt! Seine heiße Liebe hat nur, wie der Stahl auf dem Stein, ein Fünkchen in deinem Herzen entzündet. Zur Flamme reichte es nicht —

Und Signe sann weiter, sann den beiden Jahren nach, die sie in der Fremde verlebt hatte.

Gesprochen hatte sie nie davon und würde nie davon sprechen: in der Hast und Unruhe dieses Lebens an der Seite der nervösen, von Ort zu Ort hetzenden Fürstin hatte es ihr an Huldigungen und Bewerbungen doch nicht gefehlt. Da war der kluge Kunstgelehrte gewesen, der ihr in Siena zu Füßen gelegen — da war der Marchese, der sie von Venedig bis Rom verfolgt hatte, Station um Station, um ihr dann in den Ruinen des Goldenen Hauses heiße Liebesworte zuzuraunen. Der Schotte, den der englische Generalkonsul in Florenz ihr vorgestellt hatte und der zwei Wochen lang den Blumenmarkt für sie plünderte —

Aber das Herz hatte bei all dem nie gesprochen. Dann und wann — immer ehrlich, Signe — dann und wann hatte sich wohl deine Eitelkeit umschmeichelt gefühlt; ebenso oft ist es dir lästig gewesen, wenn die sehnsüchtigen Augen dich anschauten. Gleichgültig blieben sie dir alle — alle —

Grade so gleichgültig, wie dir nun dieser Prinz ist.

Vielleicht ist dein Herz überhaupt des Himmelaufjauchzens und des Zutodebetrübtseins nicht fähig. Vielleicht zählst du zu den Frauen, die durchs Leben gehen,

ohne die große Leidenschaft, das Rätsel aller Rätsel, gekannt zu haben. Und die trotzdem am Ende ihrer Tage sagen mögen: es war doch schön.

Vielleicht kannst du darum auch ohne Liebe heiraten. Grade du! Sei doch auch da ehrlich: was verlangt denn dein Herz — sag lieber: was verlangt denn deine Seele, wenn nun schon das Herz nicht mitsprechen soll? Freude am Dasein verlangt es, Genuß des Lebens, wie du es auffassest. So wie du es auffassest — und wenn diese Auffassung andere auch äußerlich nennen mögen. Mag sie's sein. Du willst gefeiert und bewundert sein. Das könntest du vorläufig noch auf Jahre hinaus, auch als Mädchen haben. Du bist ja noch jung — gottlob. Doch du willst — sei ehrlich, Signe, — die größere Freiheit, die Möglichkeit selbständiger Bewegung: und die kann dir nur die Stellung als Frau geben. Aber so, wie du dir das wünschest, nur dann, wenn du in einen großen Rahmen hineintrittst. Nur nichts Enges, nichts Kleines! Und es muß doch auch ein Rahmen sein, aus dem heraus du wirken kannst. Nicht nur gesellschaftlich im engen Sinne. In deinen Salons müssen Staatsmänner und Politiker verkehren, Gelehrte und Künstler. Man soll dein Urteil schätzen und suchen. Du wirst Talente suchen und finden, wirst sie fördern, sie zur Geltung bringen . . .

Selbständigkeit — aber auch dem Manne gegenüber, dem du dein Jawort gibst . . .

Immer bestimmter trat Hoburgs Gestalt in den Bannkreis ihrer Gedanken. Sie spielte noch mit ihnen, aber im Spiel nahmen sie schon festere Gestaltung an. Und sie wog immer klarer und immer kühler das Für und Wider ab.

Signe überlegte. Der Prinz hatte den klangvollen Namen. Es bedurfte nur der rechten Hand, den zur Geltung zu bringen. Sein Besitz und ihr Vermögen gaben dazu das äußerliche feste Fundament. Und dann und dann: er würde Wachs in ihren Händen sein. Es sprach so vieles für ihn: er war geistig nicht bedeutend, aber die anerzogene Vorsicht verschleierte das. Er war immer korrekt, er vergab sich nie etwas. Schließlich — er machte auch keine schlechte Figur. Man hatte ihr wohl von ihm gesagt: er spiele. Ja doch! Er hatte im Teufelsparadies an der Riviera gespielt — wer spielte da aber nicht! Sogar die Fürstin, so geizig sie war, hatte ein paar Goldfüchse gesetzt und verloren. Und grade die Fürstin hatte Hoburg wiederholt als einen Pedanten bezeichnet. Manchmal erschien er wirklich als Pedant. Nun: Pedanten können keine leidenschaftlichen Jeuratzen sein. Und am Ende, eine kluge Frau gewöhnt einem Mann, der sie liebt, auch solch eine Passion ab. —

Gestern hatte sie ihn wieder getroffen. In der Ausstellung bei Schulte. Sie war ihm ausgewichen. Überall traf sie auf ihn; in den Gesellschaften, im Theater, in den Konzertsälen. Es war, als ob er ahnte, wo sie ausging, welche Veranstaltungen sie besuchte. Und sie konnte ihm nicht immer ausweichen. Sie wollte es auch gar nicht mehr.

Drüben auf der Etagere stand der große Korb blauroter Rosen, die er heut geschickt. Dodo hatte vorhin noch ihre Späßchen darüber gemacht: „Dein Prinzlein scheint deine Vorliebe für Symphonien in Blau zu ahnen."

Wenn er nun kam — und er kam gewiß — —

Signe erhob sich und schritt ein paarmal durch das Zimmer.

Es war doch die große Entscheidung des Lebens. Und wahrlich: leicht nehmen wollte sie die nicht. Nicht wie so viele Mädchen ihres Alters mit angehaltenem Atem den Sprung ins Ungewisse tun. Sich nichts vortäuschen, sich nichts vorgaukeln.

Auch das erwog sie ganz klar: Hoburg hatte gewiß schon in Florenz für sie heiß empfunden. Aber über das Flirten war er nicht hinausgekommen. Konnte er auch gar nicht hinauskommen, denn auch ihm war die kühle Mäßigung seines Standes anerzogen, die sich sagen mußte: zur Geliebten gibt sich dieses Mädchen nie hin, und heiraten? Kannst du ein Mädchen heiraten, das arm ist wie eine Kirchenmaus! Das dabei als deine Frau Ansprüche machen würde wie eine Millionärin. Sie verargte ihm seine vorsichtige Zurückhaltung nicht. Und je ruhiger, kühler sie nachsann, desto weniger verargte sie ihm auch, daß der Gedanke einer Werbung in ihm erst Gestalt gewonnen hatte, seit er wußte, daß sie eine reiche Erbin sei. Auch das lag ganz klar vor ihr: ihre herbe Zurückhaltung, ihr abweisendes Wesen hatten die Flamme erst geschürt. Auch das war ja Männerart, die durch Widerstand immer gereizt werden will.

Er mochte nur kommen —

Selbstverständlich keine Ehe zur linken Hand. Nichts Unklares. Vollberechtigung auch in der äußeren Form. Darin mochte, mußte er sich mit den Hausgesetzen abfinden, sich mit den Agnaten auseinandersetzen. Es fehlte ja auch nicht an Beispielen, daß das möglich war. Umsonst hatte sie nicht in den letzten Tagen den Gothaer Almanach

durchblättert. Und die Gurdaczas waren Uradel, der Freiherrnstand seit dreihundert Jahren in der Familie. Wenn der Stammbaum nicht rein war, wenn mütterlicherseits die Ahnen fehlten — das war im zwanzigsten Jahrhundert nicht mehr ausschlaggebend.

Er sollte nur kommen —

Und als sie das Rollen eines Wagens in der stillen Straße hörte und wie der Wagen vor der Einfahrt hielt, da wußte sie ganz genau: das ist er. Und sie lächelte.

Sie lächelte auch dann, als Mutter atemlos heraufgestürzt kam, vor Erregung völlig würdelos: „Signe, der Prinz. Und Vater ist nicht da. Und er will dich sprechen. Signe, mein Kind, . . . Signe . . . also doch!" Mutter schloß sie in die Arme, küßte sie: „Was wirst du ihm sagen, Signe? Mein Gott, du bist so unberechenbar. Du hast ja auch so komische Reden über ihn geführt. So, als ob du dir gar nichts aus ihm machst. Ach . . . wie mein armes Herz hämmert. Signe, überleg es dir genau. Ich kann dir ja nicht zureden. Das darf ich nicht . . ."

Leise löste sie sich aus den Armen der Mutter. Und lächelte.

Lächelte ihr sieghaftes Lächeln, während sie langsam die Treppe hinabstieg, lächelte, als sie über die Schwelle trat und Hoburg die Hand hinstreckte: „Das ist ja sehr liebenswürdig, Durchlaucht! Papa ist leider nicht zu Hause . . ."

Aber im gleichen Augenblick, noch ehe er zu sprechen begann, durchrieselte es sie wie ein Eisschauer. Das Lächeln erstarb auf ihren Lippen, und sie fühlte eine Schwäche in sich, daß sie willenlos auf den nächsten Stuhl niedersank.

Es schrie in ihr: Nein! Nein!

Nicht daß der Mann, der ihr gegenüberstand, sie abschreckte. An ihn dachte sie gar nicht, er war ihr in dieser Minute so gleichgültig wie irgend ein anderer. Nur der eine Gedanke war in ihr: nicht ohne Liebe durchs Leben gehen! Nicht ohne Liebe —

Jäh brach das ganze kunstvolle Gerüst zusammen, das sie sich errichtet hatte. Mit einem Male stand es klar vor ihr: Sophismen waren es! Elendes Flickwerk war's, Scheingründe, auf nichts aufgebaut, als auf der lieben elenden Eitelkeit. Was sie sich selber nie voll zugestanden hatte, jetzt wußte sie es: nur die Aussicht, Prinzessin zu werden, hatte sie gereizt.

Nein! Nein! Und wenn es eine Königskrone wäre: nicht ohne Liebe! Nicht ohne Liebe!

Nur mit halbem Bewußtsein hörte sie auf die Worte, die Hoburg sprach.

Aber sie hörte dennoch aus ihnen heraus, daß es ehrlich gemeinte Worte waren. Freilich auch Worte, die gewiß vorher sorgsam überlegt, zusammengestellt und abgewogen waren. Sie waren fast zu gut gewählt. Etwas Mühsames klang aus ihnen.

Der Prinz sprach von Italien; sprach von der Fürstin, von der ersten Bekanntschaft. Er sprach von dem starken Eindruck, den ihre Persönlichkeit damals schon auf ihn gemacht hätte, sprach von wachsender Neigung, von Liebe, die zur Leidenschaft werde ...

Und Signe empfand: du darfst ihn nicht weiter reden lassen. Du mußt ihn unterbrechen. Er darf keine Hoffnungen hegen.

Aber sie konnte sich noch nicht aufraffen. Zu jäh, zu

gewaltig war der Gedanke noch in ihr: Nicht ohne Liebe! Nicht ohne Liebe! Eine erschütternde Erkenntnis war's, aus der ein Glücksgefühl keimte: Gott sei gedankt — noch war es an der Zeit!

So sprach er weiter. Von seiner Stellung und von der ihren, in Zukunft. Daß er heut als einen glücklichen Zufall preise, in die dritte Abteilung des Gothaer Almanachts eingereiht zu sein, trotz mehrfacher Proteste. Daß er nur dank dieser Einreihung ihr die volle Ebenbürtigkeit bieten könnte mit Rang und Würde. Wäre es anders gewesen, so stünde er nicht hier. Und dann klang doch durch diese äußerlichen Erörterungen der heiße Ton: „Ich liebe Sie so sehr, Signe . . .“

Ja . . . und nun mußte sie wohl unterbrechen, mußte antworten — und ihn gehen heißen —

Es wurde ihr schwer, das rechte Wort zu finden. Sie mußte sich sammeln. Nervös strich sie über die Stirn, fühlte jetzt doppelt das Unrecht, daß sie zu spät sprach, daß sie durch ihr Schweigen alle seine Hoffnungen bestärkt hatte. Fühlte, daß sie ihn mit keiner banalen Phrase abfinden durfte. Und sann schmerzlich, wie sie ihm am wenigsten wehe tue.

Aber war nicht, wie immer im Leben, die Wahrheit das beste?

So stand sie mit schnellem Entschluß auf: „Durchlaucht, ich danke Ihnen. Aber — mein Herz weiß nichts von Ihnen. Das Ihnen ganz offen zu sagen, bin ich Ihnen schuldig.“

Sie sah, wie sein blasses Gesicht sich noch mehr entfärbte, wie es um seine Mundwinkel zuckte. Er schüttelte den Kopf: „Ich fühlte das — und ich kam dennoch. Ich

liebe Sie so sehr, Signe, daß ich Ihre Liebe zu wecken mir zutraue."

„Durchlaucht, ich bin Ihnen volle Offenheit schuldig," gab sie schnell zurück. „Ich wußte, daß Sie kommen würden, und ich war entschlossen, Ihren Antrag anzunehmen. Auch ich wollte der Zukunft vertrauen. Aber mit einem Male wurde mir klar: ich — so wie ich bin! — ich kann nicht ohne Liebe in die Ehe treten. Es wäre Sünde gegen Sie und gegen mich. Es wäre namenloses Unglück. Verzeihen Sie mir, wenn ich je in Ihnen eine Hoffnung zuließ, die sich nie erfüllen kann. Vergeben Sie mir — wenn Sie können. Ich weiß, worauf ich in diesem Augenblick verzichte. Aber ich kann nicht anders."

Sie standen sich dicht gegenüber. So dicht, daß er den Hauch ihres Atems fühlte. Und Signe sah ihm nun voll in die Augen.

„So gehört Ihr Herz — einem anderen!" rief er.

„Nein, Durchlaucht. Bei Gott: nein! Mein Herz ist ganz frei. Vielleicht — ich weiß es nicht —" ein ganz kleines schmerzliches Lächeln ging über ihr Gesicht — „vielleicht erwacht es nie. Ich denke das bisweilen. Aber ohne Liebe — ohne Liebe kann ich nicht vor den Altar treten."

Es war fast, als wollte er sich an ihr ‚vielleicht' klammern. Er zögerte, sah zu Boden, blickte wieder auf. Und dann sagte er plötzlich — und es klang ihr merkwürdig naiv nach all dem, wie er seine Werbung vorgebracht hatte: „Vielleicht — vielleicht gelingt es mir dennoch, mir Ihr Wohlgefallen zu erringen."

„Das haben Sie, Durchlaucht. Nur —"

„Nein, so meinte ich das nicht. Ich meinte ja mehr.

Natürlich. Ich möchte nur bitten: lassen Sie mir ein kleines Hoffnungsfünkchen."

„Ich darf das nicht."

„So erlauben Sie mir wenigstens . . . verbieten Sie mir nicht, mich Ihnen weiter nähern zu dürfen. Vielleicht, vielleicht lernen Sie mich besser kennen. Vielleicht habe ich übereilt gehandelt. Vergessen Sie, was ich heut sprach —"

„Das geht nicht, Durchlaucht."

Es war eine Hartnäckigkeit in ihm, die sie fast rührte. Sie dachte unwillkürlich: ‚ein anderer würde schwer verletzt gegangen sein. Zumal jemand in seiner Stellung. Und er bittet um Brosamen. Er muß dich doch wirklich sehr lieb haben . . . weit mehr, als du glaubtest . . .'

Da begann er schon wieder: „Seien Sie barmherzig, gnädiges Fräulein. Warum sollten Sie nicht über — über diese Viertelstunde hinweg die Brücke zu unserem früheren Verkehr wiederfinden können? Vielleicht — aber Sie werden es gewiß banal finden: vielleicht legt die . . . Aussprache, die wir hatten, sogar den Grund zu freundschaftlicheren Beziehungen zwischen uns beiden."

Es war so, wie er sagte: sie hatte das billige Angebot der Freundschaft immer für eine sehr banale Ausflucht gehalten, wenn es einen hübsch geflochtenen Korb verkleiden sollte. Für ein artiges Mäntelchen, für eine Ausrede; unter Umständen mochte solch Angebot auch allerlei Gefahren für die Zukunft in sich tragen.

Nun erschien ihr solch ein Kompromiß doch in etwas anderem Lichte. Der Ausweg kam ihr nicht ungelegen, half ihr nicht nur über die Peinlichkeiten des Augenblicks hinweg. Sie empfand ihn auch als etwas, das sie nicht

versagen durfte. Nicht durfte und nicht konnte. Und eine Gefahr: welche Gefahr hätte für sie daraus erwachsen können?

So sagte sie — freilich zögernd: „Durchlaucht, ich wüßte nicht, warum zwischen uns nicht alles bleiben könnte wie bisher."

Hastig griff er zu: „Dank, gnädigstes Fräulein! Innigen Dank! Ich bin ja so froh, daß Sie mich nicht ganz ohne Hoffnung gehen lassen."

„Nein! Bitte . . . keine Hoffnung . . ."

„Es soll nur ein ganz geheimes, stilles Hoffen sein . . . ich schwöre, daß ich Ihnen nie damit lästig fallen werde." Er faßte nach ihrer Hand. Sie ließ sie ihm. Er drückte seine Lippen darauf, vielleicht wärmer, vielleicht eine Spanne länger als üblich. Auch das duldete sie. Und dachte dabei: ‚wie anders wäre es, wenn mir nicht noch im letzten Augenblick die rettende Erkenntnis gekommen wäre. Gottlob, daß sie kam — Gottlob!'

Dann mühten sich beide, sofort den konventionellen Ton wieder zu gewinnen. Es gelang nicht recht. Die Erregung zitterte in beiden doch nach. Aber die gesellschaftliche Gewöhnung schuf bald neue Möglichkeiten, auch da, wo Frage und Antwort immer noch im Zusammenhang mit dem Ereignis der letzten Stunde standen.

„Durchlaucht bleiben in Berlin?"

Er suchte in ihren Augen. Wollte sie, daß er reiste, daß er für einige Zeit wenigstens verschwand? „Ich weiß noch nicht recht, gnädiges Fräulein. Die Riviera lockt mich nicht mehr wie ehedem."

„Es ist möglich, daß wir für einen Monat, bis zum Beginn der Hoffestlichkeiten, nach Rom gehen. Die Eltern sprachen davon. Aber es ist noch ganz ungewiß. Für mich hat übrigens gerade ein Wintermonat in der Ewigen Stadt wenig Reizvolles. Rom ist kalt und unfreundlich."

„Gewiß. Wenn man im Dezember nach Italien geht, muß man schon bis Sizilien herunter. Oder besser, man geht gleich nach Ägypten."

Sie konnte schon wieder lächeln: „Oder noch besser — man bleibt daheim, wo man wenigstens gut geheizter Zimmer sicher ist. Und dann will man doch auch seinen Weihnachtsbaum haben."

Ein paar Worte noch über das deutsche Weihnachtsfest . . . ein paar gleichgültige Worte beim Abschied. Dann doch noch ein Nachklang: „Auf gute Freundschaft also, gnädiges Fräulein!" Es war ihr schon zuviel, es weckte in ihr eine leichte Beklemmung. Sie schüttelte den Kopf. „So nicht, Durchlaucht —" und reichte ihm dann doch noch einmal die Hand.

Nun war er endlich gegangen. Er mußte draußen sehr schnell den Pelz umgetan haben, die Schelle der Hauspforte klang schon.

Signe stand und sah auf die Tür, die sich hinter ihm geschlossen. Nun erleichtert und froh. Ja — so war es doch am besten. Gerade so!

Da kam Mutter aus dem Salon hereingestürzt. In heller Aufregung: „Signe, was hast du getan! Signe, dich verstehe ein Mensch! Dein Glück hast du mit Füßen getreten!"

Die Tochter wich zurück: „Mein Glück?" sagte sie

leise. Und schämte sich der Mutter, die hinter der Tür gelauscht hatte.

8

Frau Ida konnte nicht schweigen. Trotzdem Signe sie inständigst gebeten hatte, über das Erlauschte niemand Mitteilung zu machen — sie fühlte, daß sie Hoburg das schuldig war — und trotzdem Mutter ihr es feierlichst versprochen hatte, wußten noch am gleichen Tage Vater und Geschwister darum. Freilich hatte jedes Mitglied der Familie Mutter wiederum feierlichst zusagen müssen, zu schweigen, aber Signe empfand doch, wie verschieden die Nachricht in jedem einzelnen nachwirkte. An halben Worten und Anspielungen fehlte es ja nicht.

Vater nahm's noch am ruhigsten. Er sagte bei Tisch nur: „Ereignisreicher Tag — dja — hat so seine Peinlichkeiten. Na, man kommt schon darüber fort. Wer weiß, wozu es gut war!" Eberhard und Friedel schienen ausnahmsweise einmal einer Meinung. Sie zuckten recht deutlich die Achseln. Aber während Hardi nur auf ein paar Minuten zum Tee gekommen war, eigentlich nur, um von einem neuen Pferdekauf zu sprechen und Vater dafür zu erwärmen, dann, flüchtig wie jetzt immer, wieder verschwand, setzte sich Friedel nachher noch mit an den Kamin und machte allerlei boshafte Bemerkungen von der Art, wie er sie liebte: man konnte sie im Notfall auf ganz fernstehende Personen beziehen und wußte

doch genau, wem sie gelten sollten. ‚Das diplomatische Schaf‘, nannte ihn Dodo bisweilen.

Dodo äußerte sich gar nicht. Nur ihre Augen blickten manchmal zur Schwester hinüber.

Dann, man saß noch um den Kamin, ließ sich plötzlich Elly Neumann melden. Sie bat durch den Diener nur um ein paar Minuten, wollte nur mit Dorothee eine Kleinigkeit wegen des Kollegs besprechen. Beide Schwestern erhoben sich sofort, um sie zu begrüßen.

„Bringt sie nur herein! Ich lasse sehr bitten!“ rief Mutter ihnen nach.

Dann gab es draußen ein kleines Jubeln. Karli und Magda waren mitgekommen, hingen sofort an Signes Kleidern wie die Kletten, und Signe suchte sich mit ihnen ein stilles Eckchen, während Elly ‚wenigstens auf einen Stipps‘ mit Dodo in den Salon mußte. „Ablegen, Fräulein Elly. Anders geht's bei uns nicht. Mama hat's besonders befohlen, daß ich Sie mit hereinschleppe. Und wenn die Mütter befehlen — na — Sie wissen ja.“

Als Signe eine Viertelstunde später, die Kinder an der Hand, auch in das Wohnzimmer kam, saß Elly zwischen Vater und Friedel und schien sich ganz heimisch zu fühlen. Der kleine hübsche Mund plapperte wie ein Mühlrad.

‚Eigentlich ist nur der Mund hübsch und das braune Haar,‘ dachte Signe. ‚Die Kinder haben mehr von der schönen Mutter, als die Älteste. Die ist zu sehr nach der Vaterseite geschlagen: kurz, stämmig und resolut. Aber vielleicht auch darin wie der Vater: von der Art, die immer und überall sicher durchs Leben geht.‘

Sie mochte ein Jahr älter sein als Dodo, war

aber ungleich fertiger. Saß mit übereinander geschlagenen Füßen, die sie sehr ungeniert zeigte, trotzdem sie nicht etwa übermäßig klein waren, sah Vater und Friedel sehr unbefangen in die Augen und stand wacker Rede und Antwort. ‚Mir etwas zu sehr Berliner Kind —' empfand Signe.

Die Unterhaltung ging — holterdiepolter — vom Hundertsten ins Tausendste: das Wohltätigkeitsfest, Theater, Literatur, Eisbahn, Universität. Zum Verwundern war's nur, wie Dodo mithielt. Beide Mädels hatten ganz rote Bäckchen. Und während Mutter und Signe sich mit den Kleinen zu tun machten, klang immer wieder fröhliches Lachen vom Kamin herüber.

Dann sprang Elly plötzlich auf: „Nun müssen wir aber heim. Sonst beunruhigt sich mein alter Herr."

„Erst müssen Sie in mein Reich. Mein Stübchen sehen. Und wir müssen doch auch noch über das Kolleg reden," erklärte Dodo. „Kommst du mit hinauf, Signe? Nimm die süßen Würmer mit. Ich hab oben noch etwas Besonderes für sie."

Das war eine große Puppe, die Dodo ganz im geheimen über die Backfischzeit hinaus konserviert hatte. Vielleicht hatten die kleinen Neumanns zu Hause ungleich reichere und schönere als dies Körliner Erzeugnis. Aber das Fremde übte auch auf sie magische Gewalt. Sie waren begeistert, jubelten, kauerten sich mit der starkknochigen Duenna, der eine Hand und die Nasenspitze fehlten, auf den Teppich und vergaßen alles um sich her. Auch Signe.

Die beiden Mädchen steckten über einem Heft die Köpfe zusammen, debattierten, holten noch ein Buch zu

Rate, und dann hatte mit einem Male Dodo den Arm um der andern Schulter gelegt, und die Wangen ruhten dicht aneinander.

Mädchenfreundschaft. Schnell geschlossen, vielleicht ebenso schnell verweht. Vielleicht doch fürs Leben ausdauernd —

Signe stand allein. Sie lächelte über die fröhlichen Kinder, die sich auf dem Teppich herumkullerten; sie lächelte über die beiden dort am Schreibtisch, die in diesem Augenblick wieder ganz holde Siebzehn waren. Aber etwas Wehes war doch bei diesem Lächeln: ‚Eigentlich bist du selber nie ein frohes Kind gewesen; eigentlich hast du nie eine Freundin gehabt . . .'

Am Abend, als Signe schon im Bett lag, kam Dodo noch einmal hineingehuscht, setzte sich auf den Bettrand und machte ernste Augen.

„Ich wollte dir da unten nichts sagen, geliebte Große. Wegen . . . na du weißt schon. Du — gib mir die Hand . . . so . . . nämlich jetzt muß es doch heraus: ich bin sehr glücklich, daß alles so gekommen ist. Manchmal hatte ich schon Sorge. Aber du bist doch die Klügste. Recht hast du gehabt! Recht! Recht! Und zum dritten Male recht! So . . . und nun will ich dich nicht quälen. 'n Kuß noch. Gute Nacht. Schlaf recht schön —"

So war's immer. Wenn sie feierlich Gute Nacht gesagt hatte und schon aufgestanden war, setzte sie sich noch einmal, baumelte mit den Füßchen eine Weile und fing wieder an.

„— lieb, die Elly, nicht wahr? Das erste liebe Mädel, das ich in diesem ganzen dummen Berlin kennen gelernt habe. Und riesig klug. Klug, sag ich dir, zum

Genieren klug. ‚Eine gescheite Range!‘ sagte Friedel nachher unten. ‚Dies Fräulein Neumann.‘ Weißt du, und dabei zog er den Namen so, als ob der vom Keller bis in ein drittes Stockwerk reichte. Das diplomatische Schaf! Ich hab ihm die Range aber aufs Butterbrot gestrichen. ‚Im kleinen Finger,‘ hab ich gesagt, ‚ist meine Freundin mehr, als die Braunstein aus der Bolsbude, der du so toll die Cour geschnitten hast. Diese Er—rna mit der Wespentaille — ja — aus der Tiergartenstraße, wo die Millionenerbinnen als Lockenten für gute Namen sitzen.‘ Na, du hättest Friedel sehen sollen. Ein Puter wäre ein Waisenknabe gegen ihn gewesen. Und dabei immer die di—diplomatische Mäßigung, zu der er sich zwingt. Zum Wälzen! Aber nun wirklich gute Nacht. Gute Nacht, du mein herziges Kind —“

Dann, auf der Schwelle, noch eine Kußhand: „Recht hast du gehabt! Dreimal recht! — Und morgen will ich mal zu den Neuleuten nach der Brüderstraße — Gute Nacht!“

„Gute Nacht, Dodo —“

Ja — gute Nacht! Wer dem Schlafe gebieten könnte —

Signe lag und lag und konnte keine Ruhe finden.

Sie war ruhig gewesen, als Hoburg ging, froh, glücklich fast über ihren Entschluß. Er gereute sie auch jetzt nicht, er beschäftigte sie nur. Er gereute sie nicht, aber sie grübelte doch über dem, was sie durch ihn aufgegeben hatte. Trotz allen Abwehrens tauchte immer wieder das eine Wort vor ihr auf: ‚Prinzessin.‘ Lachen hätte sie über die eigene Torheit mögen und konnte es doch nicht. Spotten hätte sie mögen: ‚Was ist denn das,

solch kleine Prinzessin! Im Auslande gibt's ihrer zu Dutzenden. In Frankreich, in Italien wimmelt's von Duchessen und Principessas — es lohnt ja gar nicht darüber nachzudenken!' Aber sie dachte doch nach; dachte daran, daß Deutschland nicht Italien ist, ja daß auch die römische Principessa immer noch, und sei sie bettelarm, ein besonderes Relief genießt. Und wenn sich mit der Fürstenkrone Reichtum und Schönheit paarte, und wenn zu dem allem noch ein Funken Geist und etwas persönlicher Geschmack hinzukamen, gab das nicht eine unvergleichliche gesellschaftliche Stellung!

Dennoch: es gereute sie nicht, nein gesagt zu haben.

Nur — nur — was blieb ihr nun? Auf die Liebe warten? Darauf, daß ein Mann kommen sollte, der das große heilige Feuer in ihr entzünden könnte! Sie zweifelte selbst. Es war doch Wahrheit, was sie Hoburg gesagte hatte: vielleicht — ich weiß es nicht — vielleicht erwacht mein Herz nie.

Man ging daran nicht zugrunde Aber man ging der Öde entgegen. So lange man jung ist, umschleiert das Hunderterlei des Lebens die Leere, aber sie bleibt gewiß nicht aus.

Und jetzt schon: stand sie nicht isoliert?

Immer loser wurden die Fäden zur Mutter hinüber. Zu den Brüdern hatten sie sich fast schon gelöst. Am schmerzlichsten war es mit Vater. Da war früher ein so inniges warmes Verständnis gewesen, nun hatte sich auch das gelockert. Seit wann eigentlich? Knüpfte sich's vielleicht an die Stunde, in der sie Kalteneggs letzte Werbung zurückgewiesen hatte? Oder war Vater selber ein anderer geworden? Ehedem war er eine in aller Enge

so schlichte, in sich abgeschlossene Natur gewesen, im kleinen schwach, bei allen großen Entscheidungen doch willenskräftig. Jetzt lief er der Stunde nach, fand Befriedigung in tausend Nichtigkeiten oder täuschte sich in ihnen Befriedigung vor. Die Zügel waren ihm ganz aus der Hand geglitten — vielleicht — das schlimmste: auch die Zügel über sich selber. Er war nicht mehr der Vater, an den man sich anklammern konnte in der Stunde der Not.

Blieb Dodo. Aber Dodo würde sicher bald hinausgehen in die Welt. Dodo fand gewiß bald einen sicheren Port.

Und die Kunst —

Einst hatte sie davon geträumt, eine große Sängerin zu werden, eine Jenny Lind, eine Malibran. Nun wußte sie, der Weg war ihr zu lang. Das Stimmaterial hätte wohl zugereicht, die Lehrerin sagte es jetzt noch. Auch der Ausdruck möchte nicht fehlen. Aber die eiserne Energie fehlt, den weiten Weg zu ebnen. Rundheraus gesagt, Signe, der andauernde Fleiß! Gesteh dir's nur ehrlich. Wenn du heut noch arm wärst und hättest doch eine Möglichkeit zu studieren, dann würdest du den Fleiß finden. So aber — jetzt — der Fluch des Reichtums hat auch dich gepackt! Deine Kunst ist artige Spielerei geworden und wird's ewig bleiben. Ein Zeitvertreib für den Salon. Mehr nicht — mehr nicht —

Du hast mit deinen Pfunden schlecht hausgehalten, Signe — — — — — — — — — — — — — —

Stunde auf Stunde lag sie schlaflos, starrte ins Dunkle, grübelte, kämpfte mit Tränen und lachte spöttisch vor sich hin.

Dann trotzte es plötzlich in ihr auf: ich bin doch noch jung, und das Leben ist lang ... Ich bin doch schön.

Mit einem jähen Entschluß drehte sie das elektrische Licht an ihrem Bett auf, richtete sich empor, sann noch einen Augenblick nach, warf die Kissen fort, schlüpfte in die Matinee, ließ die Deckenkrone aufflammen und die Seitenlichter an dem großen Trumeau. Ihr Haar löste sie, daß die goldrote Flut bis zu den Knieen wallte — und dann ging sie mit nackten Füßen über den weichen Teppich bis zum Spiegel. Lange sah sie hinein. Und die Lust an der eigenen Schönheit kam über sie. Sie warf die Haarwelle zurück, schob sie im Nacken zusammen, prüfte das Profil, ließ ihr Gesicht en face im Spiegelbild auf sich wirken, öffnete die seidene Hülle, reckte die hohe schlanke Gestalt, prüfte den schönen Fluß aller Linien —

Ich bin doch schön!

Sie lachte ihrem eigenen Bilde zu. Ich bin schön, und Schönheit ist Macht.

Was sollen die trüben Gedanken, was soll alles Grübeln!

Das Glück wird schon kommen. Das Glück ist immer mit der Schönheit!

Dann drehte sie schnell alle Flammen aus, huschte ins Bett, und mit einem Male kamen der Schlaf über sie und der Traumgott. Und sie träumte sich Helena.

Am Morgen aber fühlte Signe sich übernächtigt. Sie schämte sich des Spuks, den sie mit sich selber getrieben hatte. Es fehlte nicht viel, so hätte sie Dodo beneidet, die frisch und fröhlich mit blanken Augen ins Zimmer hereinschaute: „Langschläferin! Auf, sprach der Fuchs zum Hasen —" die dann drüben ihr albernes Müller-

liedchen trällerte: ‚Wir müllern, müllern, müllern . . . bis rot die Wangen schillern . . .‘ Und als sie unten auf der Diele Vater begegnete, der seinen Gesundheitsmarsch antreten wollte und ihr in die Augen sah: „Mädel, Signe, du siehst ja aus, als ob du verkatert wärst!“ da ging sie trotzig an ihm vorüber ins Frühstückszimmer — und hätte am liebsten geweint.

Mutter saß noch am Teetisch und hatte eine vorwurfsvolle, verärgerte Miene aufgesteckt, sagte nur kurz „Guten Morgen!“ und vertiefte sich gleich wieder in die Familien-Anzeigen der ‚Kreuzzeitung‘, las dann das ‚Lokale‘ im ‚Tag‘ und bildete sich an ein paar Theaterberichten. Signe trank hastig eine Tasse Tee, stand auf und trat ans Fenster, sah in den verschneiten Garten hinaus. Es fröstelte sie.

Dann kam sie plötzlich zurück und fragte hastig: „Wollen wir nicht ein paar Wochen verreisen, Mama? Nach Italien, nach Paris, gleichviel wohin!“

Der ‚Tag‘ sank herab, Mutter blickte sie ganz erstaunt an. „Jetzt — verreisen? Wo wir uns kaum gemütlich eingerichtet haben. Wo die Saison gerade beginnen will! Ich denke nicht daran. Es kann doch nicht dein Ernst sein.“

„Wenn — wenn ihr nicht reisen wollt, könnte ich nicht allein . . .“

Mutter legte die Zeitung beiseite, nach alter Gewohnheit säuberlich zusammengeknifft, nahm die Brille ab, die sie seit einiger Zeit im Hause zum Lesen trug, da ihre Weitsichtigkeit sich immer mehr gesteigert hatte, und legte die auf die Zeitung. Alles das ganz langsam, schrecklich umständlich für nervöse Leute, wie heut Signe war.

Manchmal gefiel Frau Ida sich darin, Frau und Mutter aus der guten alten Zeit zu spielen.

„Allein —" sagte sie gedehnt. „Das schickt sich nicht, mein Kind."

Signe lachte gereizt: „Danach hat doch niemand gefragt, als ich zur Fürstin nach Rom reiste."

„Da war doch auch ein Ziel, und wir wußten dich dort in guter Obhut."

„O — gute Obhut! Aber gleichviel: ich könnte ja in eine Pension gehen, irgendwo in Italien —"

„Du hast doch hier dein Elternhaus. Weshalb in aller Welt —"

„Ich — ich halte es hier nicht aus. Jetzt nicht!"

Es war selten vorgekommen, daß Mutter und Tochter aneinander gerieten. Seit Signe erwachsen war, hatte Frau Ida eigentlich stets den eigenen Willen der Tochter respektiert, mit einer unfreiwilligen Achtung vor deren selbständiger Art. ‚Signe findet doch das Rechte,' hieß es oft in der Familie. Heut wehrte sich in Mutter gegen diese Auffassung, gegen dies Geschehenlassen: Signe hatte gestern zu unvernünftig gehandelt; sie bedurfte doch mehr, als man angenommen hatte, der Leitung.

„Du hältst es hier nicht aus, Signe? Ja — was willst du denn eigentlich? Verwöhnt bist du über alle Maßen: das muß ich dir endlich einmal sagen. Und da kommen denn solche überspannte Ideen. Die Anlage war wohl immer schon da. Ja! Und gezügelt haben wir nie — leider. Ihr Mädchen heutzutage! Ich will dir mal etwas sagen, liebe Signe: in meiner Jugend, da wurden wir ganz anders erzogen. Wir wurden hart angefaßt. Eigener Wille — da wären wir schön damit angekommen.

Ja. Und heran mußten wir. Arbeiten — ja — da vergingen einem solche Ideen wie: ich halte es hier nicht aus. Hirngespinste, Launen sind das. Weiter nichts. Wenn ich denke, wie ich im Haushalt tätig sein mußte."

„Willst du mir nicht sagen, was ich hier tun könnte? Etwa Lampenputzen, Staubwischen . . . oder soll ich in der Küche . . ." Signe sprach es schneidend ironisch. Sie empfand wohl, daß sie gänzlich unkindlich war in diesen Augenblicken, aber sie konnte sich nicht beherrschen. Der Hinweis auf wirtschaftliche Tätigkeit in diesem Hause kam ihr zu lächerlich, zu herangezerrt vor.

Und Mutter fühlte wohl das gleiche. Aber sie hatte sich einmal in die Erregung hineingesteigert. „Den Ton verbitte ich mir denn doch! Ein für alle Male, Signe!" sagte sie. „Und mit Papa werde ich sprechen — wegen deiner Reise. Ich denke, er wird das grade so beurteilen wie ich. Wenn dir aber das mit einer ordentlichen Tätigkeit nicht paßt, dann nimm dir wenigstens ein gutes Buch vor. Oder übe . . . Aber das war ja auch nur Laune. Erst die Seligkeit mit dem teueren Unterricht, ja, und dann nicht aushalten. Nun, um mein bißchen Frühstücksruhe wäre ich nun wirklich gekommen —" Sie nahm ihre Zeitungen und ihre Brille, stand auf, schritt zur Tür und drehte sich hier noch einmal um: „Und der Korb gestern . . . an den armen Prinzen . . . das war auch nur Laune. Es wird dir noch leid genug tun . . . vielleicht tut's dir heut schon leid . . ." Damit warf sie die Tür hinter sich ziemlich unsanft ins Schloß.

Signe wollte lachen, aber sie konnte nicht. Weinen war ihr näher. Ganz deutlich empfand sie: das eben war an sich ja eine kleine Szene gewesen, wie sie oft genug

zwischen Mutter und Tochter vorkommen mögen, ohne irgend welche Folgen. Die Tochter duckt sich, die Mutter versöhnt sich schnell. Für sie aber bedeutete diese Szene einen Einschnitt. Sie würde sich nicht ducken; Mutter würde immer wieder auf diese Stunde zurückkommen; der Riß mochte verklebt werden, er blieb dennoch.

Auch das empfand sie: eine Wahrheit lag in dem, was Mutter gesagt hatte. Freilich verstand sie die ganz anders als Mutter — Wahrheit blieb es dennoch. Eine Tätigkeit fehlte ihr. Ihre starke Natur bedurfte deren. Selbst in dem scheinbaren Nichtstuer-Leben als Hofdame war doch immer Beschäftigung gewesen: Vorlesen, der Zwang des Unterhaltungmachens, Reisevorbereitungen, Toilettenfragen, vieles andere. Hier im Hause fand sich nichts von alledem — nichts! Lesen? Es lag nicht in ihr, so wie das Mutter schließlich verstand. Sie las lieber ein Buch siebenmal, als sieben Bücher pour passer le temps. Die Kunst: es fehlte die letzte Befriedigung an ihr. Man mußte hier schon sein wie Dodo, die sich eine Tätigkeit im unbewußten Drange fast gewaltsam geschaffen hatte. Aber Signe konnte nur lächeln, wenn sie sich mit der Schwester unter den Studentinnen sitzend dachte.

Es blieb, wie es war: für sie gab es hier keine Tätigkeit, die sie hätte befriedigen können. Es blieb bei diesem Leben in den Tag hinein, ohne Pflichten, ohne Arbeit. Blieb bei dem geselligen Treiben, bei einem Diner heut, einem Ball morgen, einem Besuch hier, einer flüchtig durchpilgerten Kunstausstellung, einem Konzert, einem Theaterabend. Alles in allem, es blieb bei dem geschäftigen Nichts — und als einzige Anregung blieb der Flirt.

zum Lachen, wenn's nicht zum Weinen wäre: der Flirt als Oase in der Wüste. Und dann und wann voraussichtlich die Aufgabe, wieder einen Korb zu flechten.

Hatte Mutter am Ende doch auch darin recht: Konnte die Stunde kommen, wo es ihr leid tat, den Prinzen abgewiesen zu haben? War schon heut die ganz heimliche, ganz versteckte Regung in ihr: Du hättest es nicht tun sollen!

Auch Gudarcza war nicht für eine Reise. Wenn Signe ihn selbst recht herzlich gebeten hätte, würde er zwar nicht nein gesagt haben. Aber Signe brachte die Bitte, nach der Aussprache mit Mutter, nicht über die Lippen. Und persönlich hatte er gar keine Neigung, jetzt, im Winter, die Häuslichkeit zu verlassen und den Kreis von Bekannten, in den er sich allmählich hineingefunden: die alten Herren im Burggrafen und im Kasino, mit denen er klugschnacken konnte, den Frühstückstisch bei Habel und den Klub in der Behrenstraße, in den ihn Herr Neumann eingeführt hatte. Nicht zuletzt grade dieser Klub hatte es ihm ein wenig angetan. Im Burggrafen und im Kasino waren ihm etwas zuviel Exzellenzen, kam er sich zu sehr als ‚Major a. D.' vor. Im Klub war er fast der einzige alte Offizier unter reichen Kaufleuten und Großindustriellen. Er fühlte sich hier ein wenig. Der Ton sagte ihm freilich nicht immer zu, war ihm bisweilen fremd. Aber man kam ihm mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit entgegen, die ihm schmeichelte. Mancherlei, was er hier hörte, interessierte ihn stark: neben Kulissenklatsch, Sportinteressen, guten und schlechten Börsenwitzen doch auch geschäftliche Dinge, die von weitem Blick und großer Auffassung zeugten. Außerdem war der Küchen-

chef vielleicht der erste Meister Berlins, der Bordeaux war allerersten Ranges, und Gudarcza hatte eine kleine Vorliebe für kulinarische Leistungen und einen guten Keller gewonnen. Manchmal klagte er allerdings über Magenstörungen, und der Hausarzt hatte schon einmal mit dem Zeigefinger gedroht: ‚Um Karlsbad kommen Sie im Sommer nicht herum'; aber solch kleines Mißbefinden ging schließlich immer schnell vorüber.

Gejeut wurde im Klub nicht. Dafür gab es Tische, an denen L'hombre, Skat und Ecarté zu so hohen Einsätzen gespielt wurde, daß Gudarcza sich anfangs gar nicht hineinfinden konnte. Allmählich lernte er auch das. Es war wirklich nicht so schlimm: hatte man heut verloren, so gewann man morgen; die Sache glich sich fast immer aus; schließlich war es ja auch kein Unglück, wenn man mal ein paar hundert Mark einbüßte. Dann und wann freilich regten sich die Bedenken. Er meinte wohl: „Herrschaften, das ist aber 'n bissel toll." Dann lachten die anderen; der dicke Neumann sagte: „Ganz recht haben Sie. Ein Skandal ist's!" und Kommerzienrat Braunstein fand auch plötzlich: „Eigentlich war's in meiner Jugend viel hübscher, als man den Skat noch um einen halben Pfennig spielte. Man sollte es wieder mal versuchen." Natürlich blieb alles beim alten.

Einmal horchte Gudarcza doch auf. Man renommierte ein wenig damit, daß hier statutengemäß nicht hasardiert wurde, man verglich mit anderen Klubs; er selber sprach auch ein paar scharfe Worte gegen das Jeu und erzählte ein paar tolle Geschichten, wie junge Offiziere durch hohes Spiel elend zugrunde gegangen wären. Da sagte Generalkonsul Bernhardi, der einen kleinen,

aber guten Rennstall hielt: „Na — in Offizierskreisen wird wohl glücklicherweise heute weniger gejeut als früher. S. M. versteht darin keinen Spaß. Aber die Herren, die reiten, können die Finger nicht vom Jeu lassen. Es ist wie verhext. Grade an den kleineren Rennplätzen. Ich war kurz vor Schluß der Kampagne noch in Gotha, weil mein ‚Narciß' lief. Da flogen nachher die blauen und braunen Lappen nur so. Ihr Herr Sohn hat auch bluten müssen. Na . . . da schadet's nichts. Es trifft ja keinen Armen. Aber wenn man so denkt, daß solch junger Herr es manchmal gar nicht dazu hat und sein Vater auch nicht — 's ist doch 'ne böse Chose."

Gudarcza nahm sich vor, ernstlich mit Hardi zu sprechen. Der Junge brauchte überhaupt ein unvernünftiges Geld. Während Friedel immer mit seinem Wechsel auskam, langte es bei Eberhard nie; ganz abgesehen davon, daß Vater ihm schon eine hohe Summe für seinen Stall angewiesen hatte. Also mal ein ernstes Wort mit ihm reden: es tat überhaupt not! Er war sichtlich verändert, der Eberhard! Kam's, weil er sich doch in dem Rahmen seines neuen Regiments noch nicht ganz zurechtgefunden hatte; war's, weil die Sportsinteressen ihn ganz ausfüllten; hatte er ernste pekuniäre Sorgen — jedenfalls gab er sich anders als früher, ließ sich selten sehen, war dann zerfahren, bald übertrieben lustig, bald mürrisch und mißgelaunt.

Ein paar Tage fand sich keine Gelegenheit. Schließlich fuhr Gudarcza zu dem Sohne und traf ihn auch zu Hause.

Eberhard hatte sich ein sehr elegantes Junggesellenlogis eingerichtet. Der richtige Silberdiener in Morgen-

dreß empfing den Major — ‚bei mir war's der Bursche in der Turnjacke und Latschen‘ — empfing Vater höchst feierlich und öffnete die Tür des Wohnzimmers: „Der Herr Baron werden sofort kommen.“ Es wurden doch reichlich fünf Minuten aus dem ‚sofort‘, und Vater musterte währenddessen die drei Räume, sie langsam von einem Ende bis zum anderen durchschreitend. Er kannte sie ja schon, aber sie wirkten heut anders auf ihn: Wohnzimmer im Empirestil — ‚bissel arg weibisch‘; Arbeitszimmer in Renaissance —; ‚viel wird der Junge auch nicht hier arbeiten‘; Eßzimmer im gradlinigen englischen Geschmack — ‚wozu ein Eßzimmer? Kasino oder Eltern bieten doch Gelegenheit genug zum Futtern!‘ Er war ein wenig mißgelaunt, der alte Herr. Ursprünglich hatte er sich selbst über die hübsche Einrichtung gefreut, heut zog er Vergleiche mit seiner Kasernenbude, die er im gleichen Alter gehabt hatte, mit den beiden Chambregarnie-Löchern, die er dann bewohnt hatte, als er ‚in die Stadt‘ ziehen durfte. Tief gingen die Vergleiche ja nicht. Er sagte sich bald wieder: andere Zeiten — andere Sitten; anderer Geldbeutel — andere Ansprüche. Ein kleiner Stachel aber blieb.

Auch am Schreibtisch blieb Vater ein paar Augenblicke stehen. Nein, nach Arbeit sah das kokett herausgeputzte Ding nicht aus mit der pikfeinen Maroquinmappe in der Mitte und allerlei bric-à-brac rechts und links. Aber die Bilder von den Eltern und von den Geschwistern da — das war doch nett. Dazwischen stand dann freilich — Donnerwetter, wo hatte er denn nur diese bildschöne Person schon gesehen?! Die da in dem Rähmchen aus vier Goldstäben. Bildschön, alles was wahr ist!

Da kam auch schon Hardi. „Morgen, alter Herr! Verzeih, daß ich dich warten ließ. Ich saß grade in der Badewanne. Nimm Platz . . . Du rauchst doch? Hier, Papa. Feuer — jawohl! Na, was verschafft mir denn die Freude?"

Bissel übernächtig sah der Junge aus, und er sprach auch wieder etwas nervös hastend. Aber hübsch sah er auch aus, und er schien wirklich erfreut, seinen alten Herrn mal wieder bei sich zu haben.

Sie saßen sich in den beiden Klubsesseln gegenüber, und Vater sprach zuerst davon, daß Eberhard sich jetzt so selten sehen lasse. Na ja — der Dienst. Und der Stall. Und die geselligen Verpflichtungen. Immerhin: „Ich seh's ein, Papa, ich war wirklich lange nicht bei euch."

Vater hatte sich das vorher zurechtgelegt, wie er auf den eigentlichen Kernpunkt kommen wollte. Auf einigen Umwegen. Nun schob er doch los: das verdammte Jeu — und Gotha —

Eberhard kniff die Augen ein wenig zusammen. Aber es war nur auf einen Moment. „Lieber Papa —" sagte er dann. „Hast du denn nie ein kleines Joko mitgemacht? Ich bitt dich. Gejeut ist doch immer und überall worden. Und wenn sich's mal so trifft, kann man sich unmöglich ausschließen. Spielverderber sein, ist immer häßlich. Das — in Gotha — na, da hat dein Gewährsmann böse übertrieben Die Sache war gar nicht der Rede wert. Ich besinne mich jetzt: ich verlor am ersten Abend ein paar hundert Mark und brachte die am zweiten wieder ein. Reichlich. Wenn's dich aber beruhigt, ich habe in den letzten sechs Wochen überhaupt keine Karte

angerührt. Auf Wort! Natürlich mal einen Männerskat im Kasino ausgenommen."

Gudarcza atmete auf. „Na denn — schön, lieber Junge." Er sprach noch ein paar Vatertöne. Ein Moralist sei er ja nicht, aber das Jeu sei nun mal das schlimmste aller Laster. Es ruiniere früher oder später jeden, aber auch jeden: Geldbeutel und Charakter. Dann kamen sie auf allerhand andere Dinge: auf das Regiment, auf den Klub, schließlich auch auf Signe.

„Signe ist einfach verschroben, Papa. Da solltest du wirklich mal ein bißchen straffer die Kandare anziehen. Das mit Hoburg schreit zum Himmel! Der arme Kerl schleicht umher wie eine geknickte Lilie. Erst Hoffnungen machen — und das hat Signe getan — und dann einen Korb geben . . . einem Prinzen . . . hübsch ist das nicht. Ich halte ja Signe viel zugute. Sie kann Ansprüche machen, so schön wie sie ist. Es hat aber alles seine Grenzen. Und der arme Hoburg ist nicht der einzige. Erinnerst du dich unseres netten Horfeck? Den hat sie ganz toll und verrückt gemacht. Ich wiegele ja ab, wo ich kann. Aber ich sehe es kommen: nächstens schießt er auch los und holt sich einen Korb. Nee — schön ist das nicht —"

Vater stand auf. Die Zigarre war zu Ende, und er wollte auch nichts mehr über Signe hören. Er schlenderte mit dem Sohn noch einmal durch die Zimmer, um sich einen kleinen Humpen zeigen zu lassen, den Hardi in Gotha gewonnen hatte. Dann fiel ihm im Vorübergehen das Bild der schönen Frau auf dem Schreibtisch wieder in die Augen. Er machte einen langen Zeigefinger. „Wer ist denn das da, Eberhard? Da! Mitten zwischen uns allen —"

Eberhard stand halblinks hinter dem Vater, und der sah daher nicht die dunkle Röte, die über das Gesicht des Sohnes flutete, und sah nicht, wie er die Unterlippe zwischen die Zähne nahm. Nur daß Hardi nicht sofort antwortete, fiel ihm auf. Aber als er sich umwandte, hatte Eberhard schon die Fassung wiedergewonnen.

„Schöne Frau — nicht wahr?"

„Ja, ich weiß gar nicht, gesehen muß ich sie schon haben."

„Aber gewiß. Auf dem Wohltätigkeitsfest bei Kroll. Ich soupierte ja da mit ihr und ihrem Mann."

„Also wirklich verheiratet?"

Eberhard lachte: „Versteht sich! Herr und Frau Köhne."

„Der Komiker?"

„Ja doch, alter Herr. Ein etwas ungleiches Paar. Übrigens wirklich eine anständige Frau."

„Na, nimm's mir nicht übel, Hardi, wer sein Bild an einen jungen Leutnant schenkt —"

„Du lieber Himmel, Papa! Du siehst doch, daß ich es zwischen eure Photographien gestellt habe. Frau Cläre weiß ganz genau, daß das Bild bei mir in guten Händen ist."

„Frau . . . Cläre . . ."

Eberhard lachte wieder. „Alter Herr, sei nicht komisch. Man ist doch nur einmal jung. Gönnst du mir solchen kleinen Flirt etwa nicht?"

Vater stellte die Photographie wieder hin. Allerdings nicht zwischen Mutter und Signe, sondern ganz auf den linken Flügel. Aber das war wohl Zufall.

„Ihr seid mir nette Bürschchen, ihr von heute!" sagte

er dabei und schmunzelte doch wieder. „Na, addio, Hardi, und laß dich bald mal sehen — — —"

Das war etwa vierzehn Tage vor Weihnachten gewesen, und in den nächsten beiden Wochen vergaß Vater so ziemlich alle kleinen und großen, wirklichen und eingebildeten Sorgen. Er und Frau Ida lebten ganz der Wonne, endlich einmal recht aus dem vollen einkaufen, bescheren zu können. Er freilich noch etwas anders als Mutter: sie fuhr von einem großen Geschäft zum andern, er ging suchend durch die Straßen, musterte die Auslagen und war glücklich, wenn er etwas fand, mit dem er eine besondere Freude glaubte bereiten zu können. Das war schon früher seine Art gewesen: nur daß es sich in Körlin um allerhand billige Kleinigkeiten gehandelt hatte, und daß nun der Preis keine Rolle mehr spielte. Aber eine persönliche Note sollten seine Geschenke auch jetzt haben.

Die Geselligkeit ruhte in der Adventszeit fast ganz. Ein paar kleine Diners, ein Konzert in der Philharmonie, ein Empfang beim japanischen Botschafter — das war alles. Man saß am Abend meist ruhig zu Hause. Die Mädchen arbeiteten. Auch Signe. Eigentlich lag ihr das nicht, und früher hatte sie wohl oft genug über die ‚augenverderbenden Stickereien' gespöttelt. Jetzt entfaltete sie einen Eifer, der Dodo staunen machte. Und noch mehr staunte Dodo, welche Geschicklichkeit diese langen, schmalen Finger entfalten konnten, wie unter ihnen eine simple Arbeit ein kleines Kunstwerk wurde. Staunte und sagte sich dann doch neidisch: Signe kann eben alles — wenn sie nur will!

Dabei war Signe sehr still geworden in dieser Zeit und ‚unheimlich nachdenklich', fand Dodo. Und hatte

manchmal ganz absonderliche Ideen. Daß sie für die beiden kleinen ‚Neuleute' zwei Riesenpuppen ausstaffierte, die beide meisterlich getreu wiedergaben, wie sie in dem lebenden Bilde gestanden hatten, das mochte ja angehen; die ‚Neukinder' hatten es Signe nun mal angetan und waren auch süße Bälger. Aber daß Signe dann noch halbe Nächte lang Puppen für eine Bescherung im Kinderkrankenhaus schneiderte, das war doch ziemlicher Unsinn; so etwas kaufte man schließlich fertig ebenso gut, darin hatte Mutter recht.

Ein bissel neidisch war Dodo am Ende doch. Sie kam sich unendlich langsam und ungeschickt bei ihren Arbeiten vor. Es ging ihr gar nicht von der Hand. Und ungeduldig war sie, zum Verzweifeln. Alle Augenblicke mußte sie aufspringen, mal durch die Zimmer toben; zwang sich dann wieder, stickte mit roten Backen ein kleines Pensum und warf die Arbeit aufs neue in den Korb: „Signe, erzähl was!" Aber Signe sah dann nur lächelnd auf — mit einem ganz eigenen Lächeln. Wenn man lächelt, soll das von Rechts wegen doch ein Zeichen sein, daß man vergnügt ist. Signe lächelte aber manchmal, fand Dodo, als ob sie eigentlich weinen möchte. Weinen — unsere kluge, schöne Signe: das war nun wieder ‚einfach lächerlich'.

Es wurde ein Riesenaufbau, unten in der Halle. Ein Tannenbaum, der fast bis zur halben Höhe des großen Raumes reichte, mit Hunderten von Glühlämpchen; Gabentische, auf denen die Geschenke sich hier und dort unheimlich türmten. Zuerst sang Signe ‚Heilige Nacht' — darauf hatte Vater bestanden; dann gab es das übliche Staunen, Bewundern, Bedanken. Aber es war wunder-

lich, die rechte Stimmung wollte nicht aufkommen. Vergeblich mahnte Vater: „Kinder, seid doch vergnügt, wie ihr immer in Körlin gewesen seid!“ Dann nahmen sie einen Anlauf, doch es blieb bei dem. Alles war so anders wie ehedem. Nur Mutter war sich in einem gleich geblieben: sie sprach sofort davon, daß sie die Spitzen, die Vater ihr geschenkt, und die Bronze, die die Kinder gemeinsam gekauft hatten, umtauschen müßte. Das gab dann wenigstens einen Grund zur Heiterkeit. Und Friedel erzählte von einem Herrn, der zu Gerson hereingestürmt kommt: ‚Geben Sie mir eine Bluse, eine seidene Bluse!‘ — ‚Bitte — welche Farbe?‘ — ‚Geben Sie mir nur irgend eine.‘ ‚Aber, mein Herr, Sie müssen uns doch wenigstens etwas beschreiben, von welcher Art —‘ ‚Nein, nein! Geben Sie mir nur irgend eine Bluse — umgetauscht wird sie doch!‘

Früher als sonst ging man zu Tisch. Aber der Sekt schien nicht so wirksam, wie ehedem der dünne Arrakpunsch. Der Frohsinn kam nicht recht zum Durchbruch, und wenn er einmal aufflackerte, war es, als sei er erzwungen, und erlosch gleich wieder. Den beiden Söhnen merkte man es an: sie saßen wie auf Kohlen. Eberhard empfahl sich auch sobald als möglich: eine Verabredung mit Kameraden, die sonst so einsam säßen. Dann schickte sich auch Friedel zum Fortgehen an. Er sagte wenigstens ehrlich: „Ich habe versprochen, noch bei Braunsteins auf einen Augenblick vorzusprechen. Seid nicht böse.“

Vater und Mutter schwiegen verletzt. Aber Dodo rief: „Feiern die denn auch Christabend?“ Da wurde Friedel unangenehm. Er verbat sich diese ‚naseweise Art‘ in sehr entschiedenem Ton. „Und übrigens, Dorothee,

kannst du dir hinter die Ohren schreiben, daß Braunsteins wahrscheinlich bessere Christen sind, als du und ich! Jedenfalls aber ist Fräulein Braunstein ungleich besser erzogen als du. Das laß dir nur gesagt sein."

Man saß noch zu vieren eine Weile zusammen, aber es lag wie Blei auf der Stimmung. Dodo schluckte noch immer an der Zurechtweisung, die sie erfahren hatte, und auf die sie bei aller Schlagfertigkeit die Antwort schuldig geblieben war. Vater fragte, scheinbar beiläufig, aber doch sichtlich interessiert, was denn diese Braunsteins eigentlich für eine Sorte Leute wären; den alten Herrn kenne er oberflächlich aus dem Klub, der schiene ganz nett. Mutter meinte, Frau Geheimrätin sei wohl ein wenig protzig, die Tochter ein bildhübsches, etwas üppiges Mädchen. Signe schwieg beharrlich.

Endlich hob Frau Ida die Tafel auf, allen zur Erleichterung. Man ging noch einmal in die Halle, sah noch einmal die Geschenke. Mutter gähnte ein paar Male verstohlen und sagte dann doch: „Kinder, Weihnachten ist für die arme Hausfrau immer am schwersten. Ich bin todmüde und geh zu Bette."

Vater blieb. Er stand mit beiden Töchtern vor dem großen Baum und schaltete abwechselnd bald die obere, bald die untere Hälfte der elektrischen Birnen ein und aus. „Sehr hübsch," meinte er dabei jedesmal. „Wirklich sehr originell und hübsch." Und sah dabei verdrießlich in das Tannengrün.

Dann sagte er mit einem Male: „Dodo, lauf mal fix und hol von meinem Schreibtisch den Wachsstock."

Und als Dodo wiederkam, strich er vom nächsten silbernen Tablett Pfefferkuchen und Marzipan mit der Hand

herunter, daß die Lebkuchen und Herzchen lustig auf den Teppich purzelten, bröckelte Wachs, ganz langsam, mit zittrigen Fingern: „So, und nu rupft 'n bissel Nadeln vom Baume. So, Kinder — wir woll'n mal kokeln —" Und zündete die trockenen Nadeln an. Es gab einen leichten, feinen Qualm.

„So, Kinder . . . ein bißchen Weihnachtsgeruch müssen wir doch haben. Wißt ihr, der hat uns den ganzen Abend gefehlt — ja — wie er sonst unser ganzes Festzimmer füllte. Wachs- und Tannenduft — ja!"

9

Ein paar Tage nach Neujahr war im Millionenklub ein nachträgliches Weihnachts- und Silvesterfest gewesen, an dem Vater teilgenommen hatte. Am nächsten Morgen erzählte er, ein klein wenig in Katerstimmung, von dem lukullischen Souper und dann, beiläufig und doch nicht ganz absichtslos, davon, daß ‚einem on dit zufolge' der Geheime Kommerzienrat Braunstein in allernächster Zeit nobilitiert werden sollte. „Was sagst du dazu, Mama — wenn 's wahr ist?"

Frau Ida besaß, obwohl selbst bürgerlicher Herkunft, ausgeprägt aristokratische Neigungen. Sie schüttelte den Kopf: „Wenn's wahr ist! Man erlebt zwar mancherlei, aber ich möchte das zunächst nicht glauben."

Am Nachmittag kam Friedel. Er kam in letzter Zeit häufiger zu den Eltern und hatte so etwas eigen Fest-

liches, versteckt Festliches an sich. War ungemein aufmerksam gegen die alten Herrschaften, brachte Mutter meist ein kleines Sträußchen mit, gab sich liebenswürdig gegen Signe und, abgesehen von gelegentlichen Zusammenstößen, sogar gegen Dodo. Dabei war er sehr still, noch gemessener als sonst, mit einer kleinen Würde, der er aber jetzt einen Hauch von Bescheidenheit beizumischen liebte.

Das alles paßte an sich nicht schlecht zu seiner ganzen, immer möglichst aufs Korrekte gestellten Art. Nur übertrieb er ein wenig. Signe achtete in ihrer Stimmung nicht darauf, Dodo machte sich lustig darüber, die Eltern waren erwartungsvoll. Nicht gerade beglückt, aber auch nicht ablehnend. Was hätte eine ablehnende Haltung auch gegen Friedels festen Willen genutzt? Der ging einen eigenen Weg und wußte immer genau, was er wollte und tat.

Diesmal brachte Vater aber mit Absicht das Gespräch auf das Gerücht über die bevorstehende Nobilitierung Braunsteins.

Zuerst zuckte Friedel nur geheimnisvoll die Achseln. Dann lächelte er sein diplomatisches Lächeln, und schließlich sagte er zögernd: „Es wird schon stimmen."

Als darauf keine Erwiderung folgte, die er wohl erwartet hatte, fuhr er selber fort: „Die Tatsache wird ja natürlich großes Aufsehen erregen und in unseren Kreisen manche Verwunderung. Vielleicht wird man auch daran herumnörgeln. Ich bitt euch, als ob es nicht immer neben dem alten auch einen neuen Adel gegeben hätte. Immer und überall. Es kann ja gar nicht anders sein: der Adel, wenn er lebensfähig bleiben soll, bedarf des Zuflusses neuer Kräfte, neuer Vermögen, frischen Blutes."

In Vater regte sich doch die Tradition: „Zugegeben, Friedel. Nur, weißt du, kann man über die Qualität des zuzuführenden Blutes verschiedener Meinung sein.“

„Pah! Lieber Papa, die Zeiten haben sich geändert. Übrigens war man früher auch nicht so exklusiv, wie gemeinhin angenommen wird. Ich könnte dir eine ganze Reihe Familien nennen, die aus den Kreisen der Hochfinanz und Industrie hervorgegangen sind und die heute fast schon als älterer Adel gelten, — wobei ich die bekanntesten wie die Rothschilds, die Mendelssohns, die Oppenheims gar nicht mitzurechnen brauchte; grade solche vielmehr, bei deren Namen jetzt niemand mehr an die ursprüngliche Herkunft denkt. Nun aber gar heute: wir sind nun einmal im Übergang vom Agrarstaat zum Industriestaat; leider vielleicht, aber daran zu ändern ist nichts. Und da ist es doch nur natürlich, daß die Großkapitäne der Industrie grade in einem Lande, in dem der Adel überhaupt noch Wert hat, in ihm Aufnahme suchen und finden. Immer vorausgesetzt, daß es sich um tadellose Ehrenmänner handelt, um Leute von wirklichen Meriten. Siehst du — das ist aber hier der Fall. Herr Braunstein hat in Schlesien einen Bergbaudistrikt gleichsam erst erschlossen, neu geschaffen; er verwaltet ihn mustergültig, er tut enorm viel für seine Arbeiter, und er ist dabei auch persönlich ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle. Ihr lebt immer noch in Vorurteilen. Wenn du das Haus Braunstein kennen lernst, wirst du sehen, daß die erste Gesellschaft darin verkehrt, ein gut Teil Hofgesellschaft, sehr viel Diplomatie, auch viel Offiziere, Gelehrte, Künstler.“

Friedel hatte sich förmlich in Begeisterung hineingesprochen. Man mußte ihm anmerken: er wollte über-

zeugen. Und Mutter schien schon überzeugt. Sie nickte ein paar Male lebhaft Zustimmung. Auch Vater glättete seine bedenkliche Miene mehr und mehr, und schließlich sagte er schmunzelnd: „Na, Friedelchen, ich sehe schon, du bist Partei ... hm ... sehr Partei. Hm, die Mädels sind fort ... eigentlich könntest du dich zu deinen Eltern ein bissel offener aussprechen."

Der Sohn war aufgestanden, ging ein paar Male hastig durch das Zimmer, blieb wieder stehen. „Ich bin ja selbst meiner Sache noch nicht gewiß," sagte er dann. „Hinterm Berge halten will ich euch gegenüber nicht ... ja, ich denke, Erna hat mich gern; glaube auch, daß ich den Eltern genehm bin."

„Lieber Junge, nimm's mir nicht übel, ich möchte aber doch eins bemerken: Das Geld darf für dich nicht ausschlaggebend sein. So lange wir leben, bekommst du deine reichliche Zulage, und wenn wir einmal die Augen zumachen — nun, du kennst ja unsere Verhältnisse."

„Gott behüte mich: daran wollen wir nicht denken! Aber sieh mal, Papa, schließlich sind wir vier Kinder. Das ist immerhin ein stattlicher Divisor. Und ihr wißt selber, was ein Haushalt größeren Stils kostet. In meiner Karriere nun gar —"

Mutter nickte zustimmend, aber ihr kamen dabei doch allerlei Reminiszenzen aus der seligen Zeit ihrer Verlobung, und sie verdichteten sich zu einer kleinen unzeitgemäßen Sentimentalität. Das da war nun ihr erstes Kind, das in den Hafen der Ehe einlaufen wollte, und es sprach immer nur von Geld. Immer nur von Geld! So sagte sie weich und zugleich etwas vorwurfsvoll: „Aber

Friedel . . . davon sprichst du gar nicht, und das ist doch die Hauptsache . . . du liebst sie doch . . .“

Worauf Friedel lachte, sein blondes Schnurrbärtchen strich, Mutter den Arm um den Nacken legte und sagte: „Aber natürlich, Mama! Das ist doch selbstverständlich! Sie ist ein süßer Käfer . . .“

Zum Geburtstag des Kaisers erfolgte die Erhebung des Geheimen Kommerzienrats Eduard Braunstein in den erblichen Adelstand, und unmittelbar darauf konnte Friedel den Eltern mitteilen, daß er sich mit Erna von Braunstein verlobt habe.

Vater und Mutter war nicht ganz behaglich zumute bei dem Gedanken an die erste Begegnung mit der Schwiegertochter und deren Eltern. Aber ihre geheimen Befürchtungen waren umsonst. Erna war mit ihrem schmalen, ein wenig bräunlichen Gesicht, mit ihren großen dunklen mandelförmigen Augen, ihrem wundervollen blauschwarzen Haar nicht nur wirklich eine Schönheit — ‚eine italienische Schönheit‘, erklärte Dodo —, sie schien auch tadellos erzogen, war überaus gewandt und gab sich der etwas befangenen Art gegenüber, mit der sie aufgenommen wurde, mit anschmiegender Natürlichkeit. An Herrn von Braunstein war überhaupt nichts auszusetzen: ein jovialer, gescheiter Lebemann von guten Manieren, vielleicht mit etwas stark betontem Wohlwollen gegen Friedel, dafür aber weit einfacher und schlichter, als Vater sich ihn vorgestellt hatte. Auf seinen neuen Adel schien er nicht besonderen Wert zu legen. Als Vater ihm gratulierte, sagte er ziemlich kurz: „Seine Majestät hatten die Gnade. Ein Ablehnen, Herr von Gudarcza, würde mir undankbar und kindisch erschienen sein. Ich habe

kein Verständnis für den sogenannten Bürgerstolz vor Fürstenthronen!" Alles in allem: ein vernünftiger Mann, mit dem sich verkehren ließ. Eine Note bedenklicher erschien Frau von Braunstein. Sie mußte einst eine schöne Frau gwesen sein, war aber sehr in die Breite gegangen; ihre großen Augen hatten etwas Suchendes, durchdringend Forschendes; die Art, wie sie ihre Steine trug, war ein wenig herausfordernd, und sie sprach gar zu viel ‚von dem Glück unserer Kinder', und sprach auch zu bald von der Trauung in der Dreifaltigkeitskirche. Aber selbst Signe, die sich sehr reserviert verhielt, mußte zugeben: im allgemeinen wußte sie sich merkwürdig gut zu bewegen, Verstöße zu vermeiden.

Sowohl auf Vater wie auf Mutter machte das Braunsteinsche Haus in der Tiergartenstraße großen Eindruck. Keine Villa, wie es genannt wurde, sondern ein kleines Palais, und der ganze Zuschnitt dementsprechend. Man konnte nicht umhin, zuzugestehen: ohne jeden Schein von Parvenutum. Sehr luxuriös, aber ebenso gediegen; nicht nur eine kostbare Einrichtung, sondern auch erlesene Kunstwerke, überall bester Geschmack. Das Verlobungsdiner relativ einfach. Die Dienerschaft brillant geschult.

Dodo war mit der festen Absicht hingegangen, sich lustig zu machen, und fand keine Veranlassung. Eberhard, der zur Verlobung des Bruders schweigend die Achseln gezuckt hatte, war sichtlich erstaunt. Und Signe hatte sich zu ihrer Überraschung sehr gut unterhalten. Der einzige Bruder der neuen Schwägerin führte sie zu Tisch und zeigte sich als ein Mann von umfassendster Bildung, der Welt und Menschen kannte und ausgezeich-

net zu plaudern verstand. Es war nicht in Abrede zu stellen: dieser junge Herr von Braunstein, der ihrer Schönheit sofort die offenbarsten Huldigungen entgegenbrachte, war eine interessante Persönlichkeit. Erst im Laufe des Gesprächs erfuhr Signe, daß er nicht im Geschäft des Vaters tätig, sondern Kunsthistoriker sei. Er war vor kurzem aus Kleinasien zurückgekehrt, wo er sich an Ausgrabungen beteiligt hatte; das Johanniterkreuz des Majors lenkte die Unterhaltung auf Rhodus, und er gab eine packende Schilderung der dort noch erhaltenen Reste einstiger Ordensherrlichkeit. Dabei brachte er alles sehr bescheiden vor, mit ein wenig gedämpfter, angenehmer Stimme, die etwas unwillkürlich Einschmeichelndes für Signes musikalisches Ohr hatte. Er gefiel ihr mehr und mehr. Auch persönlich. Sein stark gebräuntes, scharfgeschnittenes, von einem spitzgehaltenen, dunklen Bart umrahmtes Gesicht hätte auf einen Südländer, einen Romanen schließen lassen. Die Augen blickten gescheit, aber ohne Schärfe. Erst nach Tisch bemerkte Signe, daß er den linken Fuß stark nachzog.

Der Kaffee wurde im Wintergarten genommen. Und hier hörte Signe, während Hartwig Braunstein sich entfernt hatte, um ein paar Photographien von Rhodus zu holen, wie der alte Herr zu ihrem Vater sagte: „Ja — es war mir freilich zuerst eine arge Enttäuschung, daß mein Einziger nicht in meine Tätigkeit hineinpaßte. Nun, man soll keinen jungen Menschen gewaltsam in einen Beruf zwingen. Jetzt freue ich mich, daß er in einem anderen glücklich geworden ist. So glücklich, wie es bei seinem etwas schwermütigen Temperament nur möglich ist.“ Und Frau von Braunstein bemerkte dazu: „Wir

sind sehr stolz auf den Hartwig. Er wird ein berühmter Gelehrter werden."

Dann kam der Sohn zurück, und Signe betrachtete ihn noch interessierter. Sie suchte nach dem Zeichen der Schwermut in seinem hübschen Gesicht. Vergeblich anfangs. Aber allmählich glaubte sie doch zu bemerken, daß dann und wann ein Schatten über seine Züge huschte und daß die langbewimperten Lider sich bisweilen fast wie scheu über die Augen senkten. Dann, so schien es, bedurfte es jedesmal einer gewissen Kraftanstrengung des jungen Mannes — er mochte Ausgang der Zwanzig stehen — um seiner selbst Herr zu werden. Er sprach gewaltsam lebhafter, wurde leicht erregt, und seine schöne schlanke Hand zitterte ein wenig.

Einmal sagte er: „Es ist sehr merkwürdig, gnädiges Fräulein, mir ist's, als müßte ich Sie schon einmal im Leben gesehen haben."

„Was wäre dabei Merkwürdiges, Herr von Braunstein?" gab sie zurück. „Wir könnten uns doch schon, sei es hier, sei es anderswo, in Italien vielleicht, begegnet sein."

„Nein, so meine ich das nicht —"

Er brach ab, sprach von etwas anderem. Aber nach geraumer Zeit kam er wieder darauf zurück: „Ich weiß jetzt, wo ich freilich nicht Sie, aber Ihr Ebenbild sah. Es ist doch merkwürdig. Es war auf Lesbos. Die Festlandgriechen sind im allgemeinen kein schöner Menschenschlag, aber unter den Inselgriechen trifft man nicht selten auf Gestalten, zumal Frauengestalten, die den hellenistischen Typ, wie ihn die Antike uns zeigt, auffallend rein bewahrt haben. Es war ein Fischermädchen, das ich

meine, ein schlichtes Kind aus dem Volke. Aber sie war schön — so schön — verzeihen Sie, wenn es plump klingt, so schön wie Sie, gnädiges Fräulein. Und sie trug ihr elendes Gewand mit der Würde einer Königin."

Indem er das sagte, sah er sie an, und die Bewunderung sprach so deutlich aus seinen Augen, daß ihr das Blut in die Wangen schoß. Da wurde er verlegen und sagte noch einmal: „Entschuldigen Sie — bitte —"

Sie versuchte mit einem Scherz über die Peinlichkeit fortzukommen: „Sie wissen ja, Herr von Braunstein, wir Frauen sind alle für ein Schmeichelwort nicht unzugänglich —" aber er warf sofort ein: „O . . . ich wollte so gar nicht eine Schmeichelei aussprechen." Und sie sah wieder, wie seine Hände, die eine große Photographie hielten, leicht bebten. Es war ihr lieb, daß das Brautpaar grade in diesem Augenblick Arm in Arm an ihnen vorüberging. Sie rief den Bruder an und fragte die Schwägerin nach irgend einer Nichtigkeit.

Man sah sich in der nächsten Zeit häufiger. Aber es wollte Signe scheinen, als ob Hartwig Braunstein ihr auswiche. Meist war er angeblich bei den Familienzusammenkünften irgendwie anderweitig in Anspruch genommen, und wenn er zugegen war, mied er ein direktes Gespräch mit Signe. Aber dann und wann sah sie doch, wie seine Augen ihr folgten. Sie hatten dann etwas Unruhiges, Flackerndes, und immer senkten sich gleich die gelblichen Lider über die Pupillen.

Dann — Ende Januar — kam die Vorstellung bei Hofe, kamen die ersten Hofbälle, und der unmittelbare Verkehr mit dem Braunsteinschen Hause schlief ein. Mutter war das sehr recht. Sie konnte auf die Dauer doch kein

richtiges Verhältnis zu Friedels Schwiegermama finden und hatte auch an der neuen Tochter mancherlei auszusetzen, denn sie hatte bereits bemerkt, daß hinter Ernas scheinbarer Schmiegsamkeit ein gut Teil recht bewußten Eigenwillens steckte, daß sie vor allem ‚unseren Friedel ganz für sich haben' wollte. Außerdem aber war Frau Ida in dieser Periode der Vorbereitungen für die Hoffeste ganz in ihrem Element. Sie schwelgte in Toilettensorgen und hatte endlose Besprechungen mit Schneider und Modistin.

Signe trug bei der Vorstellung ihre Courschleppe wie etwas Selbstverständliches. Dodo stöhnte zwischen Weinen und Lachen über das schwere, drei Meter lange ‚Untier' und behauptete, daß sie nie lernen würde, sich mit dem ‚Ding' zu bewegen. Sie bebte bei der letzten Toilette vor Aufregung, so daß Vater immer wieder beruhigend sagte: „Na — na! Na — na!" und ‚zur Stärkung' persönlich eine halbe Flasche Sekt aus dem Keller holte. Dann war sie doch beseligt, als alles vorüber, und schwor dem Kaiserpaar mit komischer Emphase ‚ewige Treue'.

Aber das Zagen kehrte für Dodo am Tage des ersten Hofballs wieder. Sie war empört über die Ruhe der Schwester: „Signe, wenn ich nun grade vor den Majestäten hinpurzele! Ausgerechnet vor der Thronestrade. Ich kenn mein Pech. Signe, ich sterbe vor Angst."

„Wenn du fällst, stehst du wieder auf."

„Das sagst du so. Steh du mal auf, wenn dich der Schlag gerührt hat. Und der rührt mich ganz gewiß. In der Blüte meiner Jugend sterbe ich zu den Füßen der Kaiserin."

„Du kannst ja schon wieder scherzen."

„Das nennst du scherzen? Bitterster Ernst ist es. Aber nein — nein: es wird noch viel schrecklicher kommen. Schimmeln werde ich gleich den allerältesten Jungfrauen. Die Wände werde ich verunzieren. Denk doch nur — Eberhard hat erst neulich gesagt, mit dem Tanzen sähe es bedenklich aus, wenn man nicht vorher engagiert wäre."

„Da meinte er die Herren. Die tun allerdings gut, sich im voraus zu sichern. Für die Damen ist schon gesorgt."

„Ach, du goldene Signe — wörtlich, deine Löwenmähne strahlt wieder wie Gold — also du goldene Signe, wenn das wahr wäre, wenn ich wirklich nicht schimmelte! Du natürlich . . . na, bei dir kann das ja gar nicht vorkommen. Aber ich unbedeutendes Äffchen. Neulich schon bei der Tanzprobe im Weißen Saal überlief mich das Grauen. Wie ein Spatz kam ich mir vor unter lauter Goldfasanen, Paradiesvögeln, Turteltäubchen. Ja — und nun — sag doch nur, seh ich denn wenigstens erträglich aus?"

„Ausgezeichnet siehst du aus, du Kindskopf."

Da kam grade Mutter hereingerauscht zur letzten Inspektion. Sie war ‚im allgemeinen' zufrieden. Signes Ausschnitt hätte noch „ein wenig tiefer sein können. Wer solche Schultern hat wie du, darf sie schon zeigen. Und gar bei Hofe." Dodos schwarzer Pudelkopf, der sich immer nur unwillig unter der Hand des Friseurs beugte, fand weniger Beifall. Sie zupfte noch hier und zupfte noch dort und lächelte dann doch: „du siehst auch recht gut aus, Kleine. Ich hätte nicht gedacht, daß das helle Rosa dir so gut stehen würde." — — —

Als die Schwestern in der Garderobe ablegten, barmte Dodo aufs neue. „Signe, mir steht das Herz still. Und dann schlägt es wieder, rein, als ob es zerspringen wollte. Wär ich doch bloß zu Hause geblieben."

Und das Mädchenherz schlug und schlug immer angstvoller auf dem Weg durch die Korridore zu den Sälen, unter den gaffenden, den neugierigen, den gleichgültigen Blicken der Umherstehenden, der Mitgehenden. Es schlug beim Eintreten in die strahlende Saalhelle, es schlug bei dem Hindurchschieben durch die erste Gästewelle: „Wenn ich nur ein Mauselöchelchen wüßte —"

Bis dann mit einem Male ein junger Offizier vor Dodo stand und um einen Tanz bat. Und dann ein zweiter und ein dritter, und sie plötzlich mit dem und mit jenem in ein kurzes Plaudern kam, und sie mit einem Male fand: es ist ja auch nur ein Ball, wenn es auch ein Hofball ist . . .

Hofball im Zollernschlosse —

‚Das Mädel — die Signe!' dachte Gudarcza wieder und wieder, wenn er seine Älteste sah. ‚Als ob sie ihr Lebtag bei Hofe ausgegangen wäre. So ruhig — fast zu ruhig. Brillant sieht sie aus, aber fast . . . na wie denn? . . . fast statuarisch. Überall ragt sie über die anderen hinweg, und nicht nur, weil sie größer ist. Merkwürdig . . . merkwürdig . . .'

Es war heut wieder einmal ein Tag, an dem er auf seine Signe stolz war, an dem all die zärtliche Liebe für sie und all die Eitelkeit auf sie, die in den letzten Monaten ein wenig eingeschlafen waren, wieder erwachten. Immer aufs neue wurde er ihretwegen angesprochen. Eberhards Divisionskommandeur, den er im Kasino der Dragoner

kennen gelernt hatte, kam auf ihn zu, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Das ist Ihr Fräulein Tochter — dort die Goldblonde in Blau? Ist ja pompös, einfach pompös!" Herr von Friedberg kam, der Adjutant des Reichskanzlers: „Darf ich Ihnen gratulieren, Herr von Gudarcza. Ich weiß, so etwas erfreut ein Vaterherz . . . eben hörte ich, wie der Kronprinz sagte: ‚Die schönste Erscheinung im Saal' — . . . Ihr Fräulein Tochter nämlich . . ." Exzellenz Eberkron kam, faßte ihn vertraulich unter den Arm: „Die Mütter! Die Mütter! Hüten Sie sich vor den Müttern! Sie bersten vor Neid auf die schönste aller Töchter. Einen Goldkopf, ein Profil wie aus einer alten Kamee herausgeschnitten! Sie beneidenswerter Vater — hüten Sie sich vor den Müttern."

Manchmal flimmerte es Gudarcza vor den Augen. Er dachte zurück an die ersten Hofbälle, die er mitgemacht, an seine ersten Debüts hier. Lang, lang war's her. Unter dem alten allverehrten Herrn noch, unmittelbar nach dem glorreichsten aller Kriege. Damals war der weiße Saal noch nicht umgebaut, damals leuchteten die Wachskerzen anstatt des strahlenden elektrischen Lichts. Und er selber war ein junger Leutnant, einer von vielen, aber auch einer, der gern schöne Frauen sah und zum Reigen führte: wenn's ihm glückte, einen Tanz zu bekommen. Und nun stand er hier als alt Eisen, in der Uniform noch, aber mit dem Abzeichen der Verabschiedeten . . . ja . . . und seine Töchter tanzten, wo er einst getanzt . . . und die eine nannten sie die schönste im Saal. Im weißen Saal! Im Zollernschlosse!

Lang, lang war's her. Damals war's ja auch hoch-

fürstlich, königlich — nein, schon kaiserlich gewesen. Ja ... kaiserlich ... ganz jung kaiserlich ... unter dem alten Herrn. So ziemlich wohl das gleiche Bild wie heute. Glänzende Toiletten, schimmernde Frauennacken, glitzernde Steine, sanftes Perlenleuchten; dazu Uniformen, Uniformen, Uniformen, dann und wann ein schwarzer Mann dazwischen, und Orden, Orden, Orden! War's wirklich dasselbe Bild heute? Oder hatte es sich doch verschoben? Ein wenig wohl. Die Fülle war größer, fast zu groß. Die Toiletten waren noch kostbarer geworden, die Juwelenentfaltung gewaltiger; zwischen den Uniformen hier und dort etwas Exotisches, was damals noch eine Seltenheit gewesen war, Chinesen, Japaner, ein paar Türken mehr als sonst — ja ... und die Orden ganz gewiß noch zahlreicher. Himmel, welch ein Segen! Und die Frauen? Das war wirklich ganz wie damals: manch schönes junges, aber erst recht manch reifes Gesicht, das die liebe Jugend verzweifelt fest zu halten suchte. Gudarcza mußte lächeln: genau wie damals, die Tiefe des Ausschnitts immer genau im Verhältnis der Jahre ... je älter, desto ausgiebiger ... und die Malerei desgleichen. Wie hatte der berühmte Hofmaler gesagt: „Die Fürstin soll ich malen? Die malt sich ja selber!" Das stimmte auch heut noch.

Ganz langsam hatte er sich in die vordere Reihe geschoben. Ein bissel anstrengend war das Herumstehen; wie das die greisen Exzellenzen nur aushielten? Und er dachte wieder an ein Hofgeschichtchen aus seiner Jugendzeit, an die alte Hofschranze mit den großen, großen Füßen; der Greis war im Saale vom Schlage gerührt worden und aufrecht an die Wand gelehnt stehen geblie-

ben, bis die Nächststehenden merkten, daß Seine Exzellenz verstorben seien. ‚Natürlich‘ — hatten die Spötter geflüstert — ‚auf solchen Füßen konnte er selbst im Tode stehen bleiben.‘

Ja — schön war das Bild doch! Heut wie damals. Wunderschön, dies leuchtende, farbenprächtige Bild im herrlichen Rahmen. Drüben die Majestäten; der prunkvolle Hofstaat; die Großwürdenträger; dann die tanzenden Paare, Jugend, Schönheit, Frohsinn; die wiegenden Klänge. Wie damals, wie damals. Freilich: die gewaltigen Männer, deren Ruf und Ruhm die Welt erfüllte, die damals um den alten Herrn sich bei den großen Hoffesten scharten, die Paladine — die fehlten. Die waren mit dem alten Kaiser dorthin gegangen, woher es kein Wiederkommen gibt, zu den himmlischen Heerscharen. Aber da stand nun der Enkel . . . auch schon von blühenden Kindern umgeben, an der Seite der Kaiserin, hochaufgerichtet, blitzenden Auges, ein Lächeln im Antlitz, das sonst so ernst blicken konnte, und sah auf die tanzende Jugend.

Ja . . . und das hatte man freilich damals nicht getanzt. Menuett! Gavotte! Das hatte auch der Kaiser wieder belebt, hatte die alten Tänze mit seiner Vorliebe für das Historische aus dem Schutt der Vergangenheit, aus halb vergessenen Ballettkünsten wieder zum Leben gehoben. Aber hübsch ist es. Anmutig, graziös, das gemessene Drehen, die kunstvollen Verbeugungen. Rechte Stümper waren wir damals. Der Lancier war der Gipfel unseres Könnens.

Und nun kam der Walzer . . .

Da schmunzelte der Major. Der mußte heute noch

grad so getanzt werden, wie damals: Galopp nach dem Walzertakt! So verlangte es die Hofsitte, so forderte es die Tradition. Es lebe die Tradition!

Grad walzte Signe vorüber mit dem frischen jungen Horfeck. Nettes Kerlchen, tanzte famos und war auch einer von denen, die immer verliebte Augen machten, wenn sie Signe nur von weitem sahen. Einer von den vielen. Ein Wunder war's ja nicht.

‚Wunderlich, wie die Musik und die ganze Ballstimmung in die Beine geht. Selbst in so alte Beineken, wie die meinigen. Als ob die noch einmal mittun wollten. Na, das wäre 'ne schnurrige Chose.'

Gudarcza kam in ordentlich gehobene Stimmung. Er dachte selber: ‚Und du hast noch nicht mal 'n Glas Sekt getrunken.' Am liebsten hätte er die Walzertakte leise mitgesummt.

Dann bemerkte er mit einem Male, daß Prinz Bill neben ihm stand. Ausgerechnet dicht neben ihm: Prinz Bill Hoburg. Und er sah auch, der hatte ein melancholisches Gesicht, und es klang auch ganz melancholisch, als er nun sagte: „Guten Abend, Herr von Gudarcza. Amüsieren Sie sich?"

„Herrlich, Durchlaucht!" gab der Major zurück und sprach einiges von seinen alten Erinnerungen aus. Sie kamen immer aufs neue über ihn. Dort drüben hatte er den Kronprinzen Friedrich in seiner ritterlichen Schönheit gesehen und den roten Prinzen; richtig, einmal war er auch, hier im Schloß, zu einem Hausball bei dem befohlen gewesen, beim Prinzen Friedrich Karl, und der hatte, ging die Sage, ein Eckchen im Saal polieren lassen, glatt wie ein Spiegel, und amüsierte sich, wenn ein jun-

ges Pärchen darüber zum Purzeln kam. Und die Prinzessin war so schön gewesen . . .

Dazwischen sah er, dann und wann, auf Hoburg und sah die drei Crachats und das große Ordensband des fürstlichen Hausordens über seiner Brust. Was hatte Dodo doch gesagt: ein paar Orden werden die hohen Vettern ihm doch angehängt haben. Na — reichlich. Und das breite Band war blau gewässert. Grade blau — Signes Lieblingsfarbe . . .

Das arme Kerlchen! Eigentlich war's doch ein ganz nettes Kerlchen. Und hätte sein Schwiegersohn werden können. Komisch — zu komisch. Oder auch traurig. Ja . . . Signe! Kenn einer die Signe aus!

„Durchlaucht tanzen nicht?"

„O nein, Herr von Gudarcza. Früher war ich wohl ein leidenschaftlicher Tänzer. Aber jetzt? Nein, nein!"

„Ich hatte so lange nicht die Ehre, Durchlaucht zu sehen."

„Ich war ein wenig verreist und bin erst vor einigen Tagen zurückgekommen. Ich habe meine Tante besucht, die augenblicklich in Meran ist. Übrigens hat sie mir herzliche Grüße an das gnädige Fräulein aufgetragen. Ich will doch sehen, ob ich die bestellen kann."

Er schob sich langsam vorwärts. Langsam, aber mit der selbstverständlichen Sicherheit, die Stellung und Gewohnheit geben. Man machte ihm Platz, wo es irgend ging. Die meisten kannten ihn wohl, und wer ihn nicht kannte, sah die Crachats und das breite Ordensband.

Der Major verfolgte, wie er sich bis zu Signe hindurchschlängelte. Sie stand mit einigen Dragonern im Gespräch. Es war die letzte Tanzpause vor dem Souper.

Gudarcza sah auch noch, wie Hoburg Signe begrüßte. Fast ehrfurchtsvoll. Und wie sie erst leise den Kopf neigte, ihm die Hand reichte. Dann schien es sich um irgend ein Arrangement zu handeln. Der Prinz sprach lebhaft mit einem der Dragoner, mit dem langen Abercron. Der zuckte die Achseln, lächelte etwas verlegen. Schließlich verbeugte er sich.

Da intonierte die Kapelle des 2. Garde-Regiments oben auf dem Musik-Balkon wieder, und Hoburg tanzte mit Signe.

Also er tanzte dennoch. Nachdem er eben so eifrig gesagt hatte: nein — nein!

Schau — schau!

Ja, die Signe — . . . Flicht einem Prinzen einen regelrechten Korb und weiß es doch so einzurichten, daß er auf dem nächsten Hofball mit ihr tanzt. Solch einen Tanz, den er sich noch dazu von einem anderen abtreten lassen muß. Ein Mordsmädel . . . die Signe . . .

Und nun ging's wohl endlich zum Souper —

Wahrhaftig, das war noch gerade so wie damals. Dieselbe drangvoll fürchterliche Enge. Nein, schlimmer fast noch. S. M. sollte auch schon mal zum Grafen Eulenburg gesagt haben: ‚Solch Massenfest geb ich nicht wieder.' Ja — aber die Leutchen waren doch alle eingeladen — pardon: befohlen worden. Und man geht ja am Ende nicht zu Hofe, um zu soupieren. Obwohl . . . wir jungen Dächse damals, wir hielten uns schon 'ran . . . muß doch mal zusehen, ob ich auch noch ein Stückchen Pastete und ein Glas Sekt erobern kann . . .

Es war aber doch anders als ‚damals'. Damals hatte man sich zu den langgestreckten Büfetts durchkämpfen

müssen, auf denen die Riesenbauwerke der Köche, Kunstwerke aus Tragant, zwischen den Delikatessen thronten. Heute speiste man an ‚kleinen Tischchen'. Hm — eigentlich ein wirklicher Fortschritt. Denn das Ringen damals um einen Teller und um ein Glas Champagner, das war manchmal furchtbar gewesen. Jetzt saß man mit ein paar netten Leuten zusammen, konnte ein bißchen plaudern. Na ja . . . viel freilich nicht. Und zum essen kam man auch nicht recht. Denn der eine Lakai setzte den Teller hin, der andere nahm ihn weg. Zum Schnellesser war man schließlich noch nicht ausgebildet. Kam aber vielleicht noch —

Dann entdeckte Gudarcza auch seine Töchter.

Sie saßen schräg gegenüber an einer der tiefen Fensternischen und hatten ihre Ritter um sich. Auch Hoburg war darunter. Er saß sogar unmittelbar neben Signe, auf der anderen Seite hatte der junge Horfeck Platz gefunden. Um Dodo bemühten sich ein paar Garde-Infanteristen. Hübsch sah die kleine Kröt übrigens auch aus, aber Mutter hätte gewiß gefunden, daß ihre Bäckchen gar zu sehr glühten. Das war auch solch Unterschied zwischen den Mädels: Dodo immer gleich mit Blut in den Wangen, Signe immer im Elfenbeinton, durch den die Röte nur ganz leise hindurchschimmerte. Signe immer kühl, auch wenn sie, wie jetzt, zwischen zwei Feuern stand.

Plötzlich fiel Gudarcza ein, daß er seine Söhne ja noch gar nicht gesehen hatte. Richtig: Friedel war natürlich nicht hier, als Bräutigam, dessen Verlobte nicht vorgestellt war. Aber Eberhard? Eberhard war doch befohlen. Daß sich solch Junge mal nach dem alten Vater umsehen sollte — keine Spur.

Oder war er doch nicht hier?

Aber da saß ja am eigenen Tisch Oberst von Jugenheim, Eberhards Regimentskommandeur, und schaufelte sich eine Portion Trüffelsalat, die für drei starke Männer hätte reichen können, auf den Teller. Mußte der Mann einen beneidenswerten Magen haben —

„Ihr Herr Sohn? Nein, bester Herr von Gudarcza, der ist nicht hier."

Es klang fast wie eine leichte Verlegenheit aus den Worten. Was war denn da los?

„Ist mein Junge krank?"

„Nee —"

Jugenheim nahm noch ein paar große Bissen, und dann sagte er, mit einem Entschluß, der ihm nicht ganz leicht fiel: „Wollen wir uns nachher mal ein ruhiges Eckchen suchen, Herr von Gudarcza? Ja, eigentlich ist hier wohl nicht der rechte Ort . . . aber . . ."

Gudarcza klopfte das Vaterherz. Was war denn da los, in drei Geiers Namen? Etwas Schlimmes? Nach etwas Gutem sah das vertrocknete Kavalleristengesicht nicht aus.

Sie waren dann, nachdem die Tafel aufgehoben, durch ein paar Nebensäle gegangen, bis sie endlich eine freie Fensternische fanden.

„Ja . . . eigentlich ist hier nicht der rechte Ort. Ich möchte Ihnen die Ballstimmung auch nicht gern verderben, lieber Herr von Gudarcza. Was, so mit zwei schönen Töchtern — eine famose Sache! Ihr ältestes Fräulein Tochter . . . allerhand Achtung . . . Ja . . . also . . . zu ängstigen brauchen Sie sich gerade nicht. Es ist nichts zum Halsbrechen. Aber ganz gut ist's doch

wohl, wenn ich Ihnen mal reinen Wein einschenke. 'n Vater kann oft besser vorbeugen, wie solch armer Oberst. Nämlich . . . Ihr Herr Sohn tut in letzter Zeit wirklich nicht gut. Anfangs war er ganz famos: fast zu viel Eifer und riesiges Interesse. Ich freute mich über die gute Akquisition fürs Regiment. Auch ein guter Kamerad . . . ja. Aber nun, seit ein paar Wochen wie verwandelt. Unlustig, mit Verlaub zu sagen: faul im Dienst. Bald hier ein Versäumnis, bald da. Na, kurz und gut, oder nicht gut: ich hab ihn vorgestern auf drei Tage einbrummen müssen. Aber das ist's ja nicht. Mein Himmel, wir beide werden wohl auch mal Stubenarrest genossen haben! Ich fürchte nur, es steckt was anderes, Gefährliches dahinter. Ich hab auch schon horchen lassen. Natürlich . . . cherchez la femme . . ."

Der Oberst spielte mit seinem Einglas zwischen den langen, trockenen Fingern.

„Na, ich bin ja kein Duckmäuser. Beileibe nicht. Und Sie sicher auch nicht. Es ist nur . . . eine vertrackte Geschichte ist's: die Sache soll tiefer gehen. Sprechen Sie selber mal mit Ihrem Sohn. Vielleicht beichtet er. Vielleicht kriegen Sie die Chose wieder in Dreh . . . ja . . . und nun müssen wir wohl zurück in den Saal."

Signe hatte ihre abweisende Haltung angenommen. Sie argwöhnte schon den ganzen Abend, daß Horfeck sich erklären würde, und sie hätte ihm so gern das Demütigende oder das Wehe ihrer Abweisung erspart. Aber er ließ sich nicht schrecken. Er wich nicht von ihrer Seite, er wollte nicht verstehen. Und als dann Hoburg aufgetaucht war, schien er erst recht die Besinnung verloren zu haben.

Bei dem Rückgang in den Ballsaal sprach er es aus,

mit bebenden Lippen. Und sie sagte, so schonend wie es ihr nur möglich war, noch ehe er vollendet hatte: „Das nicht, Herr von Horfeck! Bitte — nicht weiter. Es kann nicht sein."

Ganz leise war das herüber- und hinübergegangen, mitten unter all den Menschen, mitten in dem gedämpften Surren und Summen. Und dann gingen sie weiter, als wäre gar nichts geschehen. Aber einmal sah Signe in einem der großen Spiegel, daß ihr Begleiter totenblaß geworden war.

Er tat ihr aufrichtig leid. Ein netter, wohlerzogener Mensch von guter alter Familie, liebenswürdig, ehrlich, anständig, alles, alles. Nur daß er ihr immer wie ein Knabe erschien, trotz des flotten Bärtchens auf der Oberlippe. Vielleicht war er auch nicht älter als sie selbst. Nicht einen Augenblick hatte sie zweifeln können, daß sie nein sagen mußte. Aber er tat ihr so unsäglich leid. Ihm hätte sie am liebsten beide Hände hinstrecken mögen: ‚Nehmen Sie sich's um Himmels willen nicht so zu Herzen! Es lohnt wirklich nicht. Es gibt hübsche Mädchen genug. Sie finden bald, bald eine, die Sie lieb hat, mit der Sie glücklich werden. Ich — ich bin überhaupt nicht zum Beglücken geschaffen . . .‘

Während sie so durch die Säle schritten, wortlos nun, dachte sie immer: ‚Wenn ich nur Dodo gleich wiederfinden könnte. Nach Hause möcht ich.‘ So hilflos kam sie sich vor. Dann neigte sich Horfeck vor ihr. Ganz tief. Und wieder hätte sie ihm gern gesagt: ‚Schlagen Sie sich's aus dem Sinn! Es lohnt nicht.‘ Wenigstens die Hand wollte sie ihm reichen. Aber es schien, er sah ihre leichte Bewegung nicht. Und gleich darauf war er verschwunden,

untergetaucht in der flutenden Masse, und irgend ein gleichgültiger Obenhinbekannter stand an seiner Stelle vor ihr und sprach gleichgültige Worte.

Endlich erspähte sie die Schwester. Ganz in der Nähe stand Dodo und schien sich himmlisch zu amüsieren. Nein, ihr durfte sie die Freude des Abends nicht verderben. Nur die Zähne aufeinanderdrücken und plaudern und plaudern, je gleichgültiger desto besser. Der Aufbruch war ja doch nicht mehr fern.

* * *

Draußen auf dem Korridor, wo schon einzelne Diener harrten, traf Herr von Friedberg, der Adjutant des Reichskanzlers, auf Hoburg, der gerade in seinen Pelz schlüpfte: „Haben Sie Ihren Wagen unten, lieber Prinz?" fragte er. „Sie könnten mich ein Stückchen mitnehmen. Ich möchte noch auf eine Stunde zu Borchardt."

Hoburg nickte. Sie gingen nebeneinander die breite Treppe hinunter. Und Friedberg meinte: „Wissen Sie, Prinz, das schönste Mädchen im Saal war doch diese Gudarcza. Ich sah sie merkwürdigerweise heut zum erstenmal. Das ist ja eine Schönheit ersten Ranges. Schade, daß die so dumm ist."

Mitten auf der Treppe blieb Hoburg stehen. Er wußte nicht recht: ‚Lachst du den Menschen nun aus oder schickst du ihm morgen jemand über den Hals.' Aber da sah er in das ehrlichste, harmloseste Gesicht. Friedberg meinte nur ganz erstaunt: „Warum bleiben Sie denn stehen. Hier zieht es."

„So," sagte Hoburg im Weitergehen. „Dumm? Fräulein von Gudarcza dumm?"

„Na ja. Denken Sie sich, ich stand eben mit ihr eine Weile zusammen. Ich bin doch nicht auf den Mund gefallen. Aber glauben Sie wohl, daß ich eine vernünftige Antwort aus ihr herausbekommen hätte! Kein Bein. Ja und nein und dann ganz konfuses Zeug, und einmal lachte sie völlig unmotiviert. Wirklich — schade! 'ne dumme Frau hat ja auch ihre Vorzüge, sagt man, aber nee — ich danke —"

Sie standen unten im Portal.

„Da ist mein Wagen, Friedberg." Der Prinz knöpfte seinen Pelz fester zu. „Bitte, benutzen Sie ihn nur. Ich gehe lieber noch ein Stückchen. Im übrigen haben Sie ganz recht . . . wenn Sie danken. Aber ein Menschenkenner sind Sie nicht, mein Lieber. Gute Nacht . . ."

Einige Minuten später schritt Vater mit beiden Töchtern die Treppe hinunter.

Dodo war noch Feuer und Flamme und schwatzte wie eine Elster. Aber Vater und Signe waren stumm.

Mitten auf der Treppe blieb Dodo stehen. Sie war nämlich empört: „Was habt ihr denn nur? Nicht ein Wort —"

„Komm, Kind!" drängte der Vater. „Hier zieht es."

Dodo schob das Näschen noch ein Stückchen weiter aus dem hochgeschlagenen Pelzkragen heraus, höchst indigniert, aber sie gehorchte. Nur daß sie im Trotz von Stufe zu Stufe erklärte: „Himmlisch! — Göttlich! — Kaiserlich — mit einem Wort! — der schönste Abend — meines Lebens —"

Sie hatte noch eine Masse Steigerungen in petto, aber so lang die Trepe war, schließlich hatten die Stufen doch ein Ende. Sie standen unten im Portal und mußten

warten. Der Wagen konnte sich nicht gleich loslösen. Vater knöpfte sich den Pelz fester zu.

Da sagte Dodo: „Du, Signe, was ist eigentlich dieser nette kleine Herr von Horfeck für ein Menschenkind?“ Und als die Schwester die Antwort schuldig blieb: „Komisch — ich nagelte ihn mir vorhin noch mal fest. Aber so etwas hab ich noch nicht erlebt. Völlig konfus war er, keine drei vernünftigen Worte konnte man aus ihm herausbringen, und ein ganz blödes Lächeln hatte er.“ Sie lachte. „Entweder ist er ein bißchen dumm von Natur und hat nichts zugelernt, oder er hatte ein paar Glas Sekt zu viel getrunken.“

Signe antwortete nicht. Sie fröstelte.

Da kam endlich der Wagen.

Als Dodo unterwegs wieder zu sprechen begann und noch einmal von Horfeck anfing, faßte Signe ihren Arm und drückte ihn: „Hör auf — ich bitte dich! Ich habe furchtbare Kopfschmerzen — — Und im übrigen: Du irrst! Herr von Horfeck ist . . .“

Aber sie brach den Satz ab, ohne ihn zu vollenden, und drückte sich tief in die eine Ecke des Wagens. Vater hatte den Kopf auch weit zurückgelehnt. Wenn, dann und wann, das elektrische Licht grell durch die Fenster fiel, sah Dodo, daß Vater und Signe ganz elend aussahen.

‚Komisch,‘ dachte sie. ‚Nach solch einem herrlichen Feste.‘

10

„Reinen Tisch machen! Ganz reinen Tisch! Das verlange ich —“

Eberhard saß in sehr gedrückter Stimmung an seinem Schreibtisch, hatte den Kopf in beide Hände gedrückt und starrte über das Bild der Frau, die er liebte, hinweg auf Vater, der im Zimmer auf- und abging und eine ganz ungewohnte Energie entwickelte.

„Reinen Tisch! Und ich will die ganze Wahrheit wissen. Wer ist diese Person?“

„Bitte, Papa.“

„Na also: wer ist diese Frau? Und wie weit hast du dich engagiert?“

„Frau Cläre Köhne. Und engagiert? Du machst dir doch eine ganz falsche Vorstellung, Papa. Ich bin ... nun, ich liebe Cläre! Wenn du das engagiert sein nennen willst ...“

Vater war hinter Eberhard getreten und sah gerade auf das Bild, sah die tiefausgeschnittene Corsage und die hohe Frisur mit dem kecken Reiherstutz. Er lachte bitter. „Mach dir und mir doch nichts weis. Wenn eine ... eine Frau einem jungen Leutnant ihre Photographie schenkt, in der Pose, so muß es schon ziemlich weit zwischen den beiden gekommen sein. Also rundheraus: willst du diese Beziehungen, wie immer sie gestaltet sein mögen, abbrechen oder nicht? Kannst du das noch? Wenn es Geld kostet, ich bin zu einem Opfer bereit.“

Eberhard zuckte zusammen. „Geld —“ stieß er bitter hervor. „Als ob wir an das elende Geld gedacht

hätten!“ Und dann schwieg er und starrte wieder vor sich hin.

Vater hatte eine dunkle Vorstellung, daß Beziehungen, die mit Geld abzulösen seien, immerhin noch die ungefährlicheren wären. Er erschrak. Das saß also doch tiefer. Es war eine wirkliche Leidenschaft. Schon drohte etwas wie Mitleid mit dem Sohn in ihm wach zu werden. Man sah's dem armen Kerl ja auch an, wie er litt. Aber das half nun nichts. Diesmal galt es, fest und hart zu bleiben; es handelte sich um sein Lebensglück.

Vater sah wieder auf die Photographie, und gerade das gab ihm neue Festigkeit. Diese . . . diese Dame trieb ja doch nur ein Spiel mit seinem Jungen. So oder so — sie verfolgte egoistische Zwecke. Eberhard mußte gezwungen werden, jede Beziehung zu ihr abzubrechen.

„Nun, ich warte!“

Es klang wie ein leiser Seufzer: „Was quälst du mich?“

„Lieber Eberhard, denke an deine Zukunft. Willst du deine Karriere aufs Spiel setzen? Willst du dich aus allen deinen Kreisen ausgeschlossen sehen? Sollen auch wir dich aufgeben?“

Keine Antwort.

„Mach dir auch das klar: ich ziehe meine Hand völlig von dir zurück, wenn du nicht brichst. Bilde dir nicht ein, daß ich dich noch unterstützen würde. Ich denke nicht daran, und ich weiß mich darin mit Mama eins. Wenn ich dies Zimmer ohne dein Versprechen verlassen muß, ziehe ich deine Zulage zurück. Du wirst dir sagen müssen, was das bedeutet.“

Dunkelrot färbte sich die Haut unter dem kurzge-

schorenen Haar, und der Nacken steifte sich einen Moment, wie im Trotz. „Ja — ja — du hast mich ja in der Gewalt.“

„Aber ich wende diese Gewalt nur an, um dich zu retten. Aus Elternliebe, Hardi!“

Es kam wieder keine Antwort. Eberhard brütete dumpf vor sich hin.

Ganz still war es im Zimmer.

Dann kläffte es plötzlich in einer Ecke leise auf, und ein winzig kleiner Bologneser kroch unter dem Sofa hervor, trippelte bis zu Eberhard und rieb sich an dessen Bein. Da wandte der den Kopf und sah auf das kleine kokette Tierchen herunter — lange —

Und Vater dachte: ‚Natürlich ihr Schoßhund. Ein dummer Köter, herausgeputzt wie ein Äffchen. Anders wird sie selber auch nicht sein.‘

Hardis Rechte war herabgeglitten. Sie streichelte ein paar Male über das seidenweiche lange Haar. „Mignon — Mignon —“ Mit einem Male schlug die zärtliche Stimme um. „Geh, Mignon!“ rief er hart. Und stand jäh auf, zog die Litewka straff herunter: „Es muß also sein. Ich sehe es ein. Es soll nach deinem Willen geschehen. Was es mich innerlich kostet . . . das ist ja gleichgültig . . “

Am liebsten wäre Vater ihm um den Hals gefallen. Aber er hielt gewaltsam an sich. Ganz kurz sagte er nur: „Das ist vernünftig.“

Sie hatten noch eine lange und recht unerquickliche Unterredung. Aber das Unerquickliche, das diese brachte, hatte wenigstens das Gute, daß es sich mit Geld ausgleichen ließ. Himmel, mußte der Junge gewirtschaftet

haben! Und es figurierten unter den Rechnungen, die er beichtete, doch auch Posten, die die uneigennützige Liebe der Frau Cläre in ein seltsames Licht stellten: eine Perlenkette von Friedländer, ein Anhänger mit Saphiren von Werner. Vater mochte nicht mehr darüber rechten. Gottlob, daß man das nicht brauchte. Nur reinen Tisch machen — reinen Tisch!

* * *

Und so schien alles geregelt, geordnet. Auf Hardis Wort konnte man sich ja verlassen.

Als der Major acht Tage später Eberhards Kommandeur bei Habel traf, war Jugenheim sehr befriedigt. „Na, Ihr Herr Sohn hat mir Rede gestanden, als er sich aus dem Arrestchen meldete. Ich sage ja, wenn die guten Papas nur immer rechtzeitig eingreifen wollten. Nur nichts auf die lange Bank schieben, nur nichts hintrödeln. Immer feste auf die Weste. Ja, und nun soll er mir stramm Dienst tun. Ich hab ihn in die Königliche Dritte gesteckt. Der Braneck wird ihn schon an die Kandare nehmen."

Auch noch in einer anderen Beziehung hatte die väterliche Aussprache mit Eberhard guten Erfolg. Er erschien wieder häufiger in der Kilganstraße, bei den Eltern. Es lag dann wohl bisweilen eine leichte Befangenheit über ihm, ein Schatten; aber der stand ihm eigentlich vorzüglich. Er war liebenswürdiger als in all den letzten Monaten, auch gegen die Schwestern.

Einmal als sie beim Tee vor dem Kamin zusammensaßen, erzählte er: „Wißt ihr das Neuste? Unser netter kleiner Horfeck hat sich zur Schutztruppe gemeldet."

Signes Löffel klirrte zu Boden. Und sie bückte sich schnell, um die Blutwelle, die ihr Gesicht überflutete, zu verbergen.

„. . . er kommt voraussichtlich nach Kamerun. Angenehmes Klima. Die alten Horfecks sollen außer sich sein. Na — verdenken kann man's aber eigentlich unsereinem nicht. Man kommt doch mal aus dem ewigen Allerlei heraus, läßt sich einen andern Wind um die Nase wehen und wirft so manche Sorge hinter sich."

Mutter erhob lebhaft Protest. Ihr schwante schon, daß Eberhard auch eines Tages auf so verrückte Ideen kommen könnte. Am Ende hatte ihn Vater doch zu hart angefaßt. Sie barmte ein wenig, führte die schönsten Redensarten ins Gefecht von ‚Bleibe im Lande und nähre dich redlich' bis zu ‚Warum in die Fremde schweifen'. Es paßte nicht recht, aber es paßte doch einigermaßen. Und schließlich brachte sie alles gegen die Kolonien im allgemeinen vor, was sie in den Reichstagsverhandlungen gelesen hatte. Darob ergrimmte dann Vater, und es gab eine lebhafte Debatte.

So konnte Signe sich, ohne aufzufallen, fortstehlen.

All die Tage hindurch war immer wieder das todestraurige Gesicht Horfecks vor ihr aufgetaucht, wie sie es am Ballabend im Spiegel gesehen hatte. Sie brauchte, konnte sich ja keinen Vorwurf machen. Immer war sie Horfeck aus dem Wege gegangen, niemals hatte sie ihn ermutigt. Gerade ihn nicht. Aber es schmerzte sie stets aufs neue, wie er ihr Nein aufgenommen hatte, schmerzte sie in tiefster Seele. Und wie ein Fluch erschien ihr bisweilen ihre Schönheit.

Lange stand sie oben allein in ihrem blauen Zimmer

am Fenster, sah in das stille Gärtchen hinaus und sann. Die große Sehnsucht kam über sie: Warum bin ich nicht ein schlichter Mensch, gradlinig und einfach? Wie Dodo etwa. Warum mischen sich bei mir immer die Instinkte, gute und schlechte? Warum hab ich nicht einmal die Energie zu einem ehrlichen Ringen mit mir selber?

Selig sind die Einfältigen — .

Vielleicht wäre alles anders geworden, wenn die Eltern mich mit Ernst und Strenge erzogen hätten. Aber von klein auf war ich der verzogene Liebling. Immer bekam ich recht. Immer hieß ich die kluge, die schöne Signe — fast wie ein Wunderkind wurde ich groß.

So taten's die Eltern. Aber die Welt tat's ja nicht anders. Ein Wunder ist's nicht, wenn ich dem eigenen Ich einen Altar errichtete und täglich darauf opferte. Ich hätte eine ganz andere sein müssen, wenn ich's nicht getan hätte. Eben ein schlichter, gradliniger Mensch und nicht solch komplizierte Natur, die ich leider bin.

Ändern! Ja — ändern! Wenn nur die Kraft dazu da wäre und die Selbstzucht. Und nicht dieser Wirrwarr des Lebens. Und schließlich nicht die Freude an all dem Tand dieses Lebens. Es schreit zum Himmel: wenn ein Mensch wie ich auch täglich aufs neue all die Nichtigkeiten erkennt, zum Greifen klar — verzichten mag er schließlich auf keine von ihnen.

Und der ganzen Weisheit letzter und armseligster Schluß ist: das große Rad dreht sich weiter — und alles bleibt beim alten.

. Und in einer Stunde kommt die Jungfer, und ich schlüpfe in eine andere Aalhaut und fahre zum Ball beim russischen Gesandten, und will's der Zufall, so kommt

heut wieder eine Mücke geflogen und versengt sich die Flügel.

Armer Horfeck — ich hätte dir etwas Besseres gewünscht — —

Es war die Zeit im Jahre, in der sich die Geselligkeit drängte. Mutter hatte sich nun einmal vorgenommen, die Töchter von vornherein, gleich im ersten Jahre, überall einzuführen. Sie stöhnte zwar nach den ersten beiden Wochen, und Vater stöhnte auch. Aber nachdem beide das richtige System andern Vätern und Müttern abgelauscht hatten, ging es ganz gut: sie wechselten in der Begleitung ab. Die liebe Jugend selbst durfte, sollte dafür in jeden neuen Tag hineinschlafen, um für den nächsten Abend wieder frisch zu sein.

Dodo brachte das auch fertig. „Ich bin wie der große Napoleon, ich kann dem Schlaf kommandieren," sagte sie wohl. Signe war weniger glücklich. Sie lag oft, wenn sie nach Mitternacht heimkam, noch stundenlang wach oder saß träumend vor dem Kaminfeuer. Man sah es ihr nicht an, ihre Schönheit gewann vielleicht sogar durch einen leichten Zug der Ermattung. Aber ihre Nerven ließen nach. Es kam wohl vor, daß sie das Bedürfnis fühlte, sie aufzureizen, daß sie eine Stunde vor der Ausfahrt zu Vater herunterging: „Papa, gib mir ein Glas starken Wein." Dann lachte der alte Herr: „Na ja, ihr Schwärmer. Ich kenn das. Wart mal, ich hole uns beiden 'ne halbe Flasche Pommery . . . das ist die beste Peitsche. Mir ist auch verdammt flau zumute."

Und überall, wo die Schwestern hinkamen, war Hoburg. Auf dem zweiten Hofball war er; auf dem Empfang beim Reichskanzler war er, er nahm am Kavalier-

ball im Kaiserhof teil, er war auf dem Ball des Kriegsministers und fehlte auf keinem der großen Feste in den Gesandtschaften.

„Rührend —" hatte Dodo einmal spöttisch gesagt.

Aber Signe hatte keinen Grund, sich über Hoburg zu beklagen. Er näherte sich ihr nur, wenn sie im großen Kreise war. Er suchte nicht mehr wie früher ein Gespräch unter vier Augen. Er bat sie nur ganz ausnahmsweise um einen Tanz. Er war sehr zurückhaltend, sehr bescheiden geworden und noch korrekter als früher.

Nur daß sie bisweilen einem fragenden Blick seiner müden Augen begegnete: ‚Hier bin ich. Ich warte meiner Stunde. Ist es so recht?'

Dann kam manchmal eine forcierte, ihr sonst ganz fremde Erregtheit über sie. Sie sprühte in der Unterhaltung, sie lachte, sie kokettierte. Mochten die Mücken, diese törichten Mücken sich doch die Flügel versengen!!

Mit besonderer Mühe und aus besonderer Aufmerksamkeit war in dem Gesellschaftstreiben ein Abend für Neumanns ausgespart worden, die beide Schwestern zum Diner eingeladen hatten.

Einigermaßen zur Verwunderung von Mutter hatten beide sofort übereinstimmend erklärt: „Das können wir nicht abschlagen."

Das Neumannsche Haus in der Brüderstraße erschien Signe immer aufs neue wie eine kleine Oase in der Häuserwüste von Berlin C. Rein äußerlich schon. Die Fassade des zweistöckigen Hauses war ziemlich unansehnlich, aber sobald sich die mächtige Eichentür öffnete, änderte sich der Eindruck. Ein breiter Flur, und dann eine Wendeltreppe von wunderbaren Abmessungen mit einem köstlichen

schmiedeeisernen Geländer; die Wände in barockem Gips, die Decke ein ganz eigenartiger kleiner Kuppelbau, und über dem allem die feine Patina, die nur die Jahrhunderte geben können. Das Haus war auch sehr alt. Herr Neumann, in dessen Familie es schon über hundert Jahre war, erzählte gern mit leisem Schmunzeln: Friedrich I. hätte es für eine seiner Maitressen bauen lassen.

Immer mußte Signe, seit Friedel sich verlobt, an die Braunsteinsche Villa denken, wenn sie dies Haus betrat. Auch dort war alles Protzige vermieden, aber man fühlte, daß es vermieden war. Hier war eine stille Würde, eine Geschlossenheit, die dort ganz fehlte. Und der Eindruck verstärkte sich jedesmal, wenn sie die Wohnräume betrat. Sie waren kaum minder kostbar eingerichtet, als die der Villa in der Tiergartenstraße. Aber sie hatten eins, was kein Reichtum geben konnte — sie hatten Tradition. Die Zopf- und Biedermeiermöbel, nun wieder jüngster Geschmack, waren nicht beim Antiquitätenhändler aufgekauft, sie waren ererbtes Gut. Und wie paßten sie zu den glatten Wänden, zu den gradlinigen weißen Öfen, zu der Fensterform, zu den weißlackierten Türen, sogar zu den ein wenig schmalen, engen Zimmern — es war alles aus einem Guß.

Und wie paßten die lieben Menschen in diese Räume hinein, zu diesen Möbeln! Sie waren vielleicht ebenso reich wie Braunsteins, und sie waren durchaus nicht unmodern. Aber sie prunkten nicht damit, daß sie dem XX. Jahrhundert angehörten, und der Reichtum erschien bei ihnen als etwas Selstverständliches. Auch war, man sagte es, Herr Neumann kein Mehrer des Ererbten, sondern nur dessen guter Erhalter, weil er ein sorgsamer Hausvater

war. Und gerade darum ging ein Hauch des Behagens von ihm aus. Vermischt freilich mit ein klein wenig Spießbürgerlichkeit. Seine Frau spöttelte bisweilen gutmütig darüber: sie hatte in ihrem Salon ein paar schöne neue Gemälde, einige gute Bronzen — „mein Mann würde empört sein, wenn ich aus seinem Arbeitszimmer die fürchterlichen Alabastervasen vom Kamin nehmen wollte."

Berlin W — Berlin C.

‚Die Kreise schneiden sich so vielfach —' dachte Signe auch heute — ‚und doch liegt eine Welt zwischen ihnen.'

Sie stand auf der Schwelle des Salons und wollte gerade die schöne Hausfrau begrüßen.

Da wandte sich der hochgewachsene Herr im Frack neben Frau Neumann — und sie erkannten sich im gleichen Augenblick. Signe meinte, die Kniee wankten unter ihr. So erschrak sie. Alles, alles andere hätte sie eher erwartet: Viktor Kaltenegg stand vor ihr.

Und auch er erschrak. Eine flüchtige Röte ging über sein Gesicht, und seine Hand glitt ein paarmal nervös über die Frackklappe.

Im ersten Augenblick, nachdem sie der jähen Erschütterung Herr geworden, durchschoß sie der Gedanke: ein abgekartetes Spiel.

Aber sie sah sogleich, daß sie irrte. Die Hausfrau stellte ganz unbefangen vor: „Herr von Kaltenegg —" Dann hatte auch schon die gesellschaftliche Form ihre Rechte zurückgewonnen. Signe konnte äußerlich gelassen sagen: „Guten Tag, Herr von Kaltenegg . . ." und ihre Finger berührten sich sogar flüchtig. Dodo, die nach der Schwester eingetreten war, klatschte in die Hände: „Nein,

aber so was! Viktor!“ Und Frau Neumann äußerte, sichtbar angenehm überrascht: „Eine alte Bekanntschaft also — das ist ja reizend.“

Es war eine ziemlich große Gesellschaft, einige dreißig Personen. ‚Zum Glück!‘ dachte Signe aufatmend. Und nur die unsichere Sorge war in ihr, daß der Zufall, dieser unberechenbare Zufall, ihr Viktor zum Tischnachbar gegeben hätte.

Aber da kam schon der Hausherr mit einem etwas exotisch aussehenden Herrn: „Seine Exzellenz, Theodore Castagnolu —“

Richtig, Herr Neumann war ja rumänischer Generalkonsul, und dieser Herr war Ministerpräsident. Oder so etwas Ähnliches. Signe erinnerte sich dunkel, ihm schon einmal begegnet zu sein, und sie war Herrn Neumanns Einsicht, daß sie vielleicht die einzige Dame des Kreises, die ein tadelloses Französisch sprach, dankbar. Seine Exzellenz sollten sich nicht zu beklagen haben. Gottlob — Gottlob, daß es nicht Viktor war, der sie zu Tisch führte!

Sie sah ihn im Augenblick nicht. Sie ließ sich den älteren Damen vorstellen, eine Schar von Herren drängte sich heran. Dann kam wieder der Hausherr und stellte einen bildhübschen, jungen Mann, Mitte der Zwanzig, vor: „Mein Sohn aus der Fremde. Allons, Fritz, mein Junge, mach deinen schönsten Kratzfuß!“ Herr Neumann lächelte dabei wohlgefällig, und er hatte das Recht dazu: der junge Herr war das Ebenbild der Mutter, aber durchaus ins Männliche übersetzt. Und Signe hatte, so erregt sie noch war, sofort etwas für ihn übrig, so ähnlich sah er wieder ihrem kleinen Liebling, dem jüngsten Kinde des Hauses.

Man ging etwas sehr zeremoniell zu Tisch. Man begann gleich — Berlin C ist ein wenig materiell — mit Natives und Chablis, und Seine Exzellenz plauderten bei aller Würdigung dieser guten Sachen mit solch sachlicher Lebhaftigkeit, daß Signe zunächst alle Aufmerksamkeit auf sein fabelhaft schnelles Sprechen konzentrieren mußte. Rechts neben ihr saß der Hausherr. Wenn Mutter zugegen gewesen wäre, hätte sie wahrscheinlich den Kopf geschüttelt: ‚Etwas reichlich viel Ehrung für deine dreiundzwanzig Jahre.‘

Allmählich fand Signe ihre Fassung wieder. Sie suchte heimlich durch die etwas massigen Blumenaufsätze hindurch eine Orientierung über die lange Tafel. Und da sah sie erst, daß Viktor ihr schräg gegenüber saß, zwischen Elly Neumann und einer hübschen jungen Frau mit vielen Brillanten.

Sie sah auch: er hatte sich sehr verändert. Er war viel ernster, viel männlicher geworden. Der kurzgehaltene, blonde Spitzbart stand ihm gut, das Haupthaar war ganz kurz geschoren, so daß das schlanke Oval des Kopfes scharf hervortrat. Viel, viel männlicher sah er aus, recht wie ein Mann, der die Arbeit kennen und lieben gelernt hat. Er sprach eifrig mit Elly. Seine Augen konnte Signe nicht sehen. Aber den feingeschwungenen Mund sah sie: die Lippen — diese Lippen, die so heiß küssen konnten — —

Was war das für eine seltsame, seltsame Begegnung!

Seine Exzellenz machte endlich eine Pause im Gespräch, um sich den Seezungenfilets à la Monte Carlo zu widmen. Und diese Pause benutzte der Hausherr, um

ein paar Worte mit Signe zu wechseln. Er strahlte vor Glück, der gute Herr Neumann: So lange hatte er seinen Ältesten nicht hier gehabt. Sie wisse doch, er sei Ingenieur. Übrigens ein lieber Junge. Wie sie ihn fände? Da unten, bitte, rechts — neben dem Fräulein Schwester. Die schienen sich ja gut angefreundet zu haben. Na ja, die liebe Jugend!

Sonst hätte Signe vielleicht etwas verwundert, etwas hochmütig gelächelt: zählte sie denn etwa nicht mehr zur Jugend?! Aber heut wartete sie nur — wartete sie auf irgend ein Wort, eine Erklärung, wie Viktor hierher kam. Hier in dies Haus, wo sein Name früher nie erwähnt worden war.

Selbstverständlich, sie stand ihm ja ganz als Fremde, ganz objektiv gegenüber. Aber es war nun einmal nicht anders: ein Rest von Interesse blieb doch. Wie hätte es anders sein sollen? Und wenn man es auslöschen wollte, solch Erleben, es kann nie vergessen werden. Die erste Liebe nicht mit ihrem Glück und ihrem Schmerz — und das nagende Schuldbewußtsein erst recht nicht. ‚Wie ich's auch zurückdrängte und übertäubte, wie ich's auch verneinte, es brach doch immer wieder durch . . .'

„Nämlich —" sagte Herr Neumann endlich, nachdem er seinen Steinberger Kabinett kosend gekostet hatte, „nämlich der Herr von Kaltenegg hat sich unseres Jungen in der rührendsten Weise angenommen. Der Fritz hatte in der Kanonenwerkstätte einen häßlichen Unfall, eine schwere Quetschung des Brustkastens, und da hat ihn Herr von Kaltenegg, der zufällig in der Werkstätte war, nicht nur gerettet . . . nämlich weil er allein geistesgegenwärtig genug war, die elektrische Kraft sofort auszuschalten . . .

er hat ihn nachher auch gepflegt, wahrhaftig wie einen Bruder. Ein famoser Mann!" Herr Neumann war sichtlich gerührt; er sah bald auf seinen Sohn, bald auf Viktor, und dann hob er sein Glas, trank Kaltenegg zu und sprach dazu recht laut quer über den Tisch hinüber: „In unendlicher Dankbarkeit, lieber Herr von Kaltenegg!"

Signe wollte nicht hinübersehen, aber sie tat es doch, und sie sah, wie Viktor leicht lächelnd den Kopf schüttelte, als wollte er sagen: ‚Aber das war ja nicht der Rede wert', und dann auch sein Glas erhob. Deutlich sah sie die schmale sehnige Hand, die sie einst so fest umfaßt hatte.

„Ja, so was vergißt sich natürlich nicht," fuhr Herr Neumann fort. „Niemals! Sehen Sie, mein gnädiges Fräulein, und nun fügte es der Zufall, daß er und unser Fritz zu gleicher Zeit hier auf Urlaub waren. Und den Fritz hätten Sie nur mal schwärmen hören sollen. Ich halte ja sonst nicht übermäßig viel von einem Berufswechsel, und bei früheren Offizieren denk ich nun gar leicht an Protektion. Aber der Kaltenegg da, der muß ein ganzer Kerl — pardon, ein ganzer Mann sein! Wie der sich in wenigen Jahren emporgearbeitet hat, sagt unser Fritz, das sei erstaunlich. Nun, da sind meine Frau und ich denn hinausgefahren . . . nämlich er wohnt bei seinen Eltern, und meine Frau hat die Frau Mama mal bei einem Wohltätigkeitsfest kennen gelernt . . . wir wollten ihm doch selber danken. Und dann hat er uns den Besuch erwidert."

Herr Neumann sprach ein wenig umständlich, und Signe war ihm dankbar dafür, denn ihre Selbstbeherrschung schwankte schon wieder. Und als glücklichen Zufall empfand sie auch, daß jetzt Seine Exzellenz das Bedürfnis

fühlten, sie über Rumänien im allgemeinen und das Königspaar im besonderen, über Bukarest und Sinaja, über Jassy und die Petroleumindustrie zu unterhalten. Er hörte sein glattes Französisch ohne Zweifel selbst so gern, daß es genügte, wenn man mit halbem Ohr hinhorchte und dann und wann dem Fluß der Rede durch eine kleine Zwischenfrage neue Nahrung zuführte.

Ein Glück, denn ihre Nerven bebten.

Es war doch etwas seltsam Merkwürdiges, den Mann so loben zu hören, dessen erste, heiße Liebe man einst besessen . . . und zurückgestoßen hatte!

Und sie parlierte französisch und lächelte zu dem Rumänen und dachte dabei immer nur: ‚Ich bin ja so froh, daß es Viktor gut geht im Leben‘, und wußte genau, wie unfroh sie war.

Und dachte: ‚Gottlob, daß er's überwunden hat und nun auf dem Wege zu irgend einem wirklichen Glück ist, daß er von mir gar keine Notiz nimmt, daß er vergessen lernte, was ich ihm einst war. Gottlob! Gottlob!‘ — und wartete doch darauf, daß er einmal, nur ein einziges Mal ihre Augen suchen möchte.

Und dachte: ‚Ganz kann's nicht in seinem Herzen ausgelöscht sein, was darin lebte! Ein Rest muß darin geblieben sein! Und wenn es nicht Liebe ist — Liebe soll und darf es nicht mehr sein! — so Haß! Immer noch besser, als gar nichts! Tausendmal besser, gehaßt sein, als so ganz vergessen.‘

Endlos lang war das Diner.

Immer animierter wurde die Stimmung. Herr Neumann hielt eine etwas umständliche Rede, in der er sein Haus zu allen lieben Gästen, ganz besonders aber zu der

Anwesenheit Seiner Exzellenz, beglückwünschte. Mit einem Hoch auf König Karol und die Dichterkönigin Carmen Sylva schloß er. Exzellenz krähte in einem Toast auf die deutsche Gastlichkeit französische, deutsche und rumänische Brocken durcheinander. Die Gläser klangen aneinander, der und jener ging noch wie in alten Zeiten um den Tisch, um anzustoßen, einer Dame seine besondere Verehrung zu erzeigen.

Auch die Hausfrau war aufgestanden. Sie sah heut besonders schön aus in ihrem olivgrünen Samtkleide mit den drei Goldspangen in dem wundervollen Blondhaar. Schön und jung — es hätte ihr niemand den erwachsenen Sohn zugetraut. Und wie sie so stand und gerade zu ihrer Tochter und Viktor hinüberblickte, traten die Grübchen im Flaum ihrer Wangen hervor und verjüngten sie noch mehr. So glücklich sah sie aus.

So eigen glücklich! Signe wenigstens fühlte das. Sie folgte unwillkürlich dem Blick der Hausfrau und sah, wie Viktor sich zu Elly neigte und wie sie beide lächelten.

Sie hätte lachen und weinen mögen zu gleicher Zeit. Lachen und weinen über sich selber. War's denn nicht lächerlich, daß ihr Herz jäh zuckte? War's denn nicht zum Weinen, daß sie sich nicht freuen konnte über das junge Glück, das dort vielleicht aufblühte?

Dann wurde endlich, endlich die Tafel aufgehoben. Man sagte sich vorn in den Salons wortreich Gesegnete Mahlzeit; die beiden Diener und die beiden Mädchen mit den koketten weißen Häubchen präsentierten den Kaffee; es bildeten sich kleine Gruppen; der Hausherr lud die Herren ziemlich geräuschvoll zu einer Zigarre in sein Arbeitszimmer.

Seine Exzellenz war bei Signe geblieben und schien noch nicht ganz fertig mit seinem Vortrag über die kulturelle Entwicklung Rumäniens. Endlich erlöste Frau Neumann sie: „Ich kann Sie nicht mehr mit dieser Respektsperson sehen, liebes Fräulein von Gudarcza," sagte sie in ihrer herzlichen Art. „Überhaupt eine komische Idee von meinem Manne, diese Tischordnung. Aber was er sich einmal in den Kopf gesetzt hat, davon läßt der alte Bär nicht. Und schließlich war's ja auch ein Ausdruck seiner besonderen Verehrung für Sie. Jetzt müssen Sie zur Jugend."

‚Bitte — nein!' schrie es in Signe, und zugleich: ‚Ja! Ja! Ich will doch sehen, ich will doch sehen!'

Dann fügte es sich, daß sie im Eingang zum nächsten Zimmer auf Dodo und den jungen Neumann stießen. Die Mutter blieb stehen und sah ihren großen Sohn zärtlich an: „Nun, Fritz, zu Hause ist's doch am schönsten? Wie macht sich denn mein junger Bär, Fräulein von Gudarcza? Hat er bei den rauchenden Essen und seinen geliebten Maschinen auch nicht verlernt, ein wenig die Cour zu schneiden? Als Primaner zeigte er entschiedene Anlage."

Dodo behauptete, das müßte lange her sein; sie hätte beim besten Willen nichts bemerkt. Der Ingenieur sagte lachend: „Und ich hab mir solche Mühe gegeben." Sie scherzten alle drei noch ein Weilchen weiter, Signe lachte mit und wußte nicht worüber. Sie sah nur Viktor, der drüben in der Fensternische mit der Tochter des Hauses sprach, warm und angelegentlich. Und sie sah, wie aufmerksam die kleine resolute Elly lauschte.

Einmal hob Viktor den Blick. Signe fühlte, wie

der dem ihren begegnete. Aber gleich sah Kaltenegg wieder fort und sprach mit Elly weiter.

Jäh kam ihr der Gedanke, zwingend fast: ‚Geh zu ihm, gib ihm die Hand, sag ihm etwas . . . irgend etwas Gutes. Was dir der Augenblick eingibt.‘ Aber sofort rief ihr Stolz: ‚Nein! Nicht betteln! Lieber hungern, als betteln!‘

Dabei hatte sie die deutliche Empfindung: ‚Dort drüben erzählt Viktor jetzt von seinem Leben. Deinen Namen wird er nicht nennen. Aber er wird von dem Mädchen sprechen, das er geliebt und das ihn betrogen hat, und davon, daß sich nun — nun endlich die Wunde schließt.‘

Es war so unwahrscheinlich. Sie sagte es sich selber: Welcher Mann, der um ein Weib wirbt, spricht von einer Liebe, die er überwunden hat? Aber sie konnte von der Vorstellung nicht frei kommen. Und ihr war's immer, als hörte sie Ellys: ‚Pfui — wie häßlich!‘

Dann sagte Frau Neumann plötzlich: „Woher kennen Sie eigentlich Herrn von Kaltenegg?“

Die Frage lag so nahe, Signe hatte sie längst erwartet. Sie hatte sich die Antwort zurechtgelegt. Nun konnte sie doch die Worte nicht finden. Da fiel Dodo zum Glück schnell ein: „Er stand ja in Körlin in Garnison, gnädige Frau. Wir haben uns vorhin viel von dem lieben kleinen Nest erzählt.“

Folterqualen litt Signe. ‚Nun wird sie weiter fragen? Wird dich hinüberführen. Muß schließlich merken, wie es zwischen euch stand. Und wenn er sich nicht verrät — du bist ja mit deinen Kräften am Ende.‘

Da bat sie mit einem plötzlichen Entschluß: „Sind

Karli und Magdalena eigentlich schon zu Bett, gnädige Frau? Ich hätte sie doch so gern gesehen."

„Wirklich? Die Kleinen liegen schon in den Posen, aber sie schlafen sicher noch nicht. Wenn Sie wirklich wollen, so kommen Sie nur."

Sie mußten durch das Speisezimmer zurückgehen. Ein Diener begegnete ihnen mit Erfrischungen. Signe nahm ein Glas Wasser von dem Tablett und trank es in einem Zuge leer; ihr Gaumen war wie verdorrt. Dann ging es durch einen langen, halbdunklen Korridor, und endlich öffnete Frau Neumann eine Tür. Die Kinderstimmen schlugen ihr entgegen: „Mama! Mama! Was bringst du uns mit?"

„Da hier! Seht nur!"

„Tante Signe! Tante Signe!" Sie waren beide in den Bettchen aufgestanden und streckten Signe die Armchen entgegen. „Ich hab's ja gesagt," erklärte Karli triumphierend, „daß du zu uns kommst." — „Und jetzt erzählst du uns Märchen," rief Magda dazwischen.

Frau Neumann lachte: „Seh mal einer die Egoisten an. Lassen Sie sich nicht einfangen, Fräulein Signe. Gleich legt ihr euch wieder hin und deckt euch ordentlich zu." Sie gab jedem einen Kuß. „So, und nun müssen wir wieder gehen, Kinder."

Sie lagen ganz still und artig. Aber ihre Augen leuchteten so sehnsüchtig.

„Kann ich nicht ein wenig bei ihnen bleiben? Nur ein Viertelstündchen?" bat Signe.

Karli hatte sich schon wieder aufgerichtet und stimmte, alle Artigkeit vergessend, ein Triumphgeheul an.

„Aber, Fräulein Signe —"

„Bitte, lassen Sie mich ein paar Minuten hier. Ich finde den Weg allein zurück."

„Diese Krabben! Papa wird kommen! Wartet nur!" Und dann sagte die Mutter doch: „Sie sind so lieb zu den Kindern, und die haben Sie so lieb. Wenn Sie wirklich wollen . . ."

Aus dem Märchenerzählen wurde freilich nichts. Signe konnte kaum sprechen. Aber sie ging von dem einen Bettchen zum andern, küßte die Kleinen, rang sich ein paar Worte ab.

„Tante Signe, du bist so anders! Tante Signe, du bist so ernst heute."

„Man kann doch nicht immer lustig sein, Karli. Wenn ich wiederkomme, — bald —, erzähl ich euch dafür die schönsten Geschichten . . ."

Es wurde stille im Zimmer. Als ob die Kinder mit unbewußtem Feingefühl irgend etwas Fremdes in Signe respektieren wollten.

Sie hatte sich einen Stuhl zwischen beide Betten gezogen. Hier saß sie, und jedes der Kleinen hatte glücklich eine Hand erwischt und streichelte die, die Hand und allmählich ein Stückchen Arm, leise und zärtlich.

Einmal sagte Magda: „Du hast ganz kalte Hände, Tante. Steck die doch ein bißchen unter mein Bett, ich geb dir gern was ab." Da umfaßte sie Signe und beugte sich tief über sie. Aber gleich rief Karl: „Ich will Tante auch warm machen." Der eifersüchtige kleine Kerl!

Eine ganze Weile saß sie wieder still zwischen beiden Kindern. Dann und wann tat eins eine halblaute Frage — irgend etwas kindlich Gleichgültiges. Ob das Essen sehr schön geschmeckt hätte? Ob Auguste wieder ein paar

Gläser hingeworfen hätte? Sie antwortete. Aber ihre Gedanken wanderten.

Zurück in die Vergangenheit!

Alles hatte der heutige Abend wieder erweckt und bloßgerissen.

Aber was war das eigentlich, was sie heut so packte und schüttelte, daß sie aller Selbstbeherrschung bar wurde? Liebe? Wiedererwachende Liebe?

Wenn es noch das gewesen wäre! Das hätte Schmerzen gebracht, aber in den Schmerzen das Glück, Glück auch im Entsagen.

Es war aber nicht Liebe. Und das war das Demütigendste: nichts anderes war's, als tiefverletzte Eitelkeit! Ganz klar erkannte sie das mit ihrem scharfen Verstande. Wenn Viktor heut bei ihrem Anblick zusammengeschauert, wenn das Blut ihm jäh ins Gesicht geschossen wäre, sie hätte triumphierend vor ihm gestanden, hätte ihm mit einem Lächeln die Hand hinstrecken können.

Es wäre auch dabei wohl ein Rest wärmeren Empfindens gewesen, doch den hätte sie niedergehalten. Rücksichtslos, wie immer sie's selber geschmerzt haben würde.

Aber daß er sie übersah, daß ihr Anblick nicht in seinem Herzen alle alten Wunden bluten ließ und die alte Sehnsucht wachrief, daß er in ihrer Gegenwart einer anderen huldigen konnte: das hatte sie so tief getroffen.

Und dessen schämte sie sich und wußte doch: ‚Deine Eitelkeit ist stärker als jede Selbsterkenntnis.‘ Und fühlte zugleich in der tiefsten Unterströmung ihrer Seele: ‚Darum bist du immer arm und armselig. Du hast die Sehnsucht, jemand lieb zu haben, und wirst immer einsam bleiben.‘

„Hab mich doch ein bissel lieb —,“ bat die kleine

Magda. „Mich auch ein bissel lieb haben —“ echote Karli. „Du bist ganz komisch heute, Tante Signe.“

‚Hab mich doch ein bissel lieb . . .‘

„Ja, ja doch . . . ihr lieben, lieben Kinder!“

Und sie umschlang sie. Und küßte sie. ‚Ja doch . . . lieb haben . . .‘

* * *

Als Signe wenige Minuten später in den großen Mittelsalon eintrat, war sie ganz ruhig, hatte sie ihre stolze, kühle Haltung völlig zurückgewonnen. Sie ging zur Hausfrau, die in einem großen Kreise älterer Damen saß, und sprach von den Kleinen, daß Frau Neumanns schönes Gesicht vor Mutterglück strahlte. Sie sah zu Viktor hinüber und befahl ihrem Herzen, nicht um einen Schlag schneller zu pochen. Und sie sah zu Dodo hin, die mit der jüngsten Jugend irgend ein sehr harmloses, sehr altmodisches Pfänderspiel spielte: Fritz Neumann war eifrig dabei und wahrscheinlich Dodos begeisterter Ritter.

Dann wurde unter großer Umständlichkeit aufgebrochen, mit vielen Danksagungen gegen Wirt und Wirtin, dem üblichen ‚es war reizend bei Ihnen‘ und ‚auf baldiges Wiedersehen‘. Im Korridor war ein ziemliches Drängen, ein paar Diener standen mit Mänteln und Pelzen an den Wänden; eine sehr korpulente Dame zog sich die Galoschen an und füllte die halbe Breite des Flurs. Signe eilte in die Garderobe. Sie war froh, daß Viktor noch in den Zimmern geblieben war.

Aber gerade, als sie mit Dodo aus dem kleinen Raum, in dem die Damen abgelegt hatten, herauskam, traf

sie auf ihn. Er hatte schon den Paletot an, den Zylinder auf und war im Begriff, sich eine Zigarette anzuzünden.

Als er sie sah, trat er einen halben Schritt zurück, um ihr Platz zu machen, und zog den Hut. Dann — während sie auf das Treppenhaus hinaushuschte, so nah an ihm vorbei, daß ihr Mantel ihn streifen mußte, hörte sie, wie er mit heiterer Stimme zu Dodo sagte: „Adieu, gnädiges Fräulein. Sonntag mittag auf Wiedersehen. Meine gehorsamste Empfehlung daheim."

Signe mußte warten, denn die Schwester zögerte. Sie sprach wohl noch mit ihm, oder Fritz Neumann war noch einmal auf den Flur hinausgekommen. Fröhliches Lachen klang auf. Eine alte Dame, die neben Signe die Treppe hinunterging, langsam und vorsichtig, mit der Hand am Geländer, meinte: „Die liebe Jugend kann wieder einmal kein Ende finden."

Dann kam Dodo wie der Wirbelwind, zwei Stufen auf einmal. „Du, ich soll dich von Elly grüßen. Du hast ihr nicht mal Adieu gesagt. Aber sie läßt dir sagen, bös sei sie dir nicht. War das ein reizender Abend!"

Sie stieg wortlos in den Wagen. Aber als Dodo den Schlag geschlossen hatte, brach mit einem Male die Bitterkeit in ihr durch. Sie konnte sich nicht mehr bezwingen. Irgendwie mußte sie sich Luft machen. Und so stieß sie heraus: „Ein reizender Abend! Es wird allmählich banal, so oft wiederholst du das, jedesmal, wenn wir aus sind! Heut — nun du scheinst freilich besonders auf deine Kosten gekommen zu sein. Dieses halbe Kind . . . ich weiß nicht, was du dir dabei gedacht hast!"

Sie hatte sehr schnell gesprochen und schämte sich, sobald sie abbrach.

Dodo, die sich schon in ihrer Wagenecke eingekuschelt hatte, fuhr jäh auf. Wie ein gereiztes Kätzchen, mit blitzenden Augen.

Aber gleich schüttelte sie den Kopf und sagte nur leise: „Arme Signe."

11

Aschermittwoch —

„Vorbei ist Spiel und Tanz," sagte der Vater, „Gesungen sei's und gepfiffen."

Er saß in dem tiefen Sessel vor dem Kamin und sah über das Zeitungsblatt weg auf Signe. Sie war allein mit ihm im Zimmer, lehnte, durch ein paar Stühle getrennt, in dem anderen Klubsessel und sah, die Hände im Schoß auf ihrem Buch, in das leise zuckende Feuer.

„Ein Segen, daß nun Ruhe einkehrt. Es war ja manchmal ganz nett — zugegeben. Manchmal hab ich mich wirklich amüsiert. Na, und der Punsch im Schloß gestern abend, allerhand Achtung. Das kriegt doch sonst keiner so raus. Die nehmen da freilich die alten Kabinettweine hinein, weißt du, die sie im Keller haben, die edlen Herren vom Rhein. Wenn sie so an der Altersgrenze stehen. Das gibt dann das köstliche Aroma. Daran hab ich mich schon in der Jugend erbaut, und das Rezept scheint ganz dasselbe geblieben zu sein. Auch Tradition, wie bei uns noch so vieles —"

Er sprach und sprach, und eigentlich war's doch nur

Vorwand. Sollte nur dazu dienen, daß Signe endlich einmal aufsah.

Dann unterbrach er sich plötzlich und sagte in ganz verändertem Tonfall: „Mädel, was ist eigentlich mit dir los?"

„Mit mir?" Sie sah noch immer nicht auf, nur die schmalen, durchsichtig weißen Hände schlossen sich fester um das Buch. Wie Blutstropfen schimmerte der dunkelrote Einband zwischen den Fingern hindurch.

„Ja, mit dir!" wiederholte er, ein wenig besorgt, ein wenig gereizt. „All die letzte Zeit. Hol mich dieser und jener: du bist ganz anders geworden. Ich hab doch auch meine Augen im Kopf. Erst hab ich gedacht: Überanstrengung. Ein Wunder wär's ja nicht. Mag auch hinzukommen. Aber solch miserable Nerven hattest du sonst nicht. Ne, Kind — diese matte Gleichgültigkeit, um nicht Blasiertheit zu sagen . . . ich meine, das muß doch noch seine besonderen Gründe haben."

Früher hatte Signe gerade zu Vater immer Vertrauen gehabt. Er war ihr Vertrauter und ihr Berater gewesen. Nun war er das längst nicht mehr. Er selbst war wohl auch anders geworden; es kam nur selten vor, daß er die alten lieben Töne anschlug. Seit Monaten war's zum ersten Male. Aber wenn sie ihm heut hätte Rede und Antwort stehen wollen wie einst, sie hätte nicht gewußt, was sie ihm sagen sollte. Sie war ja solch armes Schifflein geworden, das den Weg zum Hafen nicht mehr fand, und Vater hatte jetzt so wenig das Zeug zum Lotsen — am wenigsten für ihre Nöte.

„Es ist wohl nichts wie Übermüdung," gab sie matt zurück.

Aber er schüttelte den Kopf. „Das will ich gar nicht hören, das ist eine faule Ausrede. Mädel, sei mal ehrlich. Sei mal wieder meine alte Signe! Bist du verliebt?“

Sie lachte auf. Kein fröhlich verneinendes Lachen. Zitternd klang es, schmerzlich und bitter. Und bitter klang ihre Antwort: „Verliebt — ich? Ich bitt dich, Papa!“

Er brummte: „Na, ich weiß nicht. Manchmal kommt's mir doch so vor. Zugeben wollt ihr so was nie.“ Und dann stand er langsam und schwer auf — er war lange nicht mehr so beweglich, wie noch vor einem Jahre — und setzte sich dicht neben die Tochter, legte seinen Arm um sie, wie er es früher oft getan hatte, und sagte zärtlich: „Also, Signe, sei mal 'n bissel lieb zu deinem Vater! Gesteh mal, wo dich der Schuh drückt. Wie ist's denn da . . . mit deinem Herzen?“

Ihr war das Weinen nahe. Aber sie versuchte doch noch, mit einem halben Scherz auszuweichen. „Am Ende hab ich gar kein Herz, Papa.“

„Na — na! Aber nun mal Spaß beiseite, Signe . . . verändert bist du, seit du Viktor bei Neumanns wiedergesehen hast. Rede nicht — es ist so. Eigentlich, und das ist kurios, seid ihr beiden Mädels seit dem Tage anders. Na, Signe, laß uns mal ein deutsches Wort miteinander reden: wenn du dir's überlegt hast, wenn du deine Ansichten geändert hast, mir kommt's nicht darauf an, mich auf die Bahn zu setzen und nach Westfalingen zu dampfen. Ich bin dem Viktor auch immer gut gewesen, und er hat auch was von mir gehalten — ich krieg die Sache wohl doch noch in Dreh . . .“

Beide Hände streckte sie aus. „Nein! Nein!"

Vater sah sie scharf an, ein wenig enttäuscht. ‚Kenn einer die Signe aus,' dachte er wieder einmal. Eine Weile schwieg er. Dann sagte er langsam: „Bist du ein wunderliches Mädel . . ." und dann, wie mit einem Gedankensprung: „Und was ist denn mit unserer Dodo los? Die ist so still und ernst geworden, und dabei lächelt sie manchmal wieder stillvergnügt. Kannst du mir da nichts verraten?"

„Nein, Papa, du mußt Dodo schon selber fragen."

„So! Damit gibst du halbwegs zu, daß ich nicht ganz auf dem Holzwege bin." Er schmunzelte. „Die kleine Kröt — seh mal einer an — die hat also schon ihr Herz entdeckt."

„Ich hab nichts gesagt."

„Beileibe. Ist auch gar nicht nötig."

Er sann eine Weile nach. Signe saß ganz still. Vaters Arm lag noch immer um ihre Schultern, und sie fühlte das wie einen sanften, wohligen Schutz. Fest legte sie sich hinein, wie sie's als Kind getan. Die Lider sanken müde über die Augen. Und sie dachte: ‚Der gute alte Papa . . . wenn du ihm doch dein Herz ausschütten könntest . . . ja . . . aber er würde dich doch nicht verstehen . . .'

Da begann er wieder: „Hör mal, Signe, du hast mal, vor Weihnachten, den Wunsch ausgesprochen, zu reisen. Wie wär's jetzt? Wenn wir's ein bissel schlau anfangen, kriegen wir Mama herum."

Sie schlug die Augen auf, sie richtete sich hoch.

„Papa, wenn du das tätest!"

Sie sagte es hastig, mit stockendem Atem. Heraus-

kommen! Ja . . . das war das Richtige. Ein anderes Land, andere Menschen, andere Eindrücke . . .

„Warum sollte ich das nicht tun?“ Vater lachte leise. „Weißt du, nicht bloß deinetwegen. Auch Dodos wegen. Wie das mit der auch sei, sie muß mal erst was sehen! Und Mutters wegen. Der tut eine Ausspannung auch gut. Na, nicht zu vergessen . . . auch meinetwegen. Ich bin noch nie in Italien gewesen. Siehst du: Gründe wie die Brombeeren! Du, und dann ist's auch gut, wenn man Friedel und seinen verehrten Schwiegereltern ein wenig aus dem Wege geht. Das ganz unter uns gesagt, Mama Braunstein fällt mir auf die Nerven. Neulich hat sie mir höchstihren Stammbaum vorkonstruiert . . .“

Das leise Lachen verstärkte sich. Er wischte sich rechts und links den Schnurrbart und gab Signe einen herzhaften Kuß.

„Wann reisen wir?“ bat sie sehnsüchtig.

„Na, das wollen wir erst mal mit Mutter überlegen. Und mit dem Sanitätsrat. Und der muß im Notfall einen Spezialisten hinzuziehen, ein halbes Dutzend, wenn einer nicht reicht. Aber wir reisen — wir reisen! Darauf verlaß dich, Signe!“

Sie reisten wirklich.

Es war nicht ganz leicht gewesen, Frau Ida den Entschluß zur Reise abzuringen, und selbst der Nervenspezialist scheiterte. Aber die Hilfe kam ganz unerwartet von einer anderen Seite. Mutter hatte ein großes Bildungsbedürfnis in sich entdeckt. In allen Gesellschaften war im Laufe des Winters Kunst gesimpelt worden, und immer hatte sie schweigend dabeisitzen müssen. In allen

Gesellschaften hatte man von Land und Leuten gesprochen, und ihre Kenntnisse erstreckten sich nicht über Allenstein im Osten und Hannover im Westen hinaus. Ein paar Male hatte sie unvorsichtigerweise doch mitgesprochen, einmal die Uffizien nach Rom verlegt, ein andermal die Riviera Ponente mit der Riviera Levante verwechselt. Da traf sie, als sie mit Dodo wieder einmal im Kaiser Friedrich-Museum umherpilgerte, Frau von Braunstein, die andächtig vor einem kleinen Palma Vecchio stand, den ihr Gatte kurz vor seiner Nobilitierung gestiftet hatte. Man kam in ein Gespräch, man sprach schließlich im Weiterschlendern wieder von Italien. Und es gab Mutter einen Stich tief ins Herz hinein, als sie hören mußte: „Aber liebste Frau von Gudarcza, Sie waren wirklich noch nicht im Wunderlande?“

Man reiste also.

Signe war mit der Ausarbeitung des Programms betraut worden; Mutter hatte in dieser Beziehung einen gewissen Respekt vor ihrer Erfahrung, und Vater erhoffte aus den Vorbereitungen eine Zerstreuung für sie. Aber schon bei den Vorkonferenzen traf sie es nicht gut: sie wollte zu vielfach vom üblichen Touristenwege abweichen, während Frau Ida auf den heiligen Bädeker und Vater vor allem auf dessen Hotelsterne schwur. Er hatte sich im Millionenklub noch einmal informiert, und seine Informationen deckten sich in erstaunlicher Weise mit jenen Sternen; vom Grand Hotel in Venedig bis zum Grand Hotel in Rom. Daran war nichts abzuhandeln. Und auch in der Ausführung ließen die Eltern nicht mit sich markten: Signes nervöse Ungeduld wollte am liebsten mit dem Expreßzug bis Rom durchfahren, sie bestanden auf

der bequemen Behaglichkeit des langsamen Reisens. Man kroch, mit reichlichen Erholungsaufenthalten in München und Bozen, südwärts und spähte vom Brenner ab vergeblich nach dem blauen Himmel und der warmen Sonne Italiens aus. So begann die Reise mit allerlei Enttäuschungen: in Verona mußten die wärmsten Sachen aus den Koffern ausgegraben werden, in Venedig kränzte frühmorgens die feinen Architekturlinien des Markusplatzes frischgefallener Schnee, und in Florenz sah man anstatt heller Blusen Pelzjäckchen und Pelzkragen. Mutter meinte fröstelnd: „Und dazu reist man nach Italien!"

Über Rom, wo längerer Aufenthalt genommen werden sollte, leuchtete endlich die Sonne, und die Stimmung hob sich. Anders freilich, als Signe es erhofft hatte. Vater und Mutter hatten für die stolze Schönheit der Ewigen Stadt nur ein minderes Verständnis. Der Major fand höchstens einige Erinnerungen an die ‚alten Römer' interessant, vor denen er aus der Schulzeit einen gewissen Respekt als vor dem gewaltigsten Kriegsvolk der alten Zeit hatte; das ‚katholische' Rom, das Rom der Päpste, war seinem Protestantengemüt im Innersten unsympathisch; Frau Ida absolvierte gewissenhaft ihr tägliches Pensum an Geschichte und Kunstgeschichte, Ruinen, Kirchen und Galerien, war aber heimlich über die Strapazen entrüstet. Er fühlte sich am wohlsten im Rauchzimmer des Hotels; sie bei der Schokolade und den Dolces im Café Aragno oder auf einer Fahrt nach dem Pincio im bequemen Landauer.

Und auch Dodo war keine Reisegefährtin, wie Signe sie sich gewünscht hätte. Dodo hatte etwas eigen Verträumtes. Oft leuchteten ihre Augen, wenn Natur und

Kunst sie begeisterten. Aber sie jubelte ihre Freude nicht mehr hinaus, wie sie es früher bei weit geringeren Anlässen getan hatte. Sie nahm sie still in sich auf, als ob sie alles Gute und Schöne aufsparen wollte — für später. Sie war anders geworden; das Verhältnis zwischen den Schwestern war anders geworden. Signe fühlte es deutlich, Dodos kindliches Vertrauen zu ihr war tot.

So war sie auch jetzt vereinsamt.

Und sie empfand es schmerzlich: Rom wirkte auf sie nicht mehr wie in jenen Tagen, in denen sie sich mühsam die Stunden vom Dienst bei der Fürstin erobert hatte, um von einer Bank des Palatin auf das Forum hinabzuträumen, um in irgend einem entlegenen Kirchlein vor irgend einer Madonna, die keinen Stern im Bädeker hatte und doch so himmlisch schön war, zu schwelgen, um irgend einem Bambino auf der Straße die braunen Bäckchen zu streicheln.

Sie wußte wohl: es lag nicht an Rom. Es lag auch nicht nur daran, daß sie die schlecht verstandene Führerin für Mutter spielen sollte. Ihre eigene Stimmung trug die Schuld. Die unfrohe Mattigkeit ihrer Seele wollte nicht weichen, und die Unrast, die sie dazwischen packte, quälte sie noch mehr. ‚Römisches Fieber‘ — dachte sie bisweilen.

Es war im Grunde ja auch nicht anders als daheim. Ein Einerlei bei allem Wechsel. Das Einerlei: die Mahlzeiten im großen Speisesaal, das Toilettemachen, das Ausfahren, das Angestaunt- und Angestarrtwerden. Der Wechsel: eine Sammlung heut, eine Kirche morgen. Früher hatte sie dann und wann wenigstens auf einsamen Spaziergängen ein Stück echten Volkslebens erspäht, jetzt

schrie Mutter bei dem Gedanken auf, eine der Töchter könnte allein über die Straße gehen.

Ja, manchmal kam ihr der bittere Gedanke: eigentlich hattest du damals, als du den ersten Winter in Rom verlebtest, auch noch in anderer Beziehung mehr Anregung als jetzt. In dem kleinen Salon der Fürstin waren doch mancherlei Erscheinungen aufgetaucht, die interessieren konnten. Ein älterer Diplomat mit den abgeschliffensten Manieren der Welt, ein junger Historiker, der irgend eine Empfehlung besaß, ein römischer Kirchenfürst, der Verbindungen mit der deutschen Aristokratie pflegte, ein Bildhauer, der um des heimischen Stipendiums halber seine Reverenz machte. Schließlich zählte auch Hoburg in diese Reihe. Wie manche Stunde hatte sie mit ihm verplaudert. Es war nicht tief gegangen — dazu war er nicht der Mann — aber es hatte doch die Zeit getötet.

Heut lebte sie inmitten des geräuschvollen Hoteldaseins mit den Eltern wie auf einsamer Insel. Vater hatte wohl ein paar oberflächliche Bekanntschaften mit älteren Herren gemacht, die Unterhaltungen mit ihnen konzentrierten sich aber im wesentlichen auf die Weinkarte und auf Klagen über kleine Unzuträglichkeiten des Menüs; Mutter hielt es für vornehm, möglichst zurückhaltend zu bleiben, schon aus Sorge vor den fremdsprachigen Elementen. Über eine knappe Vorstellung, allenfalls über ein flüchtiges Grußverhältnis kam sie nicht hinaus. Und Dodo schien das ganz recht. Die saß, wenn sie nur irgend Zeit hatte, und schrieb lange Reisebriefe an ihre Freundin Elly.

Eines Morgens hatte sich Signe doch fortgestohlen. Nach einer schlaflosen Nacht. Sie mußte sich endlich ein-

mal müde laufen, endlich einmal frische Luft schöpfen. Diese vielberufene und doch so herrliche römische Luft, wie sie mild und würzig von den Albanerbergen herüberwehte.

An der Piazza del Popolo war sie gewesen, hatte auf der Rückseite des Hotels de Russie fast sehnsüchtig das Fenster des kleinen Zimmers gesucht, in dem sie einst gehaust — nicht viel besser als in einem Domestikenzimmer — hatte ein paar Judasbäume am Pinciohang im bescheidenen ersten Blühen gesehen, war vor der Villa Medici einem Trupp fröhlich lachender Kunstjünger begegnet, die ungeniert stehen blieben, um sie anzuschauen, stieg nun vom Triniti de' Monti die Spanische Treppe hinunter. Einen großen Strauß Blumen wollte sie kaufen.

Und wie sie wählte und mit einem fremden Vergnügen ein wenig feilschte — eigentlich nur, um wieder einmal ordentlich italienisch sprechen zu dürfen, in beiden Händen schon die Rosen, Rosen in allen Farben, — da stand plötzlich Hartwig Braunstein vor ihr, zog tief den Hut, lächelte ein wenig verlegen: „Guten Morgen, gnädigstes Fräulein! Welch glückliche Vorbedeutung! Gestern abend bin ich angekommen, heut beim ersten Ausgange treffe ich Sie.“

Signe gehörte nicht zu denen, die leicht überrascht werden. Aber sie hätte alles eher erwartet, als dieses Wiedersehen hier an der spanischen Treppe, auf dem großen Blumenmarkt Roms. Von Braunstein hatte sie zuletzt gehört, er sei auf Kreta, grabe am Palast des Minos aus.

Einen Augenblick stand sie sprachlos. Dann mußte sie über ihr jähes Erschrecken und doch auch über die

Art der Begegnung lächeln. „Sie hier, Herr von Braunstein?“ Sie suchte die Rosen mit einer Hand zu fassen, um ihm die andere zu reichen. Er griff schnell zu: „Erlauben Sie, gnädiges Fräulein!“ Dabei fiel ihr kleines Portemonnaie auf den Boden, ein Dutzend Silber- und Kupfermünzen rollten über das Pflaster, fünf, sechs Jungen lagen sofort auf dem Bauch, die Verkäufer schrien; auch Braunstein und Signe bückten sich und lachten. Schließlich warf er noch eine Hand voll kleiner Münzen unter die liebe Jugend, und das Hallo wurde größer und größer. Sie waren froh, als sie zusammen weiterschlendern konnten, nach dem Corso zu und diesen hinab. Er erzählte und erklärte dabei, daß man die Ausgrabungsarbeiten wegen der Unruhen auf Kreta hätte einstellen müssen, daß er nun einige Wochen hierbleiben wollte. „Wo wohnen Sie?“ fragte sie dazwischen. „Auch in einem der großen Kasten?“

„Der Himmel bewahr mich. In der Via Babuino, wo ich schon als Student hauste, fünf Treppen hoch, Marmorfußboden und unheizbar, aber dafür eine Aussicht — eine Wunderaussicht über halb Rom. Und ein Original von Wirtin, die an sich ein Genuß ist: ganz abgesehen davon, daß sie die schönste Pasta asciutta ai pomi d'oro bereitet, die man in Rom bekommen kann. Zuschauen darf man freilich bei ihren Kochkünsten nicht.“

Der kleine Zwischenfall hatte eine heitere Stimmung zwischen ihnen geschaffen, und sie hielt an. Er plauderte aus dem Hundertsten ins Tausendste, allerlei frohen Kleinkram aus dem römischen Leben, viel ungezwungener, frischer und lebendiger, als es in Berlin seine Art gewesen; sie hörte amüsiert zu und gab dann und wann ein Körn-

lein bei. Als sie vor dem Grand Hotel standen, wunderte sie sich, wie kurz ihr der lange Weg vorgekommen, wie schnell ihr die Zeit vergangen war. Er erklärte, am Nachmittag den Eltern seinen Besuch machen zu wollen. „Kommen Sie doch zum Lunch. Papa wird sich sehr freuen," bat sie, und dann nahm sie eine der Rosen aus ihrem großen Strauß: „Bitte, Herr von Braunstein, meinen Dank für die liebenswürdige Begleitung."

Sie war sich bewußt, es ohne jede Spur von Koketterie gesagt zu haben. Eine kleine Artigkeit sollte es sein — nicht mehr. Um Himmels willen nicht mehr! Aber sie erschrak im gleichen Augenblick. Denn sie mußte die leise Feierlichkeit bemerken, mit der er wortlos die Rose nahm, gleich einem wertvollen, überraschenden Geschenk etwa. Und sie sah wieder in seinen Augen den verschleierten Blick, der eine stumme Huldigung ausdrückte.

„Also auf Wiedersehen —" sagte sie hastig. Nickte und eilte ins Hotel.

Sie hatte sich doch verspätet. Die Eltern und Dodo waren schon zum Ausgehen gerüstet, Mutter recht ungnädig. Ihre Ansage Braunsteins fiel zuerst auf ziemlich unfreundlichen Boden. „Ah, dieser superkluge Hinkebein!" meinte Frau Ida. „Nun, man wird sich ja nicht mit ihm zu verheiraten brauchen."

Vater lachte: „Verheiraten ist gut! Übrigens ist der Mann gar nicht so übel. Wer weiß, ob er uns nicht hier und dort ein ausgezeichneter Führer werden kann. Und schließlich, Ida, er ist Friedels Schwager."

‚Man wird sich ja nicht mit ihm zu verheiraten brauchen —‘

Das Wort, so völlig anders es gemeint war, klang

während des ganzen Vormittags in Signe nach. Sie hätte lachen mögen darüber, daß sie's auf sich persönlich anwandte, und es erschreckte sie dennoch. Denn immer wieder tauchte vor ihr der ernste Blick des Mannes auf mit der scheuen Zärtlichkeit, der stummen Schmeichelei im Ausdruck. Sie hatte es ganz vergessen; nun erinnerte sie sich wieder, wie er ihr einst gesagt, als er sie mit einem Fischermädchen aus Lesbos verglich: ‚Sie war schön, so schön — so schön, wie Sie.'

Sie hatte Braunstein gern gehabt, seit sie ihn kennen gelernt: sein ruhiges Wesen, die Fülle seiner Interessen, die gescheite Art, wie er der Ausdruck gab. Es hatte ihr gefallen — gerade das! — daß er sich aus den Geschäftszimmern seines Vaters auf die schöne Insel seiner künstlerischen Neigungen gerettet, daß er ernst und tüchtig arbeitete, nicht nur als Amateur, dem die reichsten Mittel zu einer Liebhaberei zu Gebote stehen, sondern als wirklicher Forscher. Auch seine Persönlichkeit war ihr sympathisch. Aber heiraten — heiraten —

Der Vormittag galt einem kleinen Ausflug nach der Campagna. Über Ponte Molle ging es auf der alten Via Flaminia nach der Villa der Livia.

Die öde Campagna hatte sonst für Signe immer einen besonderen Reiz gehabt: sie träumte sich gern hinein in die stumme Verlassenheit der Ebene, hatte Verständnis für deren eigene malerische Reize, für die weiten Blicke über das stumpfe Grün hier, über blumige Wiesen dort, auf die gewaltigen blauen Bergsilhouetten im Hintergrunde. Heut sah sie das alles nicht, fühlte es nicht.

Mutter war sehr gesprächig. Sie schimpfte auf den Wagen, dessen Schlag allerdings bedenklich schief in den

Angeln hing, schimpfte auf den Kutscher, der die Peitsche unsinnig gebrauchte, schimpfte auf die verwahrloste Steppe. Vater lachte dann und wann dazu und wurde nur verdrießlich, daß Frau Ida sich einen Aufenthalt bei den Osterien vor Ponte Molle verbat, wo es doch so trefflichen Genzanowein geben sollte. Dodo saß still in ihrer Ecke. Es schien fast, als sei sie heut in der rechten Stimmung für den Campagnazauber, ihre Augen blickten träumerisch in die Weite.

In Signe aber arbeiteten die Gedanken. Quälend geradezu. War Hartwig Braunstein wieder einer von denen, um die es ihr leid tun mußte? Einer von denen nicht nur, die sich vor ihren Triumphwagen spannten, die ihr huldigten — das hätte sie nicht geschmerzt — sondern einer der andern, die ernstlich warben? Einer von denen, die ihre Hand begehrten? Nein, nein! Das durfte nicht sein.

Dann standen sie nebeneinander vor den Wandmalereien in der Villa. Mutter spöttelte über die naive Kunst, spöttelte über die bröcklige Wand und die ‚Farbenkleckse‘ darauf. Mit einem Male warf Dodo dazwischen, fast trotzig: „. . . . und es ist doch schön.“

„Was denn eigentlich?“ fragte Vater. „Ich weiß nicht — ich bin wie Mama — ich find's greulich.“

Da schwieg Dodo zuerst. Aber dann sagte sie: „Ja — wissen! Wissen kann man das nicht recht. Das muß man fühlen. Den feinen Zusammenklang in den Farben, der noch jetzt aufleuchtet, und den Fluß der Linien . . . ich kann das auch nicht erklären. Aber schön ist es, wunderschön.“

Es war zu sonderbar: vor zwei Stunden hatte ein

Wort, das gar keinen Bezug auf sie hatte, Signes Gedanken in eine ganz bestimmte quälende Richtung hineingezwungen. Jetzt erlöste sie ein anderes Wort, das ebensowenig auf sie gemünzt war.

‚Schön — wunderschön.'

Was sie sich nur eingebildet hatte! Wenn der junge Kunstgelehrte bewundernd zu ihr aufsah, galt der Blick ja gar nicht ihr. Er sah sie an, wie er wohl ein schönes Kunstwerk ansah. Ein Kunstwerk der Natur — gleichviel ob das Signe Gudarcza, ob es ein Fischermädchen auf Lesbos war.

So war es!

Er dachte gar nicht an dies dumme Heiraten. Er dachte nur: dies Mädchen ist schön. Von der Schönheit, die deine alten Griechen liebten. Erfreue dein Auge daran!

Plötzlich lachte sie laut auf. So erlöst kam sie sich vor, so froh.

So unmotiviert lachte sie, daß Mutter erstaunt meinte: „Nein, Signe, du bist doch zu komisch. Erst ein paar Stunden wie ein Frosch, und nun lachst du plötzlich. Und keiner weiß warum."

„Muß man das denn immer wissen?" gab sie zurück mit einem Aufleuchten ihrer Augen. „Dodo hat ganz recht, man muß nicht immer alles wissen. Auch nicht, warum etwas schön ist. Aber Dodo hat auch darin recht: die Reste großer Kunst dort sind noch in den traurigen Ruinen schön. Was brauch ich zu wissen, weshalb? Sie wirken so auf mich. Ich denke daran, daß die Mutter der Cäsaren vor den Bildern hier stand, vor fast zwei Jahrtausenden, und sich ihrer freute und den Meister lobte, der sie geschaffen."

„Und darum lachst du?"

„Nicht darum. Nehmt nur an, ich wisse selbst nicht, warum ich lachte."

Mutter war verletzt. Machte sich Signe etwa über sie und über ihre Urteile lustig? Aber sie sagte nichts. Gegen Signe war so schlecht etwas zu sagen. Nur zum Aufbruch drängte sie. Man hatte ja einen Gast zum Lunch . . . ‚diesen' Herrn von Braunstein.

Der Umschlag in Signes Stimmung hielt an.

Es war wie ein leises Frohlocken: endlich einmal ein vernünftiger Mensch! Und etwas von der alten Eitelkeit war dabei: für ihn will ich gern schön sein! Er soll, er muß mich wirklich schön finden. Schön wie eine Hellenin, schön wie das Fischermädchen auf Lesbos. Als sie zum Lunch erschien, wußte sie: ich habe heut meinen besonders guten Tag, und sie freute sich darüber. Sie kam etwas spät. Die Eltern standen mit dem Gast schon wartend an dem kleinen Tisch, ganz am andern Ende des großen Saales. So mußte sie durch die langen Reihen der Tische gehen, und sie fühlte, wie alle Augen sich auf sie richteten. Wieder einmal ganz wie eine Fürstin schritt sie durch den Raum. Den feinen Kopf hoch, den Blick grad aus.

Man machte zum Lunch nicht besondere Toilette. Sie hatte auch nur ein Promenadenkleid gewählt, aber doch mit Bedacht. Der kurze Rock von kornblumenblauem Tuch schmiegte sich eng um ihre Gestalt; die blaue Seidenbluse mit den gelblichen Spitzen stand ihr besonders gut zur Gesichtsfarbe, zu der eigenartigen Färbung ihrer Haare, aus deren rotem Gold ein winzig kleiner Brillantkamm leuchtete. Leuchtete wie ihre Augen.

Und sie lächelte, als sie Braunstein die Hand reichte. Lächelte so liebenswürdig, daß die Schwester sie ganz erstaunt anblickte. Sie war so heiter während des Frühstücks, daß ihre frohe Stimmung auch die andern mit fortriß. Eine ganze Weile noch, nachdem der Saal sich geleert hatte, saß man bei einem Glase Pommery beisammen, plauderte und lachte und plante für die nächste Zeit.

Man sah sich oft in den kommenden Wochen. Ja, wenn die Eltern ihre Abreise nach Neapel bis über Ostern verschoben, so war dazu weniger die Aussicht auf Roms berühmte Fastenfeier Veranlassung, als Braunsteins Anwesenheit. Er erwies sich in der Tat als der beste, der rücksichtsvollste, der vielseitigste Cicerone. Er machte Frau Ida die bilderreichste Galerie interessant; er führte Vater in die kleinen Künstlerkneipen, ließ ihn beim Fedelinaro Frascati trinken und in der Antica Trattoria die berühmte Zuppa alla Marinara kosten; er hatte für Dodo allerlei kleine Artigkeiten. Aber er, der ihr in Berlin fast ausgewichen war, widmete sich im Grunde doch allein Signe.

Sie fühlte, sie wußte es. Aber sie freute sich dessen. Sie wiegte sich immer wieder in die gleiche Gewißheit: er verehrt dich, er bewundert dich, aber er denkt nicht daran, um dich zu werben. Sie empfand im Verkehr mit ihm eine Sicherheit, wie sie gute Freundschaft gibt. Seine Art, ihr zu huldigen, hatte etwas Unaufdringliches. Sie nannte es bei sich etwas Unpersönliches; manchmal reizte sie das sogar, ihn ein wenig herauszufordern. Traf sie dann wieder auf seinen ein wenig scheuen Blick der Bewunderung, so triumphierte sie und sagte sich nur: ‚Er findet dich schön‘.

Es war eigentümlich: seit Braunstein in den kleinen Kreis getreten war, kamen sich die Schwestern wieder näher. Dodo empfand, wie Signe ihre matte Herbheit abstreifte, wie sie wärmer und wärmer wurde, interessierter, zugänglicher. Es kam wohl vor, daß sie, wenn Dodo am Schreibtisch saß und einen ihrer langen Reisebriefe schrieb, manchmal noch spät in der Nacht, plötzlich hinter sie trat, den Arm um sie legte und ihr die Lippen auf die Stirn preßte. Und wenn Dodo dann unwillkürlich die Hand schützend auf den Briefbogen legte, lächelnd sagte: „Ohne Sorge, ich will deine süßen Geheimnisse gar nicht kennen. Nur ein bissel lieb wollt ich dich haben, wie früher.“ Und es kam auch vor, wenn Vater wieder einmal beim Morgentee Dodo einen der vielen Briefe hinüberschob, ein wenig brummend, ein wenig spöttelnd: „Natürlich von deinen geliebten Neuleuten, Berlin C . . .,“ daß Signe ihr heimlich zunickte, recht herzlich, als wollte sie sagen: ‚Geh du nur deinen Weg —‘

Man kam eines Abends ziemlich spät von einem Ausflug nach der Villa Hadrians zurück. Es war ein wonniger Frühjahrstag gewesen; recht ein römischer Frühlingstag. Proviant hatte man mitgenommen, hatte auf den grasbewachsenen Stufen des Teatro greco Asti spumante getrunken, während der blaue Himmel sich mählich in dunkles Grün tauchte, von purpurnen Wolken durchsetzt. Dann war Braunstein, indessen die Eltern langsam zum Wagen vorausschlenderten, noch einmal mit den Schwestern durch die dunkle Zypressenallee zur Basilika gegangen. Die ragenden Mauern warfen schon lange Schatten, aber die untergehende Sonne umstrahlte die düsteren Ruinenwände wie mit Goldkränzen. Auf einen

Säulenstumpf war Signe getreten, bewegungslos fast stand sie, auch sie umstrahlt vom letzten Sonnenglanz. Den Hut hatte sie abgenommen, und ihr Haar leuchtete, als habe es ein eigenes Licht.

Braunstein hatte begeistert zu ihr emporgeschaut.

Er hatte den Schwestern noch einen kleinen Vortrag zugesagt. Nun sagte er nichts als: „Wunderbar —"

„Was denn, Dottore?" neckte Dodo.

„Ein Gotteswunder —"

Da sprang Signe herab und eilte lächelnd den beiden voran.

* * *

Und nun saß Dodo mit heißen Wangen über einem Berliner Brief, den ihr unten der Portier eingehändigt hatte. Saß und las — und schluchzte plötzlich laut auf.

Signe stand am Toilettentisch. Als sie sich erschreckt umwandte, sah sie, daß Dodo weinte.

Sie trat zu ihr: „Was ist's, liebe Dodo?"

Die Schwester sprach nicht. Aber mit einem Male schlang sie die Arme um Signe und legte den Kopf an ihre Brust.

Eine ganze Zeit verging. Leise ließ Signe ihre Hand über den dunklen Kopf gleiten, zärtlich, wieder und wieder. Dann und wann schluchzte Dodo, und immer fester umklammerte sie die Schwester.

Signe fragte nicht mehr. Sie fühlte: ‚Dodo wird schon sprechen, wenn der erste Schmerz sich ausgetobt hat, dann wirst du hören.'

Sie führte die Schwester zu dem kleinen Sofa, setzte sich neben sie, nahm ihre beiden Hände.

Und dann sprach Dodo wirklich. Nur drei Worte: „Er ist sterbenskrank . . .“ Und dann, tieftraurig, hoffnungslos: „Lies du nur selber . . . ich will's! Du sollst es lesen . . .“

‚Wie einen Schatz hat sie immer Ellys Briefe gehütet!‘ dachte Signe gerührt. ‚Wie groß muß ihr Schmerz sein, wie stark die junge Liebe —‘

Sie las die erregten Zeilen. „Vater und Mutter sind heut nach Bochum gefahren, Fritz ist schwer, schwer erkrankt. Wir haben nur Nachricht durch Herrn von Kaltenegg. Es ist ganz plötzlich gekommen. Die Ärzte wissen noch nicht, was es eigentlich ist.“

„Liebe arme Dodo . . .“

Es war so schwer zu trösten. Es war unmöglich. Nur vernünftig zureden konnte Signe: von der ärztlichen Kunst, daß solche Nachrichten in der Ferne immer schwerer klingen, daß Fritz ja nun die Eltern bei sich habe; daß sie — Signe — morgen, nein heut, an Elly telegraphieren wolle um weitere Nachricht.

Lange, lange fruchtete kein Wort, fruchtete keine Zärtlichkeit.

Bis dann endlich Dodo mit tränenschwerem Blick aufsah. Eine Sekunde nur. Gleich drückte sie wieder das heiße Gesicht an der Schwester Wange, und wie ein Hauch nur kam es: „Du bist so gut jetzt, Signe! Weil du selber nun weißt, wie Liebe tut . . .“

Nichts hatte Signe erwidert.

Erst nach einer Weile löste sie sich langsam von der Schwester, schellte, schrieb eine Depesche an Elly Neu-

mann nieder, übergab sie dem Kellner; zwang dann mit sanfter Gewalt Dodo, sich niederzulegen, und blieb an ihrem Bette sitzen, während der ganzen Nacht fast.

Und während Dodo unter immer neuen Tränen, dem Mitteilungsbedürfnis des großen Schmerzes folgend, flüsterte — immer das gleiche, immer mit anderen Worten: ‚wie es über sie gekommen sei, fast vom ersten Augenblick an; wie lieb sie ihn habe; wie sie sich nur noch drei-, viermal gesehen hätten, daß noch kein Wort der Liebe zwischen ihnen gewechselt sei, und wie sie doch wisse und fühle —, während Dodo immer wieder ihre Hände umklammerte: „er wird sterben, er wird sterben“, klang in Signes Seele doch nur das Wort nach: ‚Weil du nun selber weißt, wie Liebe tut —‘

Das also glaubte die Schwester. Das glaubten wohl auch die Eltern. Und das glaubte vielleicht gar er selbst.

Was hatte Dodo gesagt: ‚Weil du nun selber weißt, wie Liebe tut —‘

Es fiel wie Schuppen von Signes Augen. Mit einem Male erkannte sie: du hast dich ja nur betrogen — und unwissentlich ihn. Wo hattest du nur deinen klaren Verstand? Daß du nicht wußtest, Braunstein wird kommen, morgen oder übermorgen oder am dritten Tag, und es wird sein, wie es immer war . . .

Die Lippen biß sie sich blutig.

Es war etwas in ihr, das sprach für Braunstein. Sie mochte ihn gern. Aber Liebe — Liebe —

Sie sann und sann. Einen guten Kameraden hatte sie ihn bisweilen im stillen genannt. Einen Kameraden im nicht gewöhnlichen Sinn.

Aber je mehr sie sann, desto ferner rückte er ihr.

Es schob sich immer entschiedener eine Mauer vor ihn hin: sein Elternhaus. Sie fühlte deutlich: nie, nie wirst du dich in dessen Milieu einleben können. Und einen Mann kann man nicht loslösen aus dem Kreise, in dem er groß wurde. Niemals völlig. Das Mädchen löst sich aus dem Elternhause, wenn es an den Altar tritt; der Mann aber wurzelt so fest, daß er das nie vermag, auch wenn er wollte. Er wurzelt auf Generationen. Es gab da keine Brücke.

Oder es mochte sich nur dann eine Brücke bauen lassen, wenn eine tiefe, heiße Liebe ihre Quadern fügte. Eine Liebe, die nicht nur stark ist, sondern auch demütig und geduldig. Und Signe wußte, diese Liebe würde nie und nimmer in ihr lebendig werden.

Aber sie fühlte auch wieder die große Öde in sich. Ihr Herz war arm, und sie hätte die Schwester beneiden mögen um ihren Schmerz und um ihre Tränen.

Da lag nun Dodo, der Schlaf hatte sie überwältigt. Ganz plötzlich, schien es. Sie atmete ruhig. In ihren Wimpern funkelte es noch wie von kleinen Perlen, aber auf ihren Lippen spielte ein leichtes, süßes Lächeln. Sie träumte — — — — — — — — —

Am Morgen brachte der Kellner eine Depesche und schob gleichzeitig einen Brief durch die Türspalte.

Signe riß das Telegramm auf. „Bessere Nachrichten über Fritz."

Die Schwester schlief noch. Leise faltete ihr Signe das Blatt in die Hände und weckte sie mit einem Kuß. Ihr erster Blick fiel auf die Depesche. Sie schrie auf, aber dann kam ein halbunterdrückter Jubelruf. „Bessere Nachrichten —" und leise: „. . . von Fritz . . ."

Den Brief hatte Signe fast vergessen. Erst als sie zum Tee hinuntergehen wollte, fiel er ihr wieder in die Augen. Sie erkannte sofort die unregelmäßige, fast nur aus Grundstrichen zusammengesetzte Handschrift und sah erstaunt auf den Poststempel: Rom. Also die Fürstin war hier, in Rom? Richtig, da war auch auf der Rückseite die Abbildung des Hotel de Russie. Signe mußte lächeln: grundsätzlich benutzte die Greisin nur das Briefpapier, das in den Schreibzimmern des Hotels zum allgemeinen Gebrauch lag. Die sparsame Fürstin!

„Liebe Signe! Sie wissen wahrscheinlich nicht, daß ich hier bin, denn sonst, nehme ich an, hätten Sie mich gewiß schon besucht. Ich aber erfuhr erst heut, daß Sie mit Ihren Eltern — meine Empfehlungen! — in Rom sind. Bill brachte mir die Nachricht aus Berlin mit.

Wenn Sie noch etwas Zuneigung für mich haben, so suchen Sie mich alte rheumagequälte Person bald einmal auf und helfen Sie mir mit Ihrem Plaudern über eine Stunde fort. Ich bin für Sie immer at home. Am liebsten aber wäre es mir, Sie kämen gleich morgen zwischen zwölf und ein Uhr. Ihre Eleonore."

Einen Augenblick stand Signe sinnend.

Hoburg hier? Suchte er, suchte die Fürstin für ihn eine Begegnung?

Das letztere kaum. Es war nicht anzunehmen, daß die Fürstin irgend einen Schritt tat, der Bill Hoburg ihr wieder näher bringen konnte. Früher hatte sie sich, in guten Stunden, über den leichten Flirt zwischen beiden amüsiert; in bösen, wenn sie Schmerzen hatte oder mißgelaunt war, Stachelworte darüber gehabt. Im Grunde war es ihr gleichgültig gewesen; sie besaß in mancher

Beziehung die leichte Lebensauffassung einer Herzogin vom Hofe Ludwigs XV. und fand es ganz selbstverständlich, wenn sich zwischen einem Prinzen Hoburg und einer hübschen jungen Hofdame eine kleine Tändelei anbahnte.

Aber Hoburg selbst? Wenn er eine Begegnung mit ihr suchte, dann hatte er den Weg in das Grand Hotel zu finden. Etwas anderes durfte nicht in Frage kommen.

Signe war entschlossen, nicht zur Fürstin zu gehen. Mindestens heut nicht. Später — vielleicht — wenn Hoburg den Eltern seinen Besuch gemacht hatte.

Im Frühstückszimmer saß Vater schon beim Tee. Auch er hatte Post erhalten. Ein ganzer Packen Briefe lag vor ihm, neben Tasse und Teller.

Sonst stöhnte er nicht selten über die vielen Postsendungen, über die Abrechnungen der Hausverwalter, die Briefe der Bank, seines Anwalts und all der anderen Menschlein und Institute, die ihm den Genuß des Reichtums verbitterten. Heut schmunzelte er recht vergnügt. Er hatte einen Brief von Eberhard, der selten schrieb und dessen Episteln daher an sich hoch im Kurse standen. Es war aber auch etwas Angenehmes, was Hardi berichtete: er hatte gleich bei der Eröffnung der Rennsaison zwei stattliche Preise erobert. Auch einen Zeitungsausschnitt hatte er beigelegt. Das schmeichelte Vater doch: den Ältesten als erfolgreichen Herrenreiter zwischen den Matadoren des grünen Rasens genannt zu sehen. ‚Der junge Garde-Dragoner gewann das Adolf-Rennen in der höchsten Vollendung. Sein schnittiger ‚Habakuk‘ zeigte den Konkurrenten fast vom Start an die Eisen.‘

Mutter war noch nicht erschienen. So saß Signe mit dem Vater allein.

Er sah noch einige andere Schreiben durch, brummelte dies, brummelte das, nahm dazwischen ein Stückchen Hühnerleber mit Speck, am Rost gebraten, trank ein Schlückchen Tee. Endlich meinte er: „Sag mal, Kind, wir sollten ja heut nach dem Lunch mit Braunstein nach der Villa . . . wie heißt das Ding doch . . . Dora . . .“

„Dora Pamphili, Papa.“

„Meinetwegen. Die Dora hab ich ja behalten, und das genügt. Wieviel Stunden braucht man denn dazu?“

Signe gab Auskunft. Aber sie dachte dabei mit Schrecken: ‚Also wieder mit Braunstein zusammen! Ich muß ihm ausweichen!‘ Da fiel ihr die Einladung der Fürstin ein. Ihre Bedenken zerflatterten. Sie bat hastig, sie zu dispensieren, erzählte von dem Briefe, übertrieb ein wenig den leidenden Zustand der Greisin.

„Schade!“ meinte Vater. „Es wird gewiß eine nette Partie. Was Braunstein vorschlägt, hat Hand und Fuß. Überhaupt ein netter Kerl. Gewinnt, je näher man ihn kennen lernt, immer mehr.“ Er blinzelte ein wenig verschmitzt zu der Tochter hinüber. „Ich hatte ja auch so meine Vorurteile. Es ist eine andere Welt, diese Familie . . . ja . . . aber alles was wahr ist: der Hartwig ist ein prächtiger Mensch. Aber du hörst wohl gar nicht, Signe?“

O ja — sie hatte gehört. Jedes Wort. Und jedes Wort brannte in ihrer Seele. Aber sie nickte nur hastig und bat noch einmal: „Ihr habt gewiß nichts dagegen, wenn ich heute zur Fürstin gehe.“

Vater machte ein etwas enttäuschtes Gesicht. Aber

er mochte auch nicht Nein sagen. Signe hatte, wie immer, das richtige Gefühl; man war es der Fürstin schuldig.

* * *

Als Signe in den Salon der Fürstin trat, humpelte die alte Dame ihr am Krückstock entgegen. Sichtlich erfreut, herzlich fast. „Signe . . . das ist einmal hübsch, daß Sie gleich kommen. Lassen Sie sich ansehn. Ausgezeichnet! Bißchen fatiguée um die Augen. Sie haben gewiß zu viel mitgemacht in dem Sodom und Gomorrha da oben —", sie wies mit der Elfenbeinkrücke in die Richtung, wo sie sich Berlin dachte. „Übrigens angezogen . . . wie nennt man das doch so wunderschön bei euch da oben —", erneutes Ausstrecken des Stockes — „einfach erstklassig." Leises spöttisches Lachen: „Na, wenn ich so denke — früher Ihre Fähnchen, liebe Signe! Ja, es wächst der Mensch . . . und nicht nur mit seinen höheren Zwecken. Aber wir wollen uns setzen. Bitte, rücken Sie mir nur den Sessel für mein elendes Piedestal etwas näher heran. Danke!"

Dann war alles wie einst. Alles, als ob Signe noch die Hofdame Ihrer Hoheit wäre. Sie sollte unterhalten und wurde durch hundert kleine Bosheiten unterbrochen, die nun einmal zum täglichen Brot der Fürstin gehörten, kleine harmlose Bosheiten, die sie ehedem oft arg geschmerzt hatten. Das war freilich vorbei: heut glitten die Pfeile von ihr ab. Sie konnte selbst dann lächeln, als die Fürstin das Lorgnon hob: „Nja, Signe, wie alt sind Sie eigentlich? Dreiundzwanzig . . . nun, das ist noch jung. Aber Sie müssen doch langsam an die Ehe denken.

Die Männer lieben ja im allgemeinen nur die Rosenknospen. Eine törichte Gesellschaft. Nja . . . oder sind Sie s o verständig, gar nicht heiraten zu wollen?" Wieder ein leises spöttisches Lachen. „Sagen Sie nichts, meine Liebe. Die Wahrheit würden Sie mir doch nicht sagen. Das heißt, ich habe immer gedacht, ein Übermaß von Herz hätten Sie nicht. Grad so zum Hausgebrauch mag's reichen . . ."

Dann war mit einem Male Hoburg da.

Er spielte den Erstaunten, oder er war wirklich erstaunt. „Sie hier, gnädiges Fräulein?" Und dann gleich wieder ganz korrekt: „Ich bin gestern angekommen, konnte daher noch nicht meine Karte im Grand Hotel abgeben. Es geht Ihren verehrten Eltern gut?"

Und wieder schien es ganz wie ehedem. Sie saßen zu dritt am Kamin. Die Fürstin streute ihre Bosheiten aus und musterte ungeniert durch ihr großes goldgerändertes Augenglas bald Signe, bald den Neffen, und beide plauderten. Äußerlich ganz wie früher Und doch empfanden beide: es war ganz anders. Es lag ein Erleben zwischen ihnen.

Dann und wann rief die alte Dame: „Bill, wirf noch ein wenig Holz nach. Aber nicht so viel. Du ahnst gar nicht, wie teuer diese Räuberbande die elenden Späne berechnet." Oder sie sagte: „Bitte, meine Liebe, schieben Sie mich näher an das Feuer." Oder sie nahm den kleinen Spiegel, den sie immer im Pompadour mit sich führte, heraus und wickelte, sorgsam in das Glas sehend, eine der grauen Locken, die ihr tief in die Stirn hingen, um den Finger. Oder sie sagte: „Ihr spielt wohl . . . da . . . eine recht miserable Rolle am Hofe, Bill, ihr Vasallen

dritter Ordnung?" Oder sie meinte: „Na, Signe, meine Gute, erinnern Sie sich noch, wie nett ich damals war, als Sie die Nachricht vom glücklichen Tode Ihres Millionenonkels erhielten? Gleich ließ ich Sie reisen. Nja ... reistest du nicht übrigens auch am selben Tage, lieber Bill?" Alles in einem seltsamen Gemisch von Niederträchtigkeit, Bitterkeit und Wohlwollen und alles doch mit einer Art von Grandezza vorgebracht. Und dann kicherte sie leise: „Jetzt bitte ich auf zehn Minuten um Entschuldigung. Meine Masseuse wartet. Himmel, diese Folter-Schergin wird mir wieder gut zusetzen."

Signe wollte sich empfehlen. Sie fühlte: mit dem Prinzen durfte sie nicht allein bleiben.

Aber da erhob die Fürstin Wehklagen und Einspruch. „Ich denke gar nicht daran, Sie so schnell fortzulassen. Du leistest Signe gewiß gern Gesellschaft. Sei nicht zu ennuyant. Streng dich ein wenig an, Bill." Und als Signe noch einmal bat, sie zu entlassen: „Aber Kind, Sie waren doch sonst nicht so närrisch. Ich durchschaue Ihre schwarze Seele ebenso wie ich sehe, daß Sie Ihr schönes Haar etwas stark toupieren: seien Sie unbesorgt, in meinem Salon dürfen Sie mit Bill allein sein. Auf meine Verantwortung."

Sie humpelte hinaus. Dann sagte Hoburg sofort: „Befehlen Sie, daß ich gehe, gnädiges Fräulein?" Und seine Augen sprachen: ‚Erlaube, daß ich bleibe.'

Signe war an das Fenster getreten. „Aber Durchlaucht, ich bitte Sie ..."

Er trat zu ihr. Ein paar Augenblicke war Schweigen zwischen ihnen. Er versuchte eine konventionelle Anknüpfung: „Tante hatte ihre besonders grantige Stunde —"

„Ich fand Hoheit ganz wie früher."

„Sie freute sich so sehr auf Ihr Kommen. — Ich brauche wohl nicht besonders zu versichern, daß ich nicht ahnte, Sie heut schon hier zu treffen."

Signe neigte nur leicht zustimmend den Kopf. Die Gedanken drängten sich in ihr. Sollte dies doch ihre Schicksalsstunde werden? Sie dachte zurück an die erste Werbung des Prinzen. Hatte sich seitdem irgend etwas verändert? Ihm gegenüber? Nein — nein! Aber in ihr selbst war eine Veränderung vorgegangen. Ärmer war sie nämlich geworden, vereinsamt.

„Es war so öde in Berlin, gnädiges Fräulein —" immer noch hielt er den konventionellen Ton fest — „die gesellschaftliche Saison zu Ende, die Sportkampagne noch in den Anfängen. Wer konnte, flüchtete. Ich war ein paar Wochen in Schlesien. Aber ich hielt es auf meiner alten Raubritterburg nicht aus. Doch da rede ich und frage nicht einmal: Wie ist es Ihnen ergangen? Sie haben viel Schönes gesehen und erlebt?"

„Viel Schönes gesehen, Durchlaucht. Ob immer in der richtigen Stimmung, die Schönheit zu würdigen . . . ich weiß es nicht . . ."

„Sie sehen sehr ernst aus."

„Es mag wohl sein . . ."

Signe hatte die Hand auf den Fensterriegel gelegt und blickte auf die Straße hinab. Noch nicht einmal hatte sie ihm in die Augen gesehen. Als wüßte sie ganz genau, daß er dann fragen würde —

Und sie dachte: ‚Warum siehst du ihn nicht an? Spiel dir keine Komödie vor. Einmal mußt du dich doch entschließen. Eigentlich bist du schon entschlossen. Das

große Glück, auf das die kleinen Mädchen hoffen, wird dir ja nie werden. Dazu gehört ein heiteres oder auch ein zärtlicheres Herz. Horch doch nur auf dein eigenes: schlägt's auch nur um einen Takt schneller als sonst?'

„Eine Ewigkeit, dünkt mich, ist vergangen, seit ich Sie zum letzten Male sah —"

„Wenige Wochen, Durchlaucht. Auf dem Fastnachtsball im Schloß sahen wir uns zum letzten Male."

„Sie haben das behalten?"

„Ich habe ein gutes Gedächtnis."

Sie dachte weiter: Jetzt fahren die Eltern mit Braunstein nach der Villa Pamphili hinaus. Wie enttäuscht der Ärmste sein wird. Ja — ich könnte ihm helfen! Aber das ist es ja eben: ich würde mich nie in seinem Milieu einleben können. Grad jetzt empfand ich's wieder, wo ich hingehöre meiner ganzen Veranlagung nach. Lieber noch einmal Hofdame als die Schwiegertochter des Hauses Braunstein.'

„Ein gutes Gedächtnis!" hörte sie neben sich und hörte das lebhafte Klingen der Stimme heraus. „Erinnern Sie sich auch der . . . erinnern Sie sich unserer letzten Unterredung in Ihrem Elternhause?"

„Wie sollte ich nicht, Durchlaucht?" Sie beugte sich ganz vor, daß ihre Stirn an dem kühlen Fensterglase ruhte. Und sie rief sich zu: ‚In wenigen Minuten wirst du Braut sein. Mein Himmel, ja! Warum sehnst du dich eigentlich nach dem andern, dem Höchsten . . . was die Menschlein Liebe nennen. Dir ist's doch nicht gegeben. Tausche anderes dafür ein. Jeder kann nicht alles haben. Bescheide dich: einst wäre es deine Seligkeit gewesen, eine Prinzessin auf der Bühne zu sein — nun wirst du

eine wirkliche Durchlaucht. Du wirst beneidet genug sein. Törin du, daß du zögerst. Sieh ihn doch an!'

„Ich habe getreulich gehalten, was ich damals versprach. Nicht wahr? Ich bin Ihnen nie lästig gefallen. Ich war schon froh, wenn ich Sie sehen durfte, wenn ich ein paar freundliche Worte von Ihnen erhaschte . . ."

Er wartete. Aber sie sprach nicht. Sie hatte die Augen geschlossen. Sie dachte: ‚Damals kam dir in der letzten Minute die Erkenntnis: es darf nicht sein. Damals harrtest du noch irgend eines großen inneren, befreienden Ereignisses. Warum heut nicht mehr? Noch nicht drei Monate sind seitdem vergangen — was sind drei Monate? Du bist ja so jung noch. Jeder Tag kann es bringen. Ja, wenn du nicht du wärst! Dir bringt kein Tag die Liebe. Worauf willst du eigentlich noch warten? Darauf, daß noch ein armer Horfeck deinetwegen fast den Verstand verliert? Daß noch ein Braunstein unglücklich wird? So schlecht bist du doch nicht. Sieh ihn doch an —'

Aber ihre Augen blieben geschlossen, und die Stirn blieb an der kühlen Fensterscheibe liegen.

„. . . ich habe darum die Hoffnung nicht aufgegeben," hörte sie wieder neben sich. „Ich bin ja wohl kein scharfer Beobachter, aber ich sah doch, daß niemand Ihr stärkeres Interesse erregte. Sie wurden angestaunt, bewundert, gewiß auch geliebt, aber Sie gingen durch die Welt, als ob Sie das alles nicht berührte."

‚Muß denn durchaus Liebe sein, wo man eine Ehe schließt?' dachte sie. ‚Wie selten mögen Ehen aus Liebe geschlossen werden, und sind darum nicht unglücklich. Wie oft werden die unglücklich, die Leidenschaft knüpfte . . .

Muß ich ihm nicht wenigstens sagen, als anständiger Mensch: Liebe kann ich dir nicht bieten. Aber wenn ich's sage, stelle ich unsere Ehe von vornherein auf ein falsches Fundament. Und schweig ich, so lüg ich. Aber was ist Wahrheit? Ich konnte damals offen sein. Heut nicht mehr.'

„. . . all die Wochen, in denen ich Sie nicht sah, hab ich nur an Sie gedacht. Ich ertrug es nicht mehr. Darum bin ich hier. Ich hätte auch jetzt geschwiegen, gewartet, gehofft . . . Da kam das glückliche Ungefähr. Wie eine Vorbedeutung erschien es mir, als ich Sie hier traf . . . Signe, gönnen Sie mir einen Blick —"

Da wandte sie sich und sah ihn an.

„Signe!"

Er griff nach ihrer Hand, er löste sie vom Fensterriegel. „Signe . . . darf ich hoffen . . ."

Sie lächelte. Sie konnte wirklich lächeln und wunderte sich darüber. Und dann neigte sie den Kopf: „Ich will versuchen, Ihnen eine gute Frau zu sein —"

Er lachte. „O Sie Närrin! Du Närrin . . . liebe Signe . . ."

Er wollte sie an sich ziehen. Aber er fühlte den leisen Widerstand ihres Körpers.

Und er zog ihre Hand an seine Lippen.

12

Die Eltern hätten gern den italienischen Aufenthalt abgekürzt, auch Dodo drängte nach Hause. Aber Signe

wollte noch nach Süditalien, und Signes Wünsche waren jetzt mehr als je für Vater und Mutter maßgebend.

Nicht in Rom wollte Signe bleiben, aber erst recht nicht heimkehren. Die Hochzeit sollte bald sein, Mitte Juni schon; darüber waren Hoburg und sie sich sofort einig geworden. Aber Signe erklärte, daß es genüge, wenn sie gegen Ende Mai wieder in Berlin seien.

Signe war jetzt ganz ruhig. Ruhig und heiter. Sie hatte den erstaunten Eltern ihre Verlobung ohne jedes Zeichen innerer Erregung mitgeteilt; sie hatte den ironisch gefärbten Glückwunsch der Fürstin lächelnd entgegengenommen. Nur ein einziges Mal kam ihre Stimmung ins Schwanken, als Dodo sie mit großen fragenden Augen ansah. Es stand darin deutlich geschrieben: ‚Was hast du getan?! Signe, du liebst ihn ja nicht!‘ Aber sie kam auch darüber hinweg. Sie nahm die Schwester fest an ihr Herz und schloß ihr die Lippen mit einem Kuß.

Und selbst Dodo begann zu glauben, daß Signe glücklich sei. Auch ihr mußte ja die Harmonie in ihrem Wesen auffallen, die ausgeglichene Ruhe, die sie zeigte.

Hoburg war der aufmerksamste Bräutigam. Es lag nicht in seiner Art, innere Erregungen zur Schau zu tragen, aber Mutter sah wohl nicht falsch, wenn sie fand, daß ‚ein stilles Glück aus seinen Augen strahle‘. Vater fand das Brautpaar bisweilen nach seinem Geschmack recht wenig zärtlich zueinander; dann schmunzelte er wieder: ‚Die Wetterhexe, die Signe, hält ihn eben kurz.‘ — Etwas Peinliches hatte die Verlobung der Tochter für die Eltern doch. Hoburg erwies sich auch ihnen gegenüber als überaus rücksichtsvoll. Aber doch eben nur korrekt. Sie empfanden beide, daß er, vielleicht wider die eigene

Absicht, vielleicht nur infolge von Erziehung und Gewohnheit, eine gewisse Distanz hielt. Zu einer wirklich verwandtschaftlichen Annäherung kam es nicht. Er blieb für sie doch der Prinz, und unwillkürlich nannten sie ihn auch so, wenn sie unter sich waren. Mutter fand sich leichter damit ab; sie lebte ganz in ihrer neuen Würde als Schwiegermutter einer wirklichen Durchlaucht. Vater drückte der Gedanke recht schmerzlich, daß auch Signe später von ihm abrücken könnte.

Aber für beide hatte all das Neue, das ihnen aus der Verlobung erwuchs, doch so viel Interesse, daß ihre kleinen Sorgen und Bedenken stark in den Hintergrund traten. Die Veröffentlichung machte freilich in der Heimat vielleicht nicht ganz das Aufsehen, das sie zuerst erwarteten. Immerhin kamen Stöße von Zeitungsausschnitten, Depeschen, Glückwunschbriefen; sogar die römischen Zeitungen brachten Artikelchen; der deutsche Botschafter fuhr vor; die Hotelportiers, das ganze Personal waren plötzlich von überwältigender Höflichkeit. Das alles hatte doch seine leisen Reize.

Friedel schrieb sofort ausführlich und sehr beglückt. Eberhard hatte sich wieder einmal nur zu einem Telegramm aufgeschwungen, dem erst nach einigen Tagen ein Brief folgte, an die Eltern und die Schwester zugleich gerichtet. Ein etwas konfuser, wunderlicher Brief. Überschwenglich auf der einen Seite, mit tönenden Phrasen von Glück und Liebe, die dem einen versagt blieben, dem andern in den Schoß rollten; höchst niedergedrückt dann: Hardi hatte Pech gehabt, sein bester Gaul war ihm niedergebrochen, in seinem Stall war Influenza, die Frühjahrskampagne wahrscheinlich für ihn verloren. — Vater wollte

zuerst mit einem Scherz darüber hinfortgehen: ‚Ihr Kinder kostet jetzt ein Heidengeld. Na — schadet nix.‘ Dann las er den Brief doch noch einmal. Es war ein zu merkwürdiger, fremder Ton darin, der ihn beunruhigte. Schließlich schrieb er an Friedel: er solle sich mal ein bissel um Hardi kümmern. Für so etwas war der Friedel immer gut zu brauchen.

Recht weh tat den alten Herrschaften, daß der gute Hartwig Braunstein sich nun zurückzog. Er schickte natürlich auch einen Glückwunsch und wundervolle Blumen. Und an Vater einen Entschuldigungsbrief: er müsse ganz plötzlich nach Athen, da die kretischen Ausgrabungen wieder aufgenommen werden sollten. Schade! Aber ‚unter den obwaltenden Umständen gar nicht anders denkbar, das einzig Richtige‘, fand Frau Ida. ‚Ein netter Mensch war er doch, freilich . . . freilich . . .‘

Acht Tage blieb man noch in Rom. Dann reisten Gudarczas nach Neapel, und am nächsten Tage kam Hoburg nach. Sie wohnten oben im Hotel Parker, er stieg unten im Vesuvio ab. Das hatte Signe so gewünscht, und sie empfanden, daß sie recht hatte. Man war nicht so unmittelbar aufeinander angewiesen und sah sich doch täglich stundenlang. Der Prinz kam schon zum Lunch herauf, man machte die üblichen Ausflüge gemeinsam und dinierte zusammen, entweder oben oder in einem der großen Hotels am Ufer. Und dann am Abend, wenn alles zur Ruhe war, saßen die beiden Schwestern meist noch lange auf ihrem winzig kleinen Balkon und blickten auf die Zauberbucht hinab. Es war Vollmond, und das Meer schimmerte wie ein Silberspiegel.

Dabei sprachen sie wenig, hingen eigentlich nur ihrer

Gedanken nach. Dodo hatte gute Nachrichten, und ihr Herz war wieder froh und zuversichtlich. Aber sie wunderte sich doch, daß auch Signe solch heitere, zuversichtliche Miene zur Schau trug. Nein, nicht nur zur Schau: es mußte wirklich Friede in ihrer Seele eingekehrt sein — recht so sah sie aus.

Nur ein einziges Mal sprach sie selbst etwas Ähnliches aus: „Man muß im Leben immer nach einem Abschluß trachten."

Einmal, als die Schwestern wieder auf dem Balkon saßen, in lauer Nachtstunde, dem dumpfen Lärm der Stadt lauschten, über die düsteren Mauern des Castel del' Ovo auf die See blickten und hinüber zur Silhouette des Vesuv, aus dem dann und wann, deutlich erkennbar im klaren Mondlicht, eine durchleuchtete Rauchwolke in die Höhe stieg, sagte Dodo plötzlich in das lange, fast ehrfürchtige Schweigen hinein: „Möchtest du nicht, dein Bill säße hier und bewunderte mit dir . . . daß die Welt so schön ist!"

Signe antwortete nicht. Eigentlich hatte Dodo auch kaum eine Antwort erwartet. Was sie sagte, war ja nur die Umschreibung eines eigenen Herzenswunsches. Aber sie sah doch im Dämmerlicht, daß etwas wie ein Lächeln über das Gesicht der Schwester huschte, und sie nahm's willig als Bejahung.

In Wirklichkeit war's ein etwas spöttisches Lächeln gewesen. Nicht böse gemeint, auch nicht schmerzlich, aber ein wenig ironisch. Signe hatte sich unwillkürlich erinnert, daß Bill so gar keinen Sinn für landschaftlichen Stimmungszauber besaß. Es war ihr das in den letzten Tagen wiederholt aufgefallen. Bei jedem Ausflug wußte

er gut Bescheid, er hatte auch immer ein paar passende Worte für die Schönheit der Natur. Gerade wie er auch um ein zutreffendes Urteil über ein Kunstwerk nicht verlegen war. Aber sie fühlte — hier, wie dort — er gab nie etwas Eigenes. Er hatte ein gutes Gedächtnis und wiederholte nur, was er irgendwo gehört oder gelesen hatte. Neulich, als sie vom Posilipp auf Capri hinüberschauten, als sie ergriffen die feinen Tönungen von Luft und See anstaunte, hatte sie beinah gegrollt, daß er immer wiederholte: „Schön! Ja doch! Das Schönste bist du!" Es war ihr wie eine Blasphemie vorgekommen. Und auf der Fahrt von Amalfi nach Sorrent hatte er sich mit Mama unterhalten, fast ohne einen Blick für all die Wunder des schönsten Weges der Welt. Unterhalten über Maccaroni und die Destinn, über Leoncavallo und die Sarazenen, über das gestrige Menü und die vielen Engländer in den Hotels.

All das war ja aber eine Geringfügigkeit. Mama schien sich schließlich auch mehr für die große Sarah und die beste Art, Artischockenböden zu bereiten, interessiert zu haben, als für die jähen Klüfte der Küste, für das brandende Meer, für den weiten Blick über das spiegelnde Wasser, auf den azurblauen Himmelsdom.

Man muß die Menschen nach ihrem Maßstabe messen!

Und Signe legte beide Hände fest auf die Eisenstange des Balkons und schöpfte tief, tief Atem . . .

Es war doch gut so, wie alles gekommen! Es war ein Glück, daß sie den großen Strich unter die Vergangenheit gemacht hatte, zwischen Vergangenheit und Zukunft. Daß der Abschluß da war. Die Zukunft wird sich schon zimmern lassen! Mit Bill ließ sich leben. Nur vernünftig

sein, verständig, nicht auf die Sternentaler warten, die vom Himmel herunter fallen sollen.

Und es gab doch auch Augenblicke, in denen sie in seinem Arm leise erzitterte.

In den ersten Tagen war ein heimliches Sträuben in ihr gewesen gegen jede Liebkosung, bei ruhiger Überlegung fand sie das selbst kindisch und unklug zugleich. Und nun fühlte sie das Blut heißer in den Adern, wenn er sie an sich zog. Manchmal erschrak sie vor sich selber. Aber dann dachte sie wieder: ‚Und wenn nun der Funke doch hinüberspringt und es wahr werden sollte, was die Leute sagen, daß Liebe die Liebe wecke ...‘ Und sie schloß die Augen, ließ sich küssen und dachte an Jean Pauls Wort: Sehnsucht nach Liebe ist schon Liebe ...

Dann und wann gab es freilich auch eine kleine Verstimmung.

Gestern nachmittag blieben die Eltern zu Hause. Bill fuhr mit beiden Schwestern nach dem Capo Miseno hinaus. Als sie oben auf der kleinen Plattform des Gipfels saßen, kam ein bettelnder Bub, ein Dreikäsehoch. Die Bettelei war Bill an sich ein Greuel; aber er fand sich ihr gegenüber meist willig durch ein paar hingeschleuderte Kupferstücke ab. Nun war der braune Junge aber gar zu süß; ein Prachtbengel mit braunem Gesicht, Kirschlippen und Samtaugen. Signe konnte nicht widerstehen. Sie faßte ihn, hob ihn hoch, schwenkte ihn im Kreise und freute sich, wie das kleine Mäulchen sich aufsperrte, daß die weißen Zähne zum Vorschein kamen, und wie die Augen sie anblitzten. Eine ganze Weile sah sich's Hoburg mit an. Dann sagte er plötzlich: „Laß den Jungen. Er ist so schmutzig.“ Dodo lachte: „Wahrhaftig, Signe,

sieh doch nur die Lumpen und die Hände!" Da kam es auf einen Augenblick wie Trotz über sie. Sie sah, daß Bill ein finsteres Gesicht machte, aber sie küßte den Dreikäsehoch auf beide Wangen. Dann ließ sie ihn freilich herabgleiten ... Recht hatte Bill ja: das Bengelchen hatte Lumpen an, und gewaschen hatte die Mutter es wohl seit Tagen nicht. Recht hatte Bill. Aber daß er nun dem süßen Jungen ein Geldstück hinschleuderte, nein, wie er es tat — und wie er ihn fortscheuchte, mit drohend erhobenem Stock: das gab ihr einen Stich ins Herz. Kinderlieb konnte er nicht sein — —

Dodo hatte wieder schweigend gesessen, ganz in ihre Ecke des kleinen Balkons gedrückt, der wie ein Schwalbennest der Hotelfassade angeklebt war.

Nun sprach sie plötzlich, leise und zärtlich: „Ich muß dir noch eins sagen, Signe ..." Es klang heraus: „... ich hoffe, es tut dir nicht wehe.'

Und sie griff nach Signes Hand: „Elly schrieb heut so glücklich. Sie hat sich mit Viktor von Kaltenegg verlobt ..."

Nein, es tat nicht weh! Signe konnte gelassen entgegnen: „Das freut mich herzlich!" Aber die Erinnerungsfluten kamen doch über sie.

Als Dodo sah, daß die Schwester ruhig blieb, begann sie weiter zu erzählen: von der Seligkeit der Freundin und von den eigenen Hoffnungen. Was wohl Vater für ein Gesicht machen würde, und Mama wäre gewiß zuerst dagegen. Aber das täte nichts, gar nichts, schließlich würde sie doch ihren Kopf durchsetzen. „Ach, Signe ... Signe, ich hab ihn ja so lieb!"

Mit einem Male stand Signe auf. Sie küßte Dodo.

Aber dann sagte sie: „Mich fröstelt ... wir wollen zu Bett gehen."

* * *

Schließlich brachen die Eltern den Aufenthalt in Neapel früher ab, als geplant war. Mutter setzte ihren Willen durch: sie erklärte, die Ausstattungssorgen raubten ihr jede Ruhe. Wenn der Major sogleich zustimmte, so hatte er seine besonderen Gründe. Er sprach sich nicht darüber aus, aber sie merkten es alle: irgend etwas bedrückte ihn; er hatte Verdruß, vielleicht Sorgen. Man reiste sogar ziemlich schnell heimwärts. Bis Rom fuhr der Prinz mit. Von hier aus kam er in kürzeren Etappen nach — so hatte es Signe gewollt. Sie empfand nach dem täglichen Beisammensein der letzten Wochen das Bedürfnis einer kurzen Trennung, mußte einmal wieder allein sein mit ihren Gedanken, ihren Empfindungen. Aber es kam noch etwas anderes hinzu: sie sah die Wolken auf Vaters Stirn, und sie sah irgend ein Unwetter am Horizont. Das mußte ohne Bill abgemacht werden. Denn das hatte sie längst erkannt: so ausgesucht rücksichtsvoll er gegen jedes Glied ihrer Familie war, im Grunde blieben sie ihm Fremde. Höchstens, daß er mit Dodo einen verwandtschaftlichen Ton fand; im übrigen wollte er die letzte Schranke zwischen sich und den Ihren gar nicht fallen sehen. Das war manchmal schmerzlich, aber sie fand es begreiflich. Und seine streng korrekte Art machte es auch weniger empfindlich. Jedenfalls, man konnte sich damit abfinden.

Während der Reise suchte sie wiederholt die Gelegen-

heit einer Aussprache mit Vater. Er tat ihr so leid. Er war still und gedrückt und sah an jedem Morgen aus, als ob kein Schlaf in seine Augen gekommen wäre.

Erst auf der letzten Strecke, von München aus, konnte sie ihn allein sprechen. Er hatte sich unter dem Vorwand, eine Zigarre rauchen zu wollen, in ein leeres Nachbarabteil gesetzt. Hier fand sie ihn: in eine Ecke gedrückt, die Augen geschlossen, ohne daß er schlief, die Zigarre ausgegangen im Mundwinkel.

Sie setzte sich zu ihm, faßte seine Hände und bat.

Anfangs wollte er nicht mit der Sprache heraus. Dann fühlte er doch wohl das starke Bedürfnis, sein Herz zu erleichtern.

Friedel hatte seine Mission gut erfüllt. Aber seine Nachrichten waren niederschmetternd: Hardi hatte nicht nur Unglück im Stall gehabt, er hatte gespielt und enorm verloren. Es liefen Wechsel von ihm in hohem Betrage. Friedel schrieb von einigen hunderttausend Mark. Mit seinem praktischen Verstande hatte er übrigens sofort eingegriffen, wenigstens das Dringendste, allerlei Ehrenschulden, mit Hilfe seines Schwiegervaters aus der Welt geschafft. Das drückte Vater nun doppelt. Friedel mochte ja ganz richtig gehandelt haben; aber hätte er nicht warten können, bis er selber wieder daheim war? Braunsteins Hilfe . . . darauf hätte er lieber verzichten sollen.

Allmählich wurde Vater lebhafter.

Friedel hatte so hart geschrieben, geradezu unbarmherzig. Der Bruder sei überhaupt in schlechte Gesellschaft geraten; am besten wäre es, er nähme den Abschied. Ganz zu übersehen sei seine Lage nicht, denn er wäre nicht ehrlich

und offen. Ein bitteres Wort; „Hardi nicht ehrlich und offen! Leichtsinnig mochte er sein. Bodenlos leichtsinnig. Aber nicht ehrlich und offen — das wollte Vater nicht in den Sinn; darunter litt er am meisten.

Und dann stöhnte er: „Siehst du, Signe, wenn er doch nur bei seinem alten Regiment geblieben wäre! Ich war gleich gegen die Versetzung. Aber da war ja nichts zu wollen. Und so ist er in die Sportkreise hineingekommen und — solch schwankendes Rohr, wie er ist — hat sich nicht beherrscht. In dem alten Offizierkorps, da hätte ihn die Kameradschaft gehalten, da hätte man auf ihn aufgepaßt. In dem neuen Regiment blieb er ein Fremder, ging seine eigenen Wege — der arme Junge . . .

„. . . das Geld! Das ist nicht das Schlimmste. Schließlich muß ich's ihm eben von seinem Erbteil abschreiben. Aber — nicht ehrlich und offen! Das schmerzt —

„. . . Überhaupt das schreckliche Geld! Für Hardi hat's kein Glück gebracht. In kleinen Verhältnissen wär er gewiß ein ordentlicher Mensch geblieben. Ein bißchen leicht war er wohl immer, aber wenn ihm der Daumen aufs Auge gedrückt wurde, tat er doch gut. Seit er aber wußte, er wird mal ein reicher Junge, seitdem ging's bergab. Und nun . . . nicht offen und ehrlich —"

Signe sprach gut zu, tröstete, wie sie konnte, und fühlte dabei schmerzlich, daß sie nicht den rechten Ton traf. „Aber an Friedel hast du doch Freude, Papa!" sagte sie endlich.

Da lachte Vater ganz kurz auf. „Ja —

„. . . Ja . . . der ist verständig. Rein zum Erstaunen sogar." Dann schwieg der alte Herr. Er holte mit zitt-

rigen Händen die Streichholzbüchse heraus, steckte sein Kraut wieder in Brand, tat ein paar Züge, legte die Zigarre beiseite. „Da kann ich dir gleich auch das Neueste, Allerneueste mitteilen. Friedel wird dem diplomatischen Dienst entsagen und bei Braunstein ins Geschäft eintreten. Kannst du dir was Verständigeres vorstellen?! Es macht sich alles so außerordentlich gut: Hartwig Braunstein ist für die Firma verloren, und tut's der Sohn nicht, so tut's der Schwiegersohn. Erstaunlich klug ausgedacht. Und Friedel paßt da wohl hin ...

„Aber siehst du, Signe, im Grunde ist's doch nur wieder das erbärmliche Geld! Wenn wir die Erbschaft nicht gemacht hätten, würde auch Friedel hübsch bei seinen Leisten geblieben sein. Nun hat er eben Geschmack am Gelde und Geldverdienen bekommen. Na, ich bin ja nicht so rückständig, daß ich nicht der Zeit ihr Recht lasse. Nur ... man gewöhnt sich nicht so rasch hinein. Friedel ist der erste Gudarcza, der Kaufmich wird. Versteh mich recht: das Wort ist nicht böse gemeint. Ich achte und ehre jeden Menschen, der ehrlich verdient. Aber ... na ja ...

„... Sei doch so gut, Signe, und drücke da mal auf den Knopf. Danke. Ich will mir 'ne Flasche guten Bordeaux kommen lassen. Trink ein Glas mit. Es hilft über 'ne trübe Stunde noch am besten fort ... Tut mir leid, mein Kind, daß ich dir das alles erzählt habe. Solch 'ne junge Braut hat eigentlich Anspruch auf was Vergnüglicheres. Ja ... freilich ..."

Dann, in Berlin, schienen sich Verdruß und Sorge für Vater zu verflüchten.

Beide Söhne waren am Bahnhof, und Erna war

mit ihnen, blühend und froh. Ihre Anwesenheit dämpfte die Peinlichkeit des Wiedersehens mit Hardi. Der war ein bissel niedergedrückt, aber er sah so bildhübsch aus, daß Vater und Mutter alles andere vergaßen. Daheim gab es eine längere Auseinandersetzung hinter geschlossenen Türen. Am Schluß aber kam Eberhard aus Vaters Zimmer und lachte Dodo fröhlich an: „Unser alter Herr ist doch der beste aller Väter!"

Zwei Tage später traf Bill ein.

Er fand jetzt selbst, daß die Zeit sehr knapp war. Und wenn Signe seine heiße Ungeduld um sich fühlte, dann dachte sie immer aufs neue: ‚wie er dich liebt! Gib ihm wenigstens, was du ihm zu geben vermagst.' Mutter wünschte, Schloß Hoburg persönlich zu besichtigen, und Signe war ein kurzer Besuch dort wenigstens nicht unsympathisch; da sie in Zukunft die Sommermonate auf Hoburg leben wollten, lernte auch sie den alten Familiensitz gern kennen. Es störte sie auch nicht, daß Bill ganz offen meinte: „Mache dir keine allzu hoch gespannten Erwartungen. Schön war Hoburg nie, und es ist in meiner langen Junggesellenzeit jedenfalls nicht schöner geworden."

Schließlich blieben Vater und Dodo zurück. Der alte Herr fühlte sich körperlich nicht recht wohl, hatte allerlei Magen- und Leberbeschwerden und sollte durchaus im Juli, kurz nach der Hochzeit, nach Karlsbad. Er war recht übel gelaunt, fand, daß man ihn vernachlässige, und gab sich erst einigermaßen zufrieden, als Dodo erklärte, bei ihm bleiben zu wollen.

Es war plötzlich sehr warme Witterung eingetreten, verfrühte Hochsommerglut. Die Bahnfahrt war ziemlich

unerquicklich, Mutter war froh, als sie in Stabentzig ausstiegen, wo Hoburg sie mit dem Wagen erwartete. Aber sie war doch voller Spannung, und das Vierergespann, die ehrerbietige, fast untertänige Art, wie nicht nur Kutscher und Diener, wie Stationsbeamte und Bevölkerung grüßten, tat ihr wohl. Signe mußte bisweilen lächeln: Mama war in jedem Zoll die Prinzessin-Mutter.

Die Fahrt durch die staubige, reizlose Gegend, durch Kiefernforst und Heide, vorüber an rauchenden Schloten und gewaltigen Halden dämpfte freilich die gehobene Stimmung wieder ein wenig. Als Bill dann aber nach vorwärts wies — „Jetzt taucht Hoburg auf, gnädigste Mama" — war Mutter begeistert.

Einem alten Piastenschloß gleich, hob sich Hoburg aus der Ebene. Schon von weitem waren die zwei ungeheuren Türme, die massigen grauen Mauern sichtbar. Etwas unbestreitbar Feudales lag über dem Ganzen. Es war ein rechter Herrensitz, mächtig und trutzig.

Der Eindruck blieb noch bei der Einfahrt durch einen gewaltigen Schwibbogen über die breite Brücke, die den Schloßgraben überspannte, über einen sehr geräumigen Hof dann, auf die große, von altersgrauen Sandsteinstatuen und Balustraden umrahmte Rampe. Zahlreiche Dienerschaft hatte hier Aufstellung genommen, mit ein paar Beamten vor der Front und Knechten und Mägden in bunter polnischer Tracht im Hintergrunde. Ein hübsches Bild. Und als nun aus der Masse ein lautes Hurra erscholl, packte es auch Signe; sie nickte Bill dankend zu, verneigte sich, grüßte nach allen Seiten.

‚Willkommen!' stand rot im grünen Laub über der gewaltigen Pforte. „Willkommen in der Heimat!" sagte

Bill, als Signe über die Schwelle trat; er küßte ihr die Hand. „Willkommen in Hoburg, gnädigste Mama!"

Es war etwas wie ein Aufschwung in Signes Herz; eine Freude: ‚Hier gehörst du her! Hier wirst du Herrin sein! Wirf alles hinter dich — glaube an die Zukunft!' Warm drückte sie Bills Hand, und hochaufgerichteten Hauptes schritt sie durch die riesige Halle, die breite, zweiwangige Steintreppe hinauf.

Und dann zerrann ihr das alles unter den Händen.

An die Dörfer Potemkins mußte sie denken, als der erste Eindruck verrauscht war.

Vieles erklärte, entschuldigte ja, daß der Schloßherr seit Jahrzehnten ohne weibliche Hilfe hier gelebt hatte — wenn er nicht überhaupt in der Ferne war. Über die Spinnwebennester, den tiefen Staub in Winkeln und Ecken, über den zerschlissenen Damast auf der Tafel, über vieles andere hätte sie lächelnd hinwegsehen können, während Mutter bald heimlich zu stöhnen begann: „Polnische Wirtschaft! Polnische Wirtschaft!"

Aber der bauliche Verfall des ganzen Schlosses, das sich nach außen noch so stolz und trotzig reckte, erfüllte sie mit wachsendem Grauen. In der schönen Steintreppe sah sie große Lücken, die Fenster hingen schief in den Angeln; der Fußboden in den Zimmern klaffte in breiten Rissen. Die Tapeten in den Zimmern hingen teilweise in Streifen herunter. Endlose Räume, lange Reihen von Ahnenbildern — und alles so unsagbar kahl, kalt, unwohnlich. So, als ob seit Generationen niemand eine bessernde Hand angelegt hätte. Nein, schlimmer: seit Generationen konnte hier niemand auch nur eine Spur von Herz für den Besitz gehabt haben.

Es schien, als ob nun auch Bill verlegen und immer verlegener wurde. Als ob er jetzt, heut erst, all die Schäden, die Zeit und Verwahrlosung gerissen, sähe. Wie er nach dem ersten Rundgang die Damen endlich in ihren Zimmern allein ließ, sagte er leise: „Ich fürchte, du hast einen üblen Eindruck gewonnen, Signe."

Sie erzwang ein Lächeln: „Man wird vieles ohne große Mühe bessern können." Aber als er dann gegangen war, sank sie müde auf den nächsten Stuhl.

Mutter stand am Fenster, spähte durch die blinden Scheiben, stöhnte: „Polnische Wirtschaft! Polnische Wirtschaft! Du solltest nur da drüben das Dach sehen, Signe, aber sieh es dir lieber nicht an ..."

Was hatte die Fürstin doch beim letzten Abschied in Rom gesagt: „Grüßen Sie mir auch Schloß Hoburg, liebe Signe. Es ist höchst eigenartig. Ich sah es zum letzten Male vor einem Vierteljahrhundert, aber es wird sich nicht verändert haben. Bill ist ja so pietätvoll."

Wohl eine Viertelstunde starrte Signe vor sich hin, gradaus auf einen Fleck auf der schmutzigen Seidentapete. Da mußte ein Bild gehangen haben; das Nagelloch klaffte noch. Später war das Bild heruntergefallen, weil der Nagel nachgegeben hatte; er hatte die Seide zerrissen, die nackte Mauer sah durch den Spalt.

Der Zorn kam über sie. Ein ehrlicher Zorn. Wie konnte Bill sie hierher führen, ohne vorher die gröbsten Schäden beseitigt, ohne ihr und Mutter wenigstens ein behagliches Zimmer bereitet zu haben?! Es gab einen Augenblick, in dem sie entschlossen war, sofort abzureisen.

Dazwischen hörte sie Mutter nervös lachen: „Ein

Fürstensitz — und dem Lümmel von Diener, der die Koffer brachte, fehlten zwei Knöpfe an der Livree."

Dann kam die Überlegung: ‚Es ist eben eine Aufgabe, der du dich gewachsen zeigen mußt. Schließlich ist's mehr eine Geldfrage, als etwas anderes. Wir wollten ja zuerst auf Reisen gehen, inzwischen kann viel geschehen.'

Signe wurde ruhiger. Der Stachel freilich blieb: wie konnte Bill mich hierher bringen!

Aber sie war bereits entschlossen, ihm ihre Verstimmung nicht zu zeigen. Sie bat auch Mutter sich zu beherrschen. Sie hatte tausend Vernunftgründe — und sie dachte doch dabei: ‚Das war wie der erste Vorgeschmack eines bitteren Trunkes. Du wirst ihn bis zur Neige leeren müssen.'

So verlief das Diner äußerlich ganz harmonisch. Herr Brumer, der Güterdirektor, war noch hinzugezogen, ein eitles kleines Männchen mit gesalbtem Scheitel und sehr unterwürfigen Manieren. Auch seine Anwesenheit legte eine Reserve auf. Ganz ruhig sprach Signe von der Notwendigkeit durchgreifender Reparaturen; der Prinz beeilte sich, etwas beschämt lächelnd, zuzustimmen; Mutter war schon halbwegs getröstet, daß wenigstens die Küche vortrefflich schien. Schließlich wurde sogar ein wenig über die ‚schlesische Polakei' gelacht.

Aber in der Nacht lag Signe schlaflos in dem gewaltigen Himmelbett. Ihre Augen irrten in dem großen, öden Raum umher, den der helle Mondschein noch unwirtlicher erscheinen ließ.

So öde — so öde —

Und wie ein Alp legte es sich ihr auf die Seele: so öde wie dieses Zimmer wird deine Zukunft sein!

Sie biß sich auf die Lippen, bis sie schmerzten. Sie kämpfte mit sich: schließlich war sie doch ein Faktor, der sich nicht ausschalten ließ! Der immer entscheidend mitsprechen würde, wenn es sich um die Lebensgestaltung handelte! Bill liebte sie, sie mußte ihn leiten, führen — beherrschen, wenn es nötig wurde.

Aber immer wieder und immer näher schienen die öden Zimmerwände heranzukriechen, als ob die sie einschließen und niederzwingen wollten: Wir sind stärker als du! Wir spotten deiner! Sperre dich nur! Versuch's nur gegen uns! Wir sind die Tradition, und die Überlieferung ist immer siegreich: du änderst Hoburg nicht, dies alte Schloß nicht und seinen Herrn nicht!

* * *

Mutter hatte vortrefflich geschlafen. Sie sah alles schon im rosigen Licht. Natürlich mußte Bill tüchtig in den Beutel greifen! Auch Vater mußte das seinige tun. Die Ausstattungspläne mußten gründlich revidiert und erweitert werden. Für Geld ist alles zu haben.

Es war Mutter sogar eine Genugtuung, hier ein neues Feld des Wirkens und Schaffens vor sich zu sehen. Und die kleine Demütigung, die das für den Schwiegersohn mit sich bringen mußte, war ihr auch nicht unlieb. Er war ja immer sehr rücksichtsvoll, aber er hatte doch bisweilen etwas . . . nun . . . man möchte fast sagen: etwas Herablassendes. Sie sagte heut zum ersten Male: „Lieber Schwiegersohn . . .“ und recht bestimmt: „Ich werde von Berlin gleich einen tüchtigen Architekten schicken. Der soll uns erst einmal einen Anschlag aufstellen.“

Signe sah übernächtig und elend aus. Hoburg betrachtete sie mit ängstlichen Augen und suchte sich selber mit einem Scherzwort zu täuschen: ob der kleine Kapuziner ihr erschienen sei, das Schloßgespenst, der Geist des letzten Schloßkaplans, der seit dem Übertritt der Familie zum reformierten Glauben umgehe. Sie überwand sich und lächelte und plauderte. So gingen die wenigen Stunden bis zur Abreise leidlich vorüber.

Auf der Station mußten sie eine Viertelstunde bis zur Ankunft des Zuges warten. Mutter hatte noch etwas mit ihrer Zofe zu verhandeln; das Brautpaar schlenderte langsam auf dem Bahnsteig auf und ab. Bill schwieg zuerst. Aber dann sagte er plötzlich: „Signe, ich fühle, daß du mir zürnst. Ich hätte dich nicht hierher bringen sollen, ehe ich nicht einigermaßen Ordnung geschaffen habe. Ehrlich gestanden, ich hatte gar keine Augen für den Verfall — ich habe überhaupt nie sonderliches Interesse für Hoburg gehabt. Bitte, sei mir nicht böse."

Er sagte das so offen, so rückhaltslos, daß es sie wirklich versöhnte. Sie war ja froh, sich eine Brücke schlagen zu können. „Laß gut sein," antwortete sie. „Wenn ich enttäuscht war, so ist es überwunden." Und nach einer kleinen Pause setzte sie hinzu: „Ich danke dir, daß du die Sache noch einmal berührt hast."

Der Zug fuhr ein. Bill küßte Signe die Hand. „Ihr habt hoffentlich bessere Fahrt zurück als hierher. Es ist ein Gewitter im Anzug." Er half Mutter in den Wagen. „Auf Wiedersehen in acht Tagen." Und dann stand er noch, grüßend und winkend, bis der letzte Wagen bei der nächsten Kurve verschwand.

Es zog wirklich ein Gewitter heran, doch es kam

nicht zur Entladung. Ein paar Regentropfen an der Fensterscheibe — das war alles. Im Coupé eine drückende Schwüle. Mutter saß ganz zusammengesunken in ihrer Ecke. Signe starrte durch die Fenster auf die fahle Wetterwand am Horizont. Dann und wann wechselten sie ein paar Worte; dann sanken sie wieder in das stumpfe Schweigen zurück. Einige Male versuchte Signe, den versäumten Nachtschlaf nachzuholen; es gelang ihr nicht. Sie wollte lesen. Es ging nicht. Nicht nur der unerträglichen Hitze wegen: ihre Stimmung war so eigen aufgewühlt und zerrissen. Sie wollte sich immer wieder an Bills letzte Worte anklammern — was durfte, konnte sie im Grunde mehr verlangen, als seine Bitte um Entschuldigung! — aber die Eindrücke des letzten Tages waren doch zu niederschmetternd. Und so oft sie sich wiederholte: ‚Es sind ja nur Äußerlichkeiten‘ — sie kam nicht darüber hinweg. Ihr war's, als sähe sie hinter dem äußeren Verfall den inneren Marasmus, durch den nun ihr Leben gehen solle.

Endlos schien ihr die qualvolle Fahrt.

Als der Zug in den menschenüberfüllten Frankfurter Bahnhof einrollte, stand sie auf und trat ans Fenster. Der Schaffner riß die Türe auf. Da sah sie im Gewühl einen Zeitungsverkäufer. Sie winkte ihn heran und kaufte ein Berliner Abendblatt. Vielleicht half es ihr doch über die letzte Strecke hinweg.

Aber es lag dann lange auf ihren Knieen, ohne daß sie es ansah. Einmal nahm Mutter das Blatt auf, legte es wieder hin: „Ich kann nicht lesen; es flimmert mir vor den Augen.“ Sie hatte die Zeitung aber doch auseinandergefaltet.

Und nun fiel Signes Blick zufällig auf eine großgedruckte Notiz, auf einen Namen, der ihre Aufmerksamkeit erregte. ‚August Köhnes Selbstmord‘ hieß es da.

‚Wir meldeten schon heute früh, daß der allbeliebte Komiker in seiner Wohnung, Genthinerstraße 134, gestern abend tot aufgefunden wurde. Es ist inzwischen bis zur Evidenz festgestellt worden, daß Selbstmord vorliegt. Hinterlassene Briefe lassen keinen Zweifel daran zu. Näheren Bekannten fiel übrigens schon seit Monaten das verstörte, scheue Wesen des unglücklichen Mannes auf, der überhaupt, wie merkwürdigerweise so manche Bühnenkünstler, die allabendlich Hunderte durch ihre Kunst erheitern, einen Hang zur Melancholie gehabt hat. Freilich geben Eingeweihte auch traurigen Familienverhältnissen schuld. Die Gattin August Köhnes, eine stadtbekannte Schönheit, ist auf einer Reise im Ausland begriffen.‘

Signe schloß die Augen. Sie war tieferschüttert.

Das Bild des kleinen Mannes, sein auffallend häßliches Gesicht mit den wunderschönen Augen tauchte vor ihr auf. Zum Greifen deutlich. Sie sah ihn vor sich, wie er auf der Probe zu dem großen Wohltätigkeitsfest an sie herangetreten war, als sie den Neumannschen Kindern Märchen erzählte. Sie sah seinen todtraurigen Blick. Und sie sah ihn dann beim Souper neben der bildschönen, üppigen Frau.

Plötzlich schrak sie jäh zusammen: Hardi! Auf der anderen Seite der Blondine hatte Hardi gesessen! Nur mit ihr hatte er getanzt! Und sie erinnerte sich der Blicke, die zwischen beiden herüber- und hinübergegangen waren —

Hardi!

Sie sah zur Mutter hinüber und schob das Blatt zusammen und beiseite. Mutters Blick sollte nicht auf diese Nachricht fallen. Entsetzlich, wenn sie nicht unrichtig kombiniert hätte?! Wie würde das auf die Eltern wirken! Eigentlich war Hardi doch beider Liebling. Der glänzende, schöne Hardi mit seiner einschmeichelnden Liebenswürdigkeit!

Mutter hatte grade die Uhr herausgezogen. Endlich — in zwanzig Minuten mußte man in Berlin sein. Das gab ihr einige Frische. Sie begann zu sprechen. Von Bill und von Schloß Hoburg und von der Hitze; sie wollte Antwort. Und Signe mußte reden, gleichgültige Worte, während ihr Herz sich zusammenkrampfte. Wie wird's Vater aufnehmen? Wie wird's Vater ertragen? Hardi — sein Stolz!

Schlesischer Bahnhof — Alexanderplatz — Friedrichstraße —

Vater hatte sie abholen wollen.

Aber da stand nur Friedel. Friedel im schwarzen Rock und Zylinder. Und mit einer Leichenbittermiene.

„Erschrick nicht, Mama," sagte er gleich. „Papa ist gar nicht wohl."

Nun wußte Signe: sie hatte nicht umsonst gefürchtet! Bebte, und durfte doch nicht fragen: ‚Hardi? Was ist's mit Hardi?'

Erst zu Hause erfuhr sie's. Von Dodo. Eberhard war ohne Urlaub fort. Fort! Heute vormittag war der Regimentsadjutant bei Vater gewesen. Und Vater hatte einen leichten Schlaganfall gehabt.

Mehr wußte Dodo auch nicht. Aber auch sie ahnte schon das Schlimmste. Ihre Augen standen voll Tränen.

Mutter war bei dem Kranken mit dem Arzt und Friedel. Dann kam der endlich heraus, und Signe drang in ihn. Erst wollte er nicht sprechen: „Das ist nichts für euch Mädchen.“ Aber da richtete sie sich auf und sah ihn an: „Ich bin kein Kind. Ich verlange die Wahrheit.“

Nun sagte er alles, was bisher ermittelt war. Eberhard war seit zwei Tagen verschwunden.

„Der Wahnsinnige ist einfach dieser Person nachgereist, die ihren Mann in den Tod gejagt hat. Die Spuren deuten auf London.“

Friedel stand da wie ein Richter. Nun er einmal begonnen hatte, kannte er keine Grenzen. Er sprach von dem unerhörten Leichtsinn des Bruders, von seiner Verschwendung, von der unverantwortlichen Nachsicht der Eltern. Er suchte und fand die härtesten Worte. Lange, lange schon hatte er das Unheil kommen sehen. Aber seine Warnungen waren natürlich in den Wind geschlagen worden; auch vom Vater. Nun sei die Bescherung da. „Ich schäme mich vor meiner Braut, vor meinen Schwiegereltern! Und du . . . wie wird Hoburg das aufnehmen?!“

Signe war auf einen Stuhl gesunken. Jeder Nerv in ihr bebte! Jetzt schnellte sie hoch: „Bill? Das laß meine Sorge sein! Was kümmert dich das?“ stieß sie heftig heraus. Sie verstand wohl die Empörung des Bruders, aber sein Splitterrichtertum empörte sie. „An deiner Stelle . . . an deiner Stelle, Friedel, wär ich längst auf der Bahn, ihm nach! Vielleicht ist er doch noch zu retten!“

Er zog die Achseln hoch . „Liebe Signe, keine guten Lehren — bitte. Was zu tun ist, besorgt ein geschickter

Detektiv. Der ist schon unterwegs, und unsere Botschaft in London ist auch benachrichtigt. Ich habe nichts versäumt."

Da sah sie ihm fest in das Gesicht. Sie suchte nach einer Spur des Mitleids. Aber sie sah nur kühle Überlegenheit und eisige Härte. Und sie wandte sich ab.

Ihr war es, als hätte sie in diesem Augenblick auch den zweiten Bruder verloren.

13

Schneller als die Ärzte zuerst geglaubt, erholte sich der alte Herr. Schon nach vier Tagen war er auf, eine Woche später saß er bereits im Gärtchen unter der großen Kastanie. Äußerlich war ihm nicht mehr viel anzumerken, nur stiller war er geworden. Er sprach wenig, war gern allein; wenn der Diener ihn in den Garten hinausgeführt hatte, winkte er dem meist gleich zu, er solle gehen. Dann saß er im bequemen Rohrstuhl und zeichnete mit der Spitze seines Krückstockes allerlei Kreise und Figuren in den Kies. Kam Mutter, kam eine der Töchter, so hörte er wohl zu, was sie sagten, nickte mit dem Kopf, beantwortete auch eine direkte Frage; zu einer Unterhaltung kam es selten.

Mutter fand ihn recht teilnahmlos. Aber das stimmte doch nicht ganz. Grade in den entscheidenden Fragen hatte er noch vom Krankenbett aus eingegriffen. Er hatte durch Friedel den Grafen Jugenheim, den Kom-

mandeur Hardis, um seinen Besuch bitten lassen: er hatte ein Immediatgesuch an Seine Majestät wegen der Entlassung Eberhards aus dem Heeresverbande diktiert. Er hatte auch bestimmt, was Friedel dem Bruder auf dessen ersten Brief zu antworten habe.

Es war ein Aufschrei voll blinder, toller Leidenschaft gewesen, dieser Brief. „Sagt, was ihr wollt, urteilt, wie ihr wollt, brecht den Stab über mich — ich konnte nicht anders. Ich habe gegen mich angekämpft: die Liebe war stärker als ich. Leichtsinnig war ich, und ich bitte euch um Verzeihung für alle Sorgen, die ich euch bereitet habe. Aber das einzige, was mich noch retten konnte, war meine Liebe zu Clåre. Mit ihr will ich ein anderer Mensch werden. Ich hielt es in der Heimat nicht mehr aus. Ich litt unsäglich um ihretwillen, die mir alles geopfert hat. Es war die höhere Pflicht der Liebe, die mir den letzten befreienden Schritt diktierte. Ich will endlich einmal glücklich, ganz glücklich sein."

„Phrasen!" sprach der Vater leise.

Und dann ließ er seinen Rechtsbeistand kommen und änderte sein Testament. Das noch verbleibende Pflichtteil Eberhards wurde für ihn auf der Reichsbank deponiert. Daß die Zinsen auf seine Order hin überwiesen werden sollten, mußte Friedel ihm mitteilen. Ein paar weitere Briefe des Sohnes ließ der Vater uneröffnet zurückgehen. Und er sprach kein Wort weiter über ihn.

Signe hatte ihre Hochzeit verschieben wollen. Auch hier entschied der alte Herr. Er erklärte, daß es bei dem einmal festgesetzten Termin bleiben sollte. Sie saß allein an seinem Lager, als er das sagte. Lange hielt er ihre Hand in der seinen und sah sie forschend und fragend an.

Mit einem Blick voll großer, zärtlichster Liebe. Es war, als ob er überlegte und immer wieder überlegte. Vielleicht auch, als ob er auf ein Wort von ihr wartete. Aber sie sprach nicht. Und so sagte er schließlich nur: „. . . es wird wohl für dich am besten so sein." Wie der Abschluß einer langen Gedankenreihe klang das. Und Signe verstand es. Es war ja nichts anderes, als was sie sich immer aufs neue selbst zusprach: ‚So wie du bist, wird es für dich am besten sein.'

Hoburg war sofort nach Berlin geeilt. Bei der ersten Aussprache mit Signe begann er gleich: „O Gott, wie peinlich —," aber er ergänzte, ohne zu zögern: „Wie unsagbar traurig für dich, für deine Eltern. Kann ich irgendwie helfen?" Das kam so warm heraus, daß es Signe rührte. Sie fühlte deutlich, daß er sich über die Peinlichkeit hatte fortkämpfen müssen, daß nur seine Liebe zu ihr ihm darüber fortgeholfen hatte. Sie empfand wohltuend, daß er der einzige war, der noch Mitleid für Hardi hatte: „Der arme Kerl! Verschaff mir doch seine Adresse. Ich will einmal an einen Londoner Freund schreiben." Sie sagte ihm auch: „Das ist lieb von dir, Bill. Ich danke dir." Sie küßte ihn. Aber ihr Herz wußte nichts davon.

Unten im Süden hatte es kurze Augenblicke gegeben, in denen sie ihre Pulse heißer schlagen fühlte. Auf den göttlichen Funken hatte sie gehofft. Nun war es wieder ganz still in ihr geworden. —

Sehr gegen Mutters Wunsch war von vornherein von einer größeren Hochzeit Abstand genommen worden. Jetzt gebot der Zustand des alten Herrn die äußerste Beschränkung. Fast wie eine Fügung dünkte Signe das.

Im Hause und im allerengsten Kreise fand die Feier statt. Signe hatte jede Hilfe beim Ankleiden abgelehnt. Als Dodo in ihr Zimmer trat, mit dem Brautkranz in der Hand, erschrak sie: Signe saß vor dem Toilettentisch, hatte den Kopf in beide Arme gelegt, und ihre Gestalt schütterte wie vor Schluchzen. Aber als die Schwester sie umarmte und sie den Kopf hob, waren ihre Augen tränenlos.

Das Herz wurde Dodo schwer. Sie kämpfte mit dem Weinen. „Signe, liebe Signe . . .," bat sie.

Da stand Signe auf, nahm den Kopf der Schwester zwischen beide Hände, küßte sie leidenschaftlich. Wieder und wieder, wie sie sie noch nie geküßt hatte: „Behalt mich lieb! Behalt mich lieb!"

Und dann war plötzlich ein zärtliches Lächeln auf ihrem Gesicht: „Dodo . . . Glück und Segen für dich und deine Liebe . . ."

Da kam Mutter herein und mit ihr Friedels Braut, und das Lächeln erstarb auf Signes Antlitz. Aber sie blieb ruhig und freundlich, hörte geduldig das Spitzenkleid loben und ließ sich von der Mutter die Hoburgschen Familienperlen um den Hals legen.

Unten im Saale war der Traualtar hergerichtet in einem Walde von grünen Gewächsen. Ein breiter Kranz von dunkelroten Rosen schlang sich um den Altar; Girlanden von Rosen kränzten die Wände, spannten sich von den Ecken zum Kronleuchter, hüllten ihn ein. Das hatte Vater so angeordnet.

Die Rosen dufteten. Herren vom Domchor sangen. Und dann war Signe alles wie im Traum.

Wie von fernher nur klangen ihr die Worte des Hof-

predigers. Nur ein einziges Mal, als er das Hohe Lied Salomonis zitierte: „Viele Wasser können nicht die Liebe löschen, Ströme können sie nicht überfluten —“ da schauerte sie zusammen. Aber dann stieg doch wieder, wie aus dem Untergrunde ihres Bewußtseins, ein dämmerndes Hoffen herauf, und ihr Ja klang klar und deutlich durch den Raum.

So war es denn geschehen —

Mutter weinte, als sie ihr Kind ans Herz schloß. Auch Vater hatte eine Träne im Auge. Die wenigen Hochzeitsgäste drängten sich mit ihren Wünschen heran. „Glück und Segen —“ hauchte Dodo ihr mit vor Erregung zitternder Stimme ins Ohr. „Nehmen Euer Durchlaucht auch meine innigsten Glückwünsche —“ hörte sie des Geistlichen sonore Stimme und damit zum ersten Male die äußerliche Beziehung ihrer Standeserhöhung. Sie achtete gar nicht darauf. Aber sie trat wieder zu ihrem Mann und drückte ihm fest die Hand. Es war ihr wie ein Versprechen, ein Gelübde, das sie sich selber gab: Wie alles auch kommen und werden möge, wir gehen nun eines Weges —

Es konnte kein jubelndes Glück in ihr sein; sie war nicht einmal ergriffen. Aber sie hatte heut in den Frühstunden mit sich abgeschlossen, und eine friedliche Ruhe war in sie eingekehrt.

Dann freilich kam doch ein Moment, der ihr die Tränen in die Augen drängte, ohne daß sie selbst recht wußte, aus welchen Quellen sie rannen.

An der Tür standen ihre beiden Lieblinge, die kleinen Neuleute. Das war Dodos Werk. Festlich angetan, standen die Kinder, und in ihren Augen war zärtlicher

Festesglanz. Jedes hatte ein winziges Sträußchen mit Vergißmeinnicht in der Hand. Die streckten sie Signe entgegen.

Erst im letzten Augenblick bemerkte sie die Kinder; erst als sie am Arm ihres Mannes über die Schwelle zur Halle schreiten wollte. Da sagte sie: „Verzeih —", ließ ihn los und kniete nieder. Sie zog sie an sich, sie küßte sie, sie horchte auf ihr leises, verlegenes Stammeln, und das Herz quoll ihr über.

Hoburg stand verwundert, ein wenig verletzt daneben. Endlich mahnte er flüsternd „Liebe Signe . . ." Sie richtete sich sofort auf. Und sie war so schön in diesem Augenblick, mit den funkelnden Tränen in den Wimpern und dem milden, frohen Lächeln um den Mund, daß er sie wie bezaubert ansah, gleich als ob er etwas ganz Neues, Wunderbares in ihrem Gesicht entdeckt hätte. —

Eine Stunde später hatte Prinzessin Signe Hoburg ihr Elternhaus verlassen.

Als der Wagen fortrollte, standen sie zu dritt am Fenster: die Eltern und Dodo. Alle drei gleich ergriffen, alle drei mit den gleichen Wünschen in den Herzen. Aber die Gedanken, die sie bewegten, waren ganz verschieden. Für Mutter bedeutete der Tag etwas wie die Krönung vieler Wünsche: sie sah nur Licht und keine Schatten. Vater hegte wohl Sorge, aber er dachte doch: ‚Unsere Signe wird ihren Weg schon finden.' Das Schwesterherz bebte. Die Erinnerung an heut morgen, an Signes tränenloses Schluchzen, an ihre heißen Küsse dann, an ihr flehend-wehes: ‚Behalt mich lieb! Behalt mich lieb!' — die Erinnerung stand noch zu frisch in der jungen Seele. Aber der Tag hatte auch die eigene Sehnsucht in

ihr geweckt. Am liebsten hätte sie jetzt, jetzt grade Vater und Mutter umarmt und ihnen zugeflüstert: Alles sollt ihr wissen! Ich hab ihn lieb, ich hab ihn lieb ...

Da sagte Vater schmerzlich: „Nun wird es sehr einsam werden bei uns. Ein Glück, daß wir dich noch haben, Dodo."

Und das Wort verschloß ihr die Lippen. — — —

Es wurde wirklich sehr einsam im Hause Gudarcza. Einsam und still.

Im Juli mußte Vater nach Karlsbad. Als er, körperlich wesentlich erholt, heimkam, fand Friedels Hochzeit statt: im breiteren Rahmen, ein Ereignis für tout Berlin, soweit es nicht auf Reisen war. An dem inneren Erleben der Eltern und Dorothees ging es fast spurlos vorüber.

Nur, daß Dodo auf dem Fest zum ersten Male wieder Hartwig Braunstein begegnete. Er war bei dem glänzenden Diner sogar ihr Tischnachbar. Kein unterhaltsamer; stiller noch, in sich gekehrter als früher, zumal gegen die römische Zeit gemessen, in der frohe Hoffnung ihn durchdrungen und belebt hatte. Sein Wesen hatte fast etwas Scheues. Nur wenn er von seinen Arbeiten sprach, in denen er ganz aufzugehen schien, wurde er lebhafter.

Dodo wagte nicht von Signe zu sprechen. Und er zögerte lange. Erst fast am Schluß des Diners fragte er nach Nachrichten über Ihre Durchlaucht.

Da gab sie Bescheid. Hoburgs waren auf einer Reise um die Erde. Die letzten Brief kamen aus Colombo. Es ging ihnen gut.

„Ich wünsche Ihrer verehrten Frau Schwester innigst

ein großes, ganzes Glück," sagte er leise, mit seiner verschleierten Stimme, ohne sie anzusehen.

Es klang schmerzlich resigniert. Aber Dodo fühlte, es war ohne Bitterkeit gesagt, es kam von Herzen. Und sie fühlte doch zugleich: dieser Mann wäre todunglücklich an Signes Seite geworden. Er war aus zu weichem Holz geschnitzt. Wundersam, daß er grade diesem Hause entstammte, dessen ganzer Zuschnitt seiner Art widersprach, dessen Angehörige so ganz auf das Sichausleben der Persönlichkeit gestellt waren, im Lebensgenuß und in der Arbeit. Da paßte Friedel besser hinein, Friedel mit seinem Egoismus und seinem festen Zugreifen.

‚Es geht ihnen gut —' hatte Dodo gesagt.

Sie hätte nichts anderes berichten können, auch wenn sie sich über jede konventionelle Form hinweggesetzt haben würde.

Signe schrieb häufig und meist recht ausführlich. Aus keiner Zeile sprach irgend ein Mißklang; selbst wer zwischen den Zeilen zu lesen versucht hätte, würde nichts als ruhige Zufriedenheit gefunden haben. Und doch empfand Dodo eine Lücke in diesen Briefen. Signe schrieb fast nur über äußere Eindrücke, äußere Erlebnisse. Sie schrieb Reisebriefe, Reiseberichte; vielfach von überraschend plastischer Anschaulichkeit, reich oft an originellen Wendungen. Von sich selbst, von ihrem Mann fast immer nur: — ‚es geht uns gut.' Manchmal konnte sich Dodo des wehen Gefühls nicht erwehren: Signe schrieb wie jemand, der beim Champagner nach einem Schluck frischen Quellwassers dürstet. Zwei-, dreimal hatte Dodo auch Karten, kurze Billetts von ihrem Schwager erhalten. Sie hatten sich ja immer gut miteinander gestanden. Aus

all diesen Nachrichten klang ihr wenigstens ein Trost: Hoburg vergötterte seine Frau. ‚Signe ist ein Engel,' schrieb er das eine Mal; ‚Signe ist hier, wie überall, wo sie hinkommt, der bewunderte Mittelpunkt der Gesellschaft.' Aber im übrigen waren diese gut gemeinten Karten und Briefe von einer Flachheit und Unbedeutendheit, die Dodo belustigte und erschreckte zu gleicher Zeit.

Zu den Eltern schwieg sie von alledem.

Die Eltern hatten genug zu tragen.

Das Traurigste aber war: das Leid verband die Eltern nicht, sie trugen es nicht gemeinsam. Es trennte und entfremdete sie. Sie machten sich gegenseitig Vorwürfe, die Söhne nicht auf dem rechten Weg erhalten zu haben.

Es war eine einsame, trübe Zeit für das Haus Gudarcza.

Dodo hatte ihre Arbeiten wieder aufgenommen. Sie war sehr fleißig, aber ihr Herz war nicht dabei.

Ihr sehnsüchtiges Herz —

Frau Neumann und Elly waren seit Monaten verreist; mit Fritz im Hochgebirge. Elly gab ziemlich fleißig Nachricht, aber auch hier empfand Dodo immer wieder, welch ein armseliges Ding ein Brief ist. Und Elly hatte nun auch ihre eigenen Interessen, ihr eigenes Glück. Im Spätherbst wollte sie heiraten.

Anfangs war Dodo häufig nach der Breitenstraße gepilgert. Solange die Kleinen dort waren. Nun waren auch die mit dem Vater nach der Schweiz gereist. „Grüßt mir alle — alle!" hatte sie ihnen beim Abschied aufgetragen, und bei den ‚allen' doch nur an ihn gedacht.

Manchmal schrie es in Dodo: er liebt dich ja gar

nicht! Sarge doch dein vergebliches Hoffen ein. Er hat dir ein wenig den Hof gemacht, er hat dich wohl ganz gern gehabt. Aber ihr habt euch ja so wenig gesehen, eigentlich kaum kennen gelernt. Was willst du denn eigentlich?

Manchmal packte sie die zehrende Ungeduld. Sie warf ihre Bücher durcheinander, sprang auf, suchte sich in einer tollen Lustigkeit zu betäuben, sang, pfiff, daß es ganz eigen durch das stille Haus klang. Bis wohl Mutter in ihr Zimmer kam: „Aber was hast du denn, Kind?" Dann sagte sie: „Ach, das kam nur so über mich — es ist schon vorüber." Manchmal rannte sie im Sturmschritt durch die Straßen bis vor das Neumannsche Haus, starrte zu den herabgelassenen Vorhängen hinauf, eine ganze Weile, und schlich dann langsam, ganz langsam wieder heim. Mit schweren Schritten und schweren Gedanken.

Dann und wann war es ihr wieder, als ob sie sich Vater oder Mutter anvertrauen sollte. Ja — aber was denn eigentlich? Daß ein Mann in ihr Leben getreten war? Wußte sie denn überhaupt, ob dieser Mann sie liebte?

Und dann kam zu der einen großen Sehnsucht die andere, die nach Signe. Ach, nur einmal wieder an ihrem Herzen sich ausweinen können!

Die Zeit schlich — der wilde Wein am Verandendach färbte sich schon.

Dann war mit einem Male ein Brief von Elly da: ‚Wir kommen in der nächsten Woche. Wir grüßen Dich alle. Auch Viktor, der ein paar Tage bei uns sein konnte.'

Ein Jubeln war in ihr. Gen Himmel hätte sie die Arme recken mögen: Endlich — endlich!

Aber gleich überschlich sie wieder die Angst: ‚Und wenn er kommt . . . kommt er dann zu dir?‘

Im Winter, im Frühjahr noch waren zwischen ihr und Elly die langen Briefe hin- und hergeflogen mit allerlei Heimlichkeiten, halben Offenbarungen, Andeutungen und versteckten Hoffnungen. Die richtigen Mädchenbriefe. So schrieben sie sich schon lange nicht mehr. Es war fast, als vermeide Elly jede Erwähnung des Bruders. Ganz kurz höchstens kam sein Name in ihren Briefen vor. Und Dorothee suchte und suchte nach Ursachen und Gründen: Elly war solch ein klarer, fast ein nüchterner Mensch. War es Absicht, daß sie den Bruder umging? Wollte sie nicht Hoffnungen erwecken, die sich nie erfüllen konnten? Vergaß sie im eigenen Glück nur der Freundin? War nicht überhaupt der ganze Ton ihrer Briefe anders geworden, kühler, zurückhaltender?

Wie lange eine Woche sein kann! Wie Tage und Stunden kriechen können!

Elly kam nicht. Wenn nichts dazwischen gekommen war, mußten Neumanns eingetroffen sein. Bisweilen dachte Dodo: ‚Ich kann nicht mehr. Morgen gehe ich nach der Breitenstraße. Sei es, wie es wolle.‘ Aber dann brach doch wieder ihr Stolz durch: ‚Nein! Sie muß den Weg zu mir finden.‘

Und endlich fuhr Elly vor. Frisch und heiter und bildhübsch — viel hübscher geworden im Glück. Es strahlte aus ihren Augen.

Sie war ganz die alte, die Elly von früher. Zärtlich und zutunlich und ein klein wenig bemutternd.

Oben in Signes blauem Zimmer saßen sie beieinander. Aus dem hundertsten ins tausendste plauderte Elly

und kam doch schließlich immer auf ihren Viktor zurück. Nur von Fritz kein Wort.

Schließlich konnte sich Dodo nicht mehr bezwingen. „Und wie geht es deinem Bruder? Ist er bei euch?“ Sie wollte ganz ruhig fragen. Aber hindern konnte sie doch nicht, daß ihr Atem stockte und das Blut ihr in die Wangen stieg.

Elly knöpfte schon an ihrem Jäckchen: „Gut! —“ sagte sie. „Das heißt so gut, wie es einem Rekonvaleszenten gehen kann. Das Hochgebirge hat ihm aber sichtlich wohl getan ... Er bleibt noch einige wenige Tage bei uns. Dann will er wieder in seinen Beruf.“

Sie sah Dodo nicht an, während sie sprach. Und im Ton ihrer Stimme lag etwas, wie eine leise Ablehnung: ‚Frage lieber nicht weiter. Es ist besser, du fragst nicht weiter.‘

Und noch einmal nahm sich Dodo gewaltsam zusammen. „Ich komme morgen zu dir. Ich ... ich möchte deiner Mama doch gern guten Tag sagen.“

Zum ersten Male wurde Elly, der sonst jede Befangenheit fern lag, ein wenig verlegen. Sie zögerte, und dann sagte sie doch: „Morgen? Sei nicht böse — es ist so lieb von dir. Aber wir haben grade in den nächsten Tagen so viel vor ... Du verfehlst uns vielleicht, und das würde Mama weh tun.“

Eine Sekunde starrte Dodo die Freundin an mit verglasten Augen. Dann wandte sie sich, wie im Wahn, die Tränen verbergen zu können. Aber es war stärker als sie. Auf den nächsten Stuhl glitt sie hin, schlug die Hände vor das Gesicht und schluchzte laut auf.

„Dodo! ... Liebe Dodo!“

Elly stand einen Augenblick fassungslos. Sie konnte sich nicht sogleich in diesen jähen Schmerzensausbruch hineindenken. Hatte sie denn so wehe getan? Das hatte sie nicht gewollt. Nur der Vernunft Raum geben — das wollte sie. Nicht Fritz und auch nicht Dodo in einen Flirt noch weiter verstricken, der doch zu keinem glücklichen Ende führen konnte. Aber nun brach das Mitgefühl in ihrem Herzen durch. Sie kniete neben Dodo nieder, sie umfaßte sie zärtlich, sie strich ihr die wirren Haare aus der heißen Stirn. „Liebe Dodo, so höre doch nur! Hör doch auf mich — ich meine es ja nur gut. Sieh mal: wo hinaus soll denn das? Ich hab ja früher auch anders gedacht, aber man muß die Vernunft walten lassen. Deine Schwester ist Prinzessin — stell dir nur vor, in welch schiefe Situation du und Fritz kommen würdet! Was würden deine Eltern dazu sagen? Und wir haben auch unseren Stolz . . . wir könnten es auch nicht ertragen, wenn Fritz scheel angesehen würde. Dodo, so hör doch auf zu weinen . . ."

Da — mit einem Male verstummte das Schluchzen. Die Tränen hörten auf zu rinnen. Dodo löste sich aus Ellys Arm, schob sie von sich. Und stand auf. Sie schien plötzlich ganz ruhig: „Hattest du den Auftrag, mir das zu sagen?" Sie sprach es hart und schneidend. „Von deinen Eltern . . . von . . . von ihm? Nein? Nein!"

„Ich hab es nur gut gemeint. Ich habe das beste gewollt."

Dodo lachte schmerzlich: „Du hast sehr vernünftig handeln wollen. Ich verstehe schon. Du brauchst mir gar nichts weiter zu erklären. Und nun geh . . . ich bitte dich! . . . Geh . . ."

Als Elly gegangen war, saß Dorothee lange, lange und sann. Sie hatte wirklich die Wahrheit gesagt: sie hatte verstanden. Elly war doch viel kleiner, als sie sie eingeschätzt hatte. Ein Vernunftsmenschlein, ein Wirklichkeitskind, das in all seiner Klugheit künstliche Mauern schuf. Da mochte Viktor Kaltenegg, vielleicht ganz unabsichtlich, dies und das erzählt haben. Dann war Signes Verlobung mit dem Prinzen gekommen. Zu verwundern war's nicht, wenn es auch lächerlich war, daß die in Ellys Augen eine Kluft riß zwischen der Breitenstraße und der Kilganstraße.

Wie sie so sann und grübelte, gewann ihr heißes Temperament mehr und mehr die Oberhand.

Sie trumpfte vor sich selber auf: ‚Nein, meine gute Elly, so haben wir nicht gerechnet. Das ist überhaupt kein Rechenexempel — das! Und ich — verstehst du! — ich bin kein Püppchen, das man schieben und drehen kann, wie man will. Ich bin ein lebendiger Mensch. Sehr lebendig! Das sollt ihr alle sehen! Ich lasse mir mein Glück nicht nehmen. Ich werde mir mein Glück schon erobern! Ich — ich selber!‘

Um die Mittagsstunde des nächsten Tages machte sie sich auf den Weg. Ihr kam es vor: es mußte der Weg zum Glück sein.

All die Ängste, all die Ungewißheit, all das Zagen, das in der letzten Zeit auf ihr gelegen hatte, waren von ihr abgefallen. Ein einziges Mal noch kam ihre frohe Zuversichtlichkeit ins Schwanken. Das war, als die schwere, eichene Tür des Hauses in der Breitenstraße sich hinter ihr geschlossen hatte, die Kühle des breiten Flurs sie umfing, als sie langsam die Wendeltreppe hinaufstieg.

Da wurden ihr die Füße schwer und immer schwerer bei jeder Stufe. Das Herz fing an zu klopfen: Dodo, welchen Gang gehst du? Dodo, wo ist deine Wohlerzogenheit? Dodo, wo ist dein Stolz?

Bis sie oben war. Einen Augenblick stand sie fast atemlos und starrte auf das Messingschild. Aber dann griff sie zur Klingel: ‚Ach was! Wohlerzogenheit und Stolz! Mein Glück will ich!'

Drinnen war ein schnelles Laufen. Die Tür öffnete sich. „Gnädige Frau sind ausgegangen —" Aber da waren auch schon die beiden Jüngsten neben dem Dienstmädchen mit dem weißen Häubchen, stürmten heraus: „Tante Dodo! Tante Dodo!" hingen sich an sie. „Komm doch 'rein, Tante Dodo, komm doch 'rein. Denk dir: Wir haben eine Karte von Tante Signe — mit lauter schönen Marken drauf —" zogen sie in den dämmerigen Korridor. „Wart, ich hol sie dir. Tante Prinzessin schreibt, nun kommt sie bald zurück —"

Plötzlich aber tat sich eine Tür auf, ein breiter Lichtschein legte sich in die Dämmerung, eine helle, junge Stimme klang: „Könnt ihr denn nicht Ruhe halten, ihr Gören . . ."

Sie standen sich gegenüber, unmittelbar, und das Blut schoß ihnen in die Wangen.

Wortlos standen sie.

Und sie sah zuerst nichts als den Zug kaum überstandenen schweren Leidens in seinem energischen, schmalen Gesicht. Eine unendliche Zärtlichkeit stieg in ihr empor, drängte sie zu ihm. Ihm zu sagen: nur Mut haben, alles wird wieder gut werden . . .

Aber gleich schob sich doch die anerzogene Form da-

zwischen. Es langte gerade noch zu einem halb verlegenen: „Guten Tag. Ich ... ich wollte Ihrer Frau Mutter einen Besuch machen —" Und bei ihm: „Mama wird sehr bedauern, gnädiges Fräulein ..." Aber es langte dann doch bei ihr dazu, daß sie ihm die Hand hinstreckte — und bei ihm, daß er sie faßte und umspannte und sagte: „Aber Sie können doch hier nicht auf dem Flur stehen bleiben."

Da kam zum Glück die kleine Magda zurück. „Hier hab ich die Karte von der Tante Prinzessin. Du mußt das lesen."

Und dann war sie mit einem Male über der Schwelle, saß in einem Stuhle, hielt die Postkarte vor die Augen, die das Sehen verlernt zu haben schienen, hatte links den Karli und rechts Magda neben sich und fühlte, fühlte nur, daß Fritz ihr gegenübersaß, fühlte, daß seine Augen auf ihr hafteten, sie umfingen, ganz wie ehedem.

„Sie haben so Schweres durchgemacht. Immer hab ich an Sie gedacht. Mit so guten Wünschen —"

Über sein blasses Gesicht strömte wieder das Blut: „Haben Sie das wirklich?"

Lebhaft nickte sie. „Können Sie daran zweifeln? Hat Ihnen das Elly nicht gesagt? Was war ich erschrocken, als ich in Rom die böse Nachricht bekam. Hat Ihnen Elly nicht gesagt, daß wir gleich depeschierten? Zuerst schrieb sie auch fleißig. Aber dann mußte ich oft warten ..."

Den Kopf hatte er sinken lassen. Sie konnte nicht mehr in seine Augen sehen. Seine Hände spielten nervös ineinander. „Elly hat wohl Besseres zu tun seit ihrer Verlobung," sagte er zögernd. „Und vielleicht dachte sie

auch, daß die großen Veränderungen in Ihrem Elternhause Ihre . . . Ihre Zeit zu sehr in Anspruch nehmen würden."

Sie lachte: „Welche Veränderungen denn? Etwa daß Signe einen Mann heiratete, der zufällig Prinz ist? Was hat denn das mit uns zu tun? Haben Sie mir nicht damals gesagt: Auf gute Freundschaft! Also . . . ich hab die Freundschaft gehalten! Immer! Immer!"

Er hob die Augen, und sie sah das Leuchten darin. Und sah dann doch wieder, daß die Lider sich senkten. „Ich hab's wahrlich auch nicht vergessen," sagte er mit leiser, zitternder Stimme. „Nie! Grad in den schwersten Tagen hab ich immer daran gedacht. Aber —"

‚Ich will mein Glück erobern! Ich will mein Glück erobern!' klang's in ihr. ‚Jetzt — jetzt!'

Und sie beugte sich zu dem Jungen rechts und zu dem Mädchen links und flüsterte ihnen etwas in die Öhrchen. Wie zwei Pfeile flogen beide zur Tür hinaus.

„Aber? Mit Wenns und Abers richtet man die Menschen zugrunde. Für mich gibt's kein Aber!"

Wieder sah er auf. Und wieder sah sie das Leuchten in seinen Augen. ‚Halt fest — halt fest,' jubelte es in ihr.

Ganz weit beugte sie sich vor. Beide Hände streckte sie ihm hin — wortlos. Ihr Mund lächelte ihm zu.

Da sprang er auf: „Dodo —", und sie lag in seinen Armen, und er küßte sie.

Küßte sie, bis die Kinder an der Tür polterten.

Als die hineinkamen, mit einem Glase Wasser, an dem sie beide trugen, saßen Bruder und Tante wieder auf ihren Stühlen. Tante Dodo nahm das Glas und tat einen tiefen Zug. Ihre Lippen mußten riesig durstig sein.

Und dann sagte sie mit lachenden Augen: „Das hat sehr gut geschmeckt. Wirklich — Herr Friedrich Neumann.“

Und auch seine Augen lachten, und er sagte: „Ich bin auch durstig —“

Die Kinder wollten durchaus noch ein Glas holen.

Aber er wehrte ab. „Sie haben ja wohl noch etwas für mich übrig gelassen, Fräulein Dorothee von Gudarcza. Darf ich?“ Und dann trank er, ganz langsam, das Glas leer, bis auf den letzten Rest. Trank genau von der Stelle, von der Dodo getrunken hatte.

„Köstlich!“ sagte er.

Die Kinder aber lachten: „Fritz und Tante Dodo trinken aus einem Glase! Zu komisch — —“

Als Dorothee eine halbe Stunde später die Treppe hinunterging und er, oben an das Geländer gelehnt, ihr nachgrüßte und nachwinkte, war ihr Herz voll Jubel. Auf dem ganzen Heimwege klang es in ihr nach: ‚Ich hab mein Glück erobert! Ich hab mein Glück erobert!‘ Mochte nun kommen, was da wollte — ihren Fritz konnte ihr niemand nehmen.

Mit strahlenden Augen trat sie vor Vater und Mutter.

Die saßen im Herrenzimmer vor dem großen Kamin, in dem schon ein paar Holzscheite flammten, denn der Herbst war feucht und kühl.

Wie ein Wirbelwind war sie hereingekommen, umhalste Mutter, küßte Vater auf die Stirn, auf beide Wangen und stand dann vor ihnen, atemlos, und lachte vor Glück und Seligkeit.

Mutter hatte in der Zeitung gelesen. Sie ließ das Lorgnon sinken: „Aber Kind —“

„Na, alte Dodo. Lach nur! Laß sie, Ida, wir hören selten genug ein fröhliches Lachen. Was gibt's denn?"

Da sagte sie es: „Ich bin ja so glücklich ... ich hab mich mit Fritz Neumann verlobt!"

Mutter schrie auf: „Bist du toll, Dodo! Was soll denn das heißen?"

Einen Augenblick stand Dodo verwirrt. Sie sah auf den Vater. Der hatte den Kopf sinken lassen.

... nun sollte er auch das letzte Kind fortgeben. Immer einsamer würde es um ihn werden.

An nichts anderes dachte er. Nicht daran, wie jung Dodo noch war. Nicht daran, ob ihm Fritz Neumann ein genehmer Schwiegersohn wäre. Nur daß sie eins nach dem andern fortgegangen wären.

Aber da tönte in ihm Dodos Jubelruf auf: ‚Ich bin ja so glücklich.'

Und er stand auf, nahm Dorothees Kopf zwischen beide Hände und sah ihr sinnend in die Augen.

* * *

Vom Bahnhof aus ging der alte Major zu Fuß durch die Hauptstraße, quer durch die ganze Stadt. Langsam und schwer auf seinen Stock gestützt. Dann und wann blieb er stehen, las hier das Schild über einem Krämerladen, blickte dort in einen Hausflur hinein oder besah sich die gleichgültigsten Auslagen bei Hinz oder Kunz.

Es interessierte ihn alles. Manchmal war ihm, als sei er gar nicht fortgewesen aus Körlin. Wie wenig solch pommersches Nestchen sich doch verändert. Da ging

draußen das Leben hin in gewaltigen Zügen, und hier blieb alles beim alten. In der Elisenstraße stand er eine ganze Weile vor dem Hause, in dem er einst gewohnt hatte. Fenster für Fenster suchte er mit den Augen ab und dachte an den Tag, wo er dort in seinem Zimmer, hinter dem breiteren Fenster, Onkel Reinhard sterbend auf dem Teppich gefunden hatte.

Langsamer noch, als er hergegangen, ging er zurück.

An der Ecke des Marktplatzes blieb er stehen und sah nach der Uhr.

Eigentlich hatte er alles gesehen, was er sehen wollte. Es war ja überhaupt nur eine Laune gewesen, eine Marotte. Ida hätte ihn gewiß ausgelacht: ‚Dies Nest' —

Ja, ja: dies liebe alte Nest! Es waren doch glückliche Zeiten gewesen. Damals! Trotz aller Einschränkung, trotz aller Sorgen. Frau Sorge war erst gekommen, seit die Sorgen entschwanden.

Ein Uhr —

Also noch fast zwei Stunden bis zur Abfahrt des Zuges.

Mit einem plötzlichen Entschluß bog der alte Herr in die schmale Querstraße ein.

Richtig — Ph. K. Emke & Sohn existierte noch. Wie sollte er auch nicht.

Wieder stand Gudarcza eine Weile vor dem kleinen Schaufenster. Ganz wie einst: ein halbes Dutzend Würste — man war ja in der Gegend von Rügenwalde —, ein Schinken, ein Käse unter der Glasglocke, ein Bund Radieschen und einige Büchsen Sardinen, rechts und links eine Batterie Flaschen.

Und die Ladenklingel hatte auch noch den alten quietschenden Ton.

Hinter dem Ladentisch stand Herr Emke senior, mit dem schwarzen Käppchen auf dem viereckigen, roten Kopf, und starrte den eleganten alten Herrn verwundert an.

„Ich möchte eine halbe Milon haben.“

Mit einem Male flog das Käppchen vom Kopf: „Der Herr Major! Wahrhaftig, der Herr Major! Nee — aber so was!“ Und Herr Emke senior kam hinter dem Ladentisch hervor, helle Freude im Gesicht, und streckte die Hand hin: „Das ist nun aber mal 'ne Überraschung! Der Herr Major!“

Dann saß Gudarcza im dämmrigen Hinterzimmer auf dem Ledersofa mit den tausend Rißchen. Neu bezogen war es nicht worden, auch der Großvaterstuhl nicht, in dem der Landrat immer sein Nickerchen gemacht hatte. Alles war beim alten geblieben.

Merkwürdig! Merkwürdig! So gut hatte Gudarcza seit undenklichen Zeiten kein Bordeaux geschmeckt. Und da hatte Exzellenz Fürdinger immer behauptet, der Emke wäre ein Giftmischer. Ja . . . Fürdinger, der ruhte nun auch schon unter der Erde.

Ganz tief setzte der alte Herr sich in seine Ecke zurück, in die Sofakuhle, die eine Generation Gäste der andern zu überliefern schien.

Das wurden nun acht Jahre, seit er zum letzten Male hier gesessen hatte. Damals! Wie das alles deutlich wieder auftauchte: da Exzellenz Fürdinger, da der Landrat und da Onkel Reinhard. So lustig war der noch gewesen. So erstaunlich rüstig und mobil. Aus seiner Lebensgeschichte hatte er erzählt und von seinen Grund-

stücken und Häusern. Drei Stunden darauf war er ein toter Mann ...

Herr Emke senior kam ab und zu in das Zimmer. Er machte sich ein Geschäftchen, kramte hier und kramte da und wollte im Grunde doch nur seine Neugier befriedigen. „Darf ich wohl fragen, wo kommen der Herr Major denn heut her?"

„Von Kolberg, Herr Emke. Ich bin mit meinen Kindern da. Mit meiner jüngsten Tochter, heißt das."

„So — so. Die Frau Majorin ist doch auch gut zuwege? Auch mit in Kolberg?"

„Nein, Herr Emke. Meine Frau ist in Heringsdorf. Mit der Familie meines Sohnes. Aber es geht ihr ganz gut. Danke schön ... Schicken Sie mir noch ein Schöppchen." — — — —

Acht Jahre ...

Wie glücklich und wie zufrieden wir doch damals waren, wenn wir auch stöhnten unter all dem kleinlichen Druck. Mutter, daß sie sich keine neuen Gardinen anschaffen konnte, ich, daß mein schwarzer Rock schon ganz abgeschabt war an den Ärmeln. Wenn wir auch rechnen und rechnen mußten, in tausend Ängsten manchmal. Lieber Gott, es waren doch schöne Zeiten.

Eigentlich hat uns der Reichtum erst kennen gelehrt, was Not ist. Herzensnot ...

Da drüben hat der Hardi ein paar Male gesessen. Als Kadett ... solch bildhübsches Bengelchen und so stolz, daß ich ihn mitnahm. Dann als frischgebackener Leutnant in der lieben alten Uniform.

Armer Hardi ... dir war nicht zu helfen ...

War Signe glücklich? War Signe unglücklich?

Wie sagten wir doch früher: Wer kann aus Signe klug werden?

Ich habe noch nie ein Wort der Klage von ihr gehört. Wie sollte sie auch klagen? Aber glücklich? Wirklich glücklich?

Was ist das doch für ein ödes Leben, das sie führt? In Hoburg wird sie nicht heimisch. Immer auf Reisen, und wenn sie mal wo längern Aufenthalt nehmen, immer Gesellschaften, Gesellschaften, Gesellschaften. Und Bill im Grunde solch eine taube Nuß.

. . . wenn Signe noch Kinder hätte. Wo sie so kinderlieb ist! Aber auch das ist ihr versagt.

. . . und vielleicht wär auch für sie alles anders gekommen, ohne Onkels Millionen. Ihre ganze Art hätte eine andere Richtung angenommen. Und Bill würde sich besonnen haben, trotz aller Verschossenheit, ein ganz armes Mädchen zu heiraten.

Arme Signe! Auch du trägst an des Glückes Lasten. Solange du jung bist und schön, mag's noch hingehen. Ich werd's ja nicht mehr erleben, aber dann — dann werden sie dich kalt nennen und hochmütig. Arme Signe! — — —

Der gute Milon schmeckte nicht mehr recht. Gudarcza stellte das Glas hin, kaum daß er die Lippen naß gemacht hatte.

Er lehnte den Kopf weit zurück und sann sich wieder in die alten Zeiten.

Es war doch schön gewesen damals. Mutter immer frisch und munter, immer geduldig und zufrieden. Ein wenig den Pantoffel geschwungen hatte sie ja. Aber das war ganz gut. Mit dem Gelde — mit dem verfluchten

Gelde erst war sie eine andere geworden. Nicht schlecht — beileibe nicht. Aber nie recht zufrieden, immer nach oben hinaus . . . und ein wenig fausse noblesse.

Friedel. Nun ja, der würde heut noch so laut als möglich sagen: ich bin glücklich. Der hatte am Geldschaufeln Gefallen gefunden von Anfang an. Der ging durch die Welt mit rücksichtslosen Ellenbogen. Wenn es einmal nicht klappte zwischen ihm und seiner Frau — dann und wann klappt es ja wirklich nicht — dann zuckte er auch die Achseln. Aber die Furche hat er doch auf der Stirn, die Sorgenfurche. Und manchmal denkt er gewiß: lieber dem Kaiser dienen als meinem Schwiegervater. —

Die Fliegen summten durch das Zimmer. Komisch — bei Emke hatte es immer so viele Fliegen gegeben. Geschmeiß das. Sogar da drüben die Kaiserbilder verschonen sie nicht. Und dabei führt der Alte einen ewigen Kampf mit ihnen. Da tappst er wieder mit der Klappe entlang — schwapp — schwapp —

„Wie geht's denn eigentlich mit der werten Gesundheit, Herr Major?"

„Könnte besser sein, Herr Emke. Im Frühjahr mußte ich wieder nach Karlsbad. Der Magen will nicht recht, und die Nerven wollen auch nicht. Das Leben in der Großstadt hat's in sich."

„Ja . . . so gesund wie unser Pommern ist das nu wohl nicht. Da schimpfen sie immer auf uns, die klugen Berliner. ‚Im Winter ist der Pommer noch dommer wie im Sommer', sagen sie. Ja Proste die Mahlzeit: wir Pommern sind am Ende doch die klügsten. Weil wir uns nämlich nicht aufregen lassen, Herr Major. Immer unsern ruhigen Stiefel weg, und 'n gutes Pülleken Roten:

da kann man bis hoch in die Siebzig sein strammes Stück Pommersche Spickgans vertragen. Sie sollten wieder nach Körlin ziehen, Herr Major."

Nun mußte Gudarcza doch lachen. Es war ein wehmütiger Einklang dabei, aber der Wein schmeckte plötzlich wieder. Der alte Emke hatte zu drollige Ideen! Körlin? Ja, wenn man nicht auch ein ganz anderer geworden wäre — in den acht Jahren.

Aber draußen an der Oberspree, wo Fritz Neumann sich seine Gießerei und seine Werkzeugfabrik hingesetzt hatte, da wollte er sich eine Villa bauen. Um den Kindern recht nahe zu sein.

Denn die Dodo, die stand nun seinem Herzen doch am nächsten. Ein Prachtmädel . . . ein Prachtfrauchen! Wie die damals ihren Fritz sich erobert hat, wie die Mutters Widerspruch und meine Bedenken niedergerungen hat: das war einfach großartig. Auf die Dodo hat das verfluchte Geld nie Einfluß gehabt. Die ist in ihrer gesunden Natürlichkeit durch den plötzlichen Reichtum durchgegangen . . . ja wie denn? . . . mit sauberen Schuhen, sozusagen. Und wenn man's recht überlegt: von allen Kindern hat sie allein ein volles Glück gewonnen —

Und nun wurde es wohl Zeit.

Gudarcza stand auf und langte sich Hut und Stock. Er sah sich noch einmal in dem Stübchen um. Alt und verräuchert war's. Eigentlich eine schauderhafte Bude. Aber ein Hauch von Gemütlichkeit lag darüber. Mit dem konnten weder Adlon noch Bristol noch der Kaiserhof aufwarten.

„Also nu wollen der Herr Major wieder nach Kol-

berg zurück? Sind denn auch Enkelkinder da, mit Erlaubnis zu fragen?"

„Aber natürlich, Herr Emke. Ein Junge und ein Mädel. Die reinen Wonneklöße für solch altes Großvaterherz."

Herr Emke senior wischte seine rechte Hand am Hosenboden ab und streckte sie dann über den Ladentisch. Er drückte pommersch derb zu. So etwas kannte man in Berlin gar nicht. „Enkels machen immer Freude! Ich hab auch dreie!" sagte er. „Wenn Sie mal wieder nach Körlin kommen, beehren Sie mich, Herr Major."

„Ganz gewiß, Herr Emke. Ganz gewiß."

Die Ladenklingel tönte wie einst. Ganz derselbe quietschende Klang war's wie ehedem — vor acht Jahren.

Gudarcza trat auf die Straße. Die frische Luft tat ihm wohl. Meeresluft, vom Ostseestrande herübergetragen.

Am Strande spielten jetzt die Enkel. Sie hatten eine große Burg im Sande gebaut, und Großvater sollte die heut noch mit einweihen. Er war feierlichst geladen worden. Wenn er zurecht kommen wollte, war's höchste Zeit.

Er schritt schneller aus als auf dem Hinweg. Das Herz war ihm leichter geworden. Und er dachte: ‚Ja, die Dodo! — Die hat's von uns allen am besten verstanden. Die hat sich auch eine Burg gebaut, eine feste Burg des Glücks. Wenn ich nur erst wieder ihr fröhliches Lachen hörte!'

---

haltungsroman. Der reife Leser wird durch diese Geschichte einer Ehe viel mehr kennen lernen als eine Ehe.

Hamburger Fremdenblatt: ... Zobeltitz faßt das Problem der gegenseitigen Wertschätzung der Geschlechter umgekehrt. Er gibt dem Mann die seelische Kraft der Freiheitsempfindung und läßt ihn darunter leiden, daß seine Lebensgefährtin sich unfrei, seelenlos, „weiblich" gibt. Der Held seines Romans vermißt bei seiner Frau, was die Frauen der meisten zeitgenössischen Dichtungen bei den Männern zu vermissen pflegen. In die Reize von Sidis verführerischem Körper hat sich Erich Kerzin verliebt, und unter Schmerzen dämmert ihm die Erkenntnis, daß er ein Weib ohne Seele gewonnen hat. Sie hat zu dem sonderlichen Kauz, als den sie ihren Gatten auffaßt, kein Verhältnis. An den heiligen Sebastian eines alten Gemäldes, das ihr einmal aufgefallen ist, erinnert er sie, und wie ein Heiliger im langsamen Märtyrertod schreitet er durch die stimmungsvolle und im Gefühl erlebte Dichtung. Sich selbst, nicht ihr, spricht er die Verantwortung für sein verfehltes Leben zu. Er darf sich von ihr nicht trennen, denn er weiß, wohin sie ihre Veranlagung treiben würde, wenn sie ihn als Stütze verlöre. Die junge, gedankenlose, flotte Schauspielerin ist beherzter als er. Sie tut den ersten Schritt. Die von ewigen Skrupeln und Gewissensbissen zerpflückte Ehe langweilt sie. Sie wünscht selbst wieder, frei zu werden. Mag er sich an die magere Marga halten, die ihr ihn mit ihren schönen Reden abspenstig gemacht hat. Und er hält sich an die andere, an die kranke Freundin, von der er sich verstanden glaubt und zu deren Sterbelager er eilt. Noch kann sie ihm einen Gruß zuwinken, dann stirbt sie. Ein Madonnenanbeter bleibt er in dieser Welt zurück.

Kölnische Zeitung: Ein liebenswürdiges Buch in frischem Erzählerton.

Münchener Neueste Nachrichten: Mit einer tiefen Lebenskenntnis sind die beiden Hauptfiguren gezeichnet und ist ihr Schicksal Schritt für Schritt entwickelt, und gleichzeitig malt Hanns von Zobeltitz auch hier wieder mit bewährter Kunst ein fesselndes, farbenreiches Bild des Berliner Gesellschaftslebens.

Neues Wiener Tageblatt: Ein natürliches Gefühl, ein Sinn und Auge für Maße und Größenverhältnisse und ein unverbildetes Empfinden für menschliche Werte. Das ist es,

was ich gerade an seinen Gesellschaftsromanen schätze: Sie geben ein wirklich getreues Bild dieser Gesellschaft; sie klagen nicht an, wollen nichts beweisen, mischen die Farben nicht zugunsten einer bestimmten Tendenz. (Inhalt.) Zobeltitz besitzt in der Handlungsführung und Darstellung eine Leichtigkeit, um die man ihn beneiden könnte. So wird das Buch, das vielleicht als sein bester Roman gelten kann, in Nord und Süd vielen willkommen sein.

Neue Freie Presse: Einer der besten Romane, den wir dem glänzenden Schilderer des heutigen insbesondere aristokratischen und militärischen Gesellschaftslebens verdanken.

Die Propyläen: Ein gewiegter Romancier versenkt sich mit großer Liebe in dieses Ineinander- und Auseinanderspiel zweier wesensverschiedener Naturen, die durch die bloße Wallung des Blutes zusammengeführt worden sind. Die Schlichtheit der Behandlung und die vorzügliche psychologische Verarbeitung vereinigt sich mit dem sittlichen Ernst, von dem die Geschichte getragen wird, zu einem eindrucksvollen Ganzen; es werden keine beunruhigenden Tiefen aufgerührt; aber es werden bestimmte Gesellschaftstypen mit Bravour gezeichnet und ihre Ebenbildähnlichkeit mit so feinen Zügen ausgestattet, daß wie ernsthaft nicken: ja, die kenne ich, und der ist mir im Leben begegnet; und diese traurige Falte hat ihm das Schicksal auf die Stirn gedichtet. — Wieviel Sebastiane laufen auf der Straße umher!

Der Reichsbote: Was den Roman neben der glänzenden Darstellung und dem hohen sittlichen Ernst des gereiften Mannes, der wie alle Romane Zobeltitz auch diese neueste Schöpfung wertvoll macht, besonders auch zu Geschenkzwecken geeignet macht, ist die außerordentliche Zartheit und Dezenz. Gerade hierdurch setzt er sich zu andern Eheromanen in den wohltuendsten Gegensatz. Wir wünschen dem von viel Lebenserfahrung, Resignation und Herzenswärme zeugenden Werk die herzliche Aufnahme die seinen Vorzügen nicht fehlen wird und die sich in der bereits erreichten dritten Auflage, glänzend dokumentiert.

Tägliche Rundschau: Der Reiz dieses Romans liegt weder in einem tiefen Grundgedanken (die im Titel betonte Sebastians-Idee geht übers Dekorative nicht hinaus), noch in äußerlicher Spannung. Zobeltitz verzichtet hier offenbar mit Absicht auf die Kunstmittel, die ihm wohlbekannten, des Gesellschafts-

romans, der vorzüglich auf die Unterhaltung des Lesers ausgeht. So einfach, so künstlerisch sachlich wie nur je zuvor, gibt er, Stufe für Stufe, einen psychologischen Bericht vom gutbeobachteten Verlauf einer Ehegemeinschaft und von ihrer gesellschaftlichen Umgebung. Das macht den Reiz des neuen Buches und stellt es zum Wertvollsten im Schaffen seines Urhebers.

Weserzeitung: Man wird diesen Roman wohl zur Unterhaltungsliteratur rechnen müssen, aber selten wird man so ernst, vornehm und zugleich interessant „unterhalten" werden wie hier von Hanns v. Zobeltitz. Er stellt uns Menschen vor, an denen wir sofort Anteil nehmen oder denen wir als Nebenpersonen mit freundlicher Neugier zusehen. Und er erzählt uns das Schicksal jener Menschen mit warmer Eindringlichkeit und ganz schlichter feiner Kunst, die hier und da wohl an Altmeister Fontane erinnert. (Folgt Inhalt.)

Die Zeit (Wien): Hier hat Hanns v. Zobeltitz die Meisterschaft in der psychologischen Führung erreicht. Es sitzt alles, alles ist an seinem Orte, und ein sicherer Zug geht durch das ganze Buch. Es ist vielleicht dieses Schriftstellers reifstes Buch, und was wir an ihm schätzen, die weltmännische Gelassenheit, die vornehme Ruhe, alles, was seinen Stil ausmacht, findet sich hier in vollkommener Entfaltung. Es gibt wenige Autoren in Deutschland — Ompteda und Frida v. Bülow wären vielleicht unter ihnen zu nennen — die mit solcher Selbstverständlichkeit die „Gesellschaft" darzustellen verstehen wie Hanns v. Zobeltitz, die für ihre leisesten Regungen — die Regungen des großen Organismus: „die Gesellschaft" — wie für ihre augenfälligsten und derbsten Originale die gleiche liebende Sorgfalt hätten. Mit dem heiligen Sebastian hat uns Zobeltitz ein Buch gegeben, das bleibenden Wert hat, weil es mit dichterischer Kraft ein Problem behandelt, das unsere Zeit lebhaft bewegt. Das Problem der Kultur der Persönlichkeit.

Buchdruckerei Roitzsch, Albert Schulze, Roitzsch.

